

# zur debatte

KATHOLISCHE  
AKADEMIE in



# 1957 2017





---

zur **debatte**

KATHOLISCHE  
AKADEMIE in



BAYERN

1957  
2017

---

# Editorial

## Liebe Freunde und Interessenten der Katholischen Akademie Bayern!

Sie halten eine Jubiläumsausgabe unserer Zeitschrift in der Hand; sind wir im Jahr 2017 doch 60 Jahre alt geworden. Am 1. Februar 1957 war mit einem Festvortrag Romano Guardinis die Katholische Akademie als gemeinsame Einrichtung aller sieben bayerischen Bistümer eröffnet worden und hatte somit auch den Auftrag erhalten, nach Möglichkeit im gesamten Freistaat präsent zu sein.

Welche Herausforderungen und Perspektiven die in der Satzung niedergelegten drei Grundziele unseres Arbeitens 60 Jahre nach der Gründung hervorrufen, davon zeugt am Ende dieses Heftes die „Cloud“, die Wolke von Begriffen, entstanden bei drei Sitzungen unserer Beratungsgremien. Um aber die im deutschen Sprachraum für eine Akademie einzigartige kirchliche Konstruktion deutlich zu dokumentieren und gleichzeitig Zeichen der Dankbarkeit für 60 Jahre großartige Trägerschaft zu setzen, haben wir während unseres Jubiläumsjahrs zusammen mit dem jeweiligen Bischof in allen bayerischen Diözesen ein besonderes Treffen als Festveranstaltung durchgeführt.

Ganz bewusst fand übrigens keine dieser Veranstaltungen in der Bischofsstadt selbst statt, sondern jeweils an einem für das besprochene Thema typischen Ort. Auch dies ein Signal, dass uns, soweit irgend möglich, an breiter Präsenz in Bayern gelegen ist, über die Dokumentation unserer Tagungen im Druck und in den digitalen Medien hinaus. Bei der Gesamtschau auf die sieben Abende werden zugleich sieben Dimensionen unseres Auftrags präsent, die unhintergebar bleiben. Deshalb haben wir sie in dieser Sonderausgabe aufwendig dokumentiert und verstehen sie gleichsam als Visitenkarte des thematischen Programms, dem wir uns verpflichtet wissen. Alle Diskutanten und Referenten fanden Zeit, ihre Redebeiträge zu korrigieren und zu autorisieren. Dafür intensiven Dank!

## Dankfest

Begonnen aber hatte das Jubiläumsjahr mit einem kleinen Dankfest. Am Abend des 1. Februar 2017 – auf den Tag also genau 60 Jahre nach der Gründung – kamen rund 150 Personen zusammen: aktive und ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aktive und ehemalige Mitglieder unserer Gremien und weitere enge Freunde, darunter drei Persönlichkeiten, die schon damals am 1. Februar 2017 als junge Studenten in der Großen Aula der LMU dabei waren: Herzog Franz von Bayern, Prof. Dr. Günter Niggel und Prof. Dr. Richard Heinzmann.

Den Gottesdienst in der Sankt-Michaels-Kapelle des Kardinal-Wendel-Hauses zelebrierte Friedrich Kardinal Wetter, Erzbischof em. von München und Freising, in seiner Amtszeit 1982 bis 2008 Protektor der Akademie. Den Mittelpunkt des anschließenden Festes bildete dann, einer Akademie gemäß, der wissenschaftliche Vortrag. Dr. Oliver Schütz, heute Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung in Ulm, hatte in seiner 2004 veröffentlichten Dissertationsschrift „Begegnung von Kirche und Welt“ die Gründungsgeschichte katholischer Akademien in Deutschland von 1945 bis 1975 untersucht. Aus grossem Wissensfundus schöpfend, sprach er bei uns zum Thema „Ungleiche Geschwister. Die Katholische Akademie Bayern in der Gründungslandschaft katholischer Akademien“.

## Kirche und Kultur

Am Beginn der Veranstaltungen mit den bayerischen Bischöfen stand ein Gedankenaustausch zwischen Kirche und Bildender Kunst. Der Würzburger Diözesanbischof Dr. Friedhelm Hofmann – mittlerweile emeritiert –, gilt aufgrund seiner Ausbildung, seines Interesses und seiner fachlichen Qualifikation als ausgewiesener Kunstexperte. Er sprach am 3. April 2017 mit einem der bedeutendsten deutschen Maler der Gegenwart, Prof. Dr. h.c. Markus Lüpertz. Die beiden fanden sich im Museum Georg Schäfer in Schweinfurt zusammen und diskutierten auch über die Wechselwirkungen der beiden immer wieder mal als Antipoden verstandenen Welten von „Kirche“ und „Kunst“, im Besonderen der Bildenden Kunst.

Da die Beschäftigung mit zeitgenössischer Kunst einen Schwerpunkt der Akademiearbeit bildet,

sei an dieser Stelle ein Hinweis auf die „Sommernacht der Künste“ am 27. Juni 2017 gestattet. Im Mittelpunkt des Abends zum Thema „Schöpfung“ standen Musikstücke, darunter zwei Uraufführungen, die mit Kunstwerken aus dem Kardinal-Wendel-Haus in Beziehung treten sollten.



## Kirche und säkulare Gesellschaft

Über Kirche im säkularisierten Umfeld sprachen Bischof Dr. Konrad Zdarsa von Augsburg und Sachsens Ministerpräsident Stanislaw Tillich am 3. Mai 2017 im Pfarrzentrum St. Salvator in Nördlingen. Der Gedankenaustausch des Bischofs und des Politikers, bei dem auch der gegenseitige Respekt und die Sympathie der Gesprächspartner deutlich wurden, machte deutlich, wie die sehr speziellen Erfahrungen der katholischen Diaspora, unter denen sowohl Konrad Zdarsa als auch Stanislaw Tillich in der DDR aufwuchsen, nutzbar gemacht werden können für eine Kirche auch bei uns in ebenfalls zunehmend säkularisiertem Umfeld.



## Kirche und geschichtlich gewachsene Beziehungen

Mit dem Thema der Ostausrichtung des Bistums Regensburg in Geschichte und Gegenwart griffen wir ein besonderes Anliegen von Bischof Dr. Rudolf Voderholzer auf. Zum Gespräch am 20. Mai 2017 im „Centrum Bavaria Bohemia“ im oberpfälzischen Schönsee war auch Bischof Tomáš Holub von Pilsen gekommen, der nicht nur perfekt deutsch spricht, sondern dem die Verbindungen mit Regensburg, Bayern und Deutschland ebenfalls ein besonderes Anliegen sind. Dem Gespräch der beiden Bischöfe ging ein Referat des Regensburger Kirchenhistorikers Prof. Dr. Klaus Unterburger voran, der die 1200-jährige Geschichte Ostbayerns und Böhmens in einem wahren Parforceritt durchmaß. Besonders schön war, dass die rund 100 Teilnehmer nicht nur theoretisch etwas über die Beziehungen zu Tschechien zu hören bekamen. Mit Bischof Rudolf fuhren wir in das tschechische Kloster Kladruby (Kladrau); der Bischof erzählte von den Beziehungen seiner Familie zu diesem Ort und hielt zum Abschluss eine Statio in dem wunderschönen Gotteshaus, das sich im eigenartigen Stil einer Barockgotik präsentiert. Ein hochinteressanter Besuch führte dann noch weiter nach Pilsen.



## Kirche und Staat

Im Alten Schloss auf Herrenchiemsee sprachen am 14. Juli Kardinal Reinhard Marx, auch Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, und Professor Andreas Voßkuhle, Präsident des Bundesverfassungsgerichts, anderthalb Stunden über das Verhältnis von Kirche und Staat. Das Thema war hochaktuell (wenige Tage zuvor war die ent-

scheidende Abstimmung im Bundestag über die „Ehe für alle“) und fand genau an jenem besonderen historischen Ort statt, an dem im Sommer 1948 der Verfassungskonvent tagte, der die wichtigsten Vorarbeiten für das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland leistete und unter anderem auch die Kirchenparagrafen der Weimarer Reichsverfassung in das Grundgesetz integrierte. Zum Abschluss feierte der Kardinal mit allen Beteiligten ein Pontifikalamt bei den Benediktinerinnen auf der Fraueninsel.



## Kirche und Nachhaltigkeit

Ebenso hochrangig wie im ersten Halbjahr ging es dann nach der Sommerpause weiter. Am 20. September trafen im Ingolstädter Canisiusstift der Eichstätter Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB und der Vorstandsvorsitzende von Audi, Professor Rupert Stadler, zu einem Gespräch über Mobilität und Nachhaltigkeit zusammen, das auch eigene existentielle Prägungen miteinschloss. Auf sehr konstruktive Weise zeigten sich klare Unterschiede, aber auch überraschende Gemeinsamkeiten. Während Bischof Gregor Maria sehr deutlich auf Grenzen des Wachstums und damit auch nicht zuletzt der Mobilität hinwies und zu einer neu verstandenen, notwendigen Askese aufrief, um Zukunft menschenwürdig und generationengerecht gestalten zu können, formulierte Professor Stadler ebenso deutlich sein Vertrauen in die Zukunft und in technische Innovation, die Lösungen für die Zukunftsfragen bereithalten.



## Kirche und ihre geistliche Mitte

Einen ganz eigenen Platz nahm die Jubiläumsveranstaltung im Bistum Passau ein. Die geistliche Besinnung und persönliche Ausrichtung stand bei der Wallfahrt mit Bischof Dr. Stefan Oster SDB im Zentrum. Die Pilgergruppe der Akademie ging am 23. September von der Wallfahrtskirche Heiligenstatt nach Altötting, ins katholische „Herz Bayerns“ und zu einer Eucharistiefeier mit dem Bischof in der Gnadenkapelle. Bischof Stefan gestaltete beim Pilgerweg vier Stationen, auf denen er den Gedanken der Begegnung – basierend auf Texten des Lukasevangeliums – sehr unterschiedlich und sehr persönlich interpretierte. Diese Wallfahrt verstehen wir zum einen als Dank an Gott für das Geschenk der 60-jährigen Geschichte unserer Akademie, und zum andern als Bittwallfahrt und Ausdruck der Hoffnung, dass er die Arbeit der Akademie und alle Menschen, die sich mit ihr verbunden wissen, auch in Zukunft beschirmen möge.



## Kirche und weltkirchliche Verantwortung

Einem ganzen Kontinent widmeten wir uns schließlich bei der siebten Veranstaltung. Am 13. Oktober war die Akademie zu Gast an der Universität Bayreuth. Erzbischof Dr. Ludwig Schick von Bamberg und Günter Nooke, der Afrikabeauftragte der Bundeskanzlerin, trafen sich zum Gespräch über „Afrika und unsere Verantwortung“ an einem besonders passenden Ort, dem „Iwalewa-Haus“, weil die Universität genau dort einen Forschungsschwerpunkt zu unserem südlichen Nachbarkontinent aufgebaut hat. Erzbischof Ludwig Schick ist in der Deutschen Bischofskonferenz verantwortlich für den Bereich Weltkirche und ein ebenso leidenschaftlicher Freund wie detail-

lierter Kenner Afrikas, was genauso für Günter Nooke gilt. Beiden merkte man im Gespräch sehr deutlich an, dass ihnen die Thematik nicht nur aus beruflichen Gründen sehr am Herzen liegt, sondern ein echtes persönliches Anliegen ist.

Über Afrika wurde nicht nur geredet, es war auch präsent. Michael Kleiner von der Stabsstelle Weltkirche des Erzbistums zeigte und erklärte einige Stücke der Ausstellung „Farben des Senegal – Kunst aus der Bamberger Partnerdiözese Thiès“. Und Bischof Joachim Ouédraogo von Koudougou in Burkina Faso konnte bei der anschließenden Begegnung allen Fragenden direkte Antworten aus erster Hand geben.



Liebe Leserinnen und Leser unserer „debatte“, Ihnen nun zu all diesen Themen eine anregende Lektüre. Die möge erstens deutlich machen, dass wir in der Akademie auch nach 60 Jahren quicklebendig und am Puls der Zeit sind, zweitens Sie anstoßen, persönlich weiterzudenken, und drittens Ihr Interesse wachhalten an der Akademie für die nächsten Jahre (und vielleicht sogar Jahrzehnte).

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und uns allen, der Katholischen Akademie Bayern und den dafür Verantwortlichen auf allen Ebenen unserer Kirche gesegnete Zeiten und glückliche Zukunft,



Ihr   
Msgr. Dr. Florian Schuller,  
Akademiedirektor

## Themen „zur debatte“

Kleines Dankfest	
<b>Die Katholische Akademie Bayern in der Gründungslandschaft katholischer Akademien</b>	
1. Februar 2017	7
Bischof Dr. Friedhelm Hofmann und Prof. Dr. h.c. Markus Lüpertz	
<b>Ein Akademiegespräch zu „Kirche und Kunst“</b>	
3. April 2017, Museum Georg Schäfer in Schweinfurt	13
Bischof Dr. Konrad Zdarsa und Ministerpräsident Stanislaw Tillich	
<b>Ein Akademiegespräch zu „Kirche in säkularisiertem Umfeld“</b>	
3. Mai 2017, Pfarrzentrum St. Salvator in Nördlingen	21
Bischof Dr. Rudolf Vorderholzer, Bischof Dr. Tomáš Holub und Professor Klaus Unterburger	
<b>Die Ostausrichtung des Bistums Regensburg in Geschichte und Gegenwart</b>	
20. Mai 2017, Centrum Bavaria Bohemia in Schönsee	29
Reinhard Kardinal Marx und Professor Andreas Voßkuhle	
<b>Ein Akademiegespräch zu „Kirche und Staat“</b>	
14. Juli 2017, Schloss Herrenchiemsee/Insel Frauenwörth	37
Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB und Professor Rupert Stadler	
<b>Ein Akademiegespräch über „Nachhaltigkeit und Mobilität“</b>	
20. September 2017, OrbanSaal des Katholischen Canisiusstifts in Ingolstadt	45
Bischof Dr. Stefan Oster SDB	
<b>Dank- und Bittwallfahrt nach Altötting</b>	
23. September 2017, von Heiligenstatt nach Altötting	53
Erzbischof Dr. Ludwig Schick und Günter Nooke	
<b>Ein Akademiegespräch über „Afrika und unsere Verantwortung“</b>	
13. Oktober 2017, Iwalewa-Haus der Universität Bayreuth	59
Sommernacht der Künste	
<b>Nachsinnen über die Schöpfung</b>	
27. Juni 2017	66
<b>Leitsätze der Akademie</b>	68
Impressum	70



## Kleines Dankfest

# Die Katholische Akademie Bayern in der Gründungslandschaft katholischer Akademien

## 1. Februar 2017, Tagungszentrum der Katholischen Akademie in München-Schwabing

Vor 60 Jahren, am 1. Februar 1957 wurde die Katholische Akademie in Bayern offiziell in Dienst genommen. Der Stapellauf fand in der Aula der Universität München statt. Mit der bayerischen Neugründung stach eine Institution in See, die immer wieder als „Flaggschiff“ der Katholischen Akademien in Deutschland bezeichnet wurde.

### I. Das Flaggschiff

Ein Flaggschiff ist gemeinhin das größte, schnellste oder bekannteste Schiff der Marine. Es fährt unter der Flagge des Admirals, der von dort aus die Flotte befehligt. Als die Katholische Akademie in Bayern den Anker lichtete, wurde allgemein anerkannt, dass hier ein Schwergewicht die Fahrt aufnahm. Allerdings wäre kaum einer der anderen Akademien, die damals schon Segel gesetzt hatten, eingefallen, von der Brücke der Münchner Akademie Befehle entgegen zu nehmen. Die Gründung der Katholischen Akademien ist stark geprägt vom Partikularismus. Jede einzelne Einrichtung hat ihre ganz eigene Geschichte, abhängig von den beteiligten Personen, den zuständigen Bistümern und den zugewiesenen Aufgaben. Eine zentrale Steuerung der Akademien fand nicht statt.

Die Vorhut bildeten die Sozialakademien. Sie wurden vor allem in Anknüpfung an die Bildungsarbeit des Verbandskatholizismus schon bald nach Kriegsende eingerichtet. Diese oft noch Sozialinstitute genannten Einrichtungen finden sich im westdeutschen Industriegebiet. Ihre Arbeit zielte auf die Verwirklichung der katholischen Soziallehre. Sie waren aber auch Ausdruck einer Verlagerung der Initiative von den Verbänden zu den Bischöfen, eine von letzteren gewollte Verlagerung.

In der weiteren Entwicklung übernahmen die Sozialinstitute Wesensmerkmale der sich neu formierenden kirchlichen Akademien. Zu deren Gründung kam es in den 1950er Jahren und auch hier vornehmlich in diözesaner Trägerschaft, was den genannten Partikularismus verstärkte. Dieser wurde auch nicht überwunden durch den Leiterkreis der katholischen Akademien. Ab 1958 kam der Stab der Akademiedirektoren regelmäßig zusammen. Was aber eine katholische Akademie sei, das war und ist bis heute dort Gegenstand der Diskussion. Immerhin fand durch dieses Gremium eine gewisse Abstimmung der Arbeit statt, ohne dass freilich eine Person oder Institution das Kommando über die Flotte ergreifen konnte. Für die Akademien in ihrer Unterschiedlichkeit gilt, was sich die Katholische Akademie Hamburg zum Motto gemacht hat. Sie gehört als späte Gründung zu den Kindern des Konzils. Die Überzeugungen, welche die Akademien trugen, hatten von Anfang an Richtung Konzil gedrängt. Man verfolgte das Zweite Vatikanische Konzil mit größter Aufmerksamkeit. Die bayerische Akademie hielt sogar eine Tagung während des Konzils in Rom ab. An manchen Orten in

Deutschland fand sich erst nach dem Konzil der Mut und die Energie zur Akademiegründung. In Hamburg war das 1973. Auf dem Dachgarten des Akademiegebäudes findet sich in Zeichen des internationalen Flaggen-Alphabets der Satz: „Wir haben alle den einen Himmel, aber nicht denselben Horizont.“ Eine Einsicht, die auf die Programmatik der Akademien genauso zutrifft wie auf ihre Vielgestaltigkeit. Der Münchner Erzbischof Joseph Kardinal Wendel formulierte es bei der Eröffnung 1957 so: „Verschieden sind die Wege, auf denen wir zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.“

### II. Wettlauf der Landesakademien

Mit der Gründung der Akademie in Bayern gelang es, die diözesane Zersplitterung innerhalb eines Bundeslandes zu überwinden. Das wäre nun tatsächlich ein Alleinstellungsmerkmal, hätte nicht zeitgleich nordwestlich die Kiellegung für eine zweite Landesakademie stattgefunden. Die Rabanus Maurus Akademie der hessischen Bistümer lieferte sich ein Kopf-an-Kopf-Rennen mit den Bayern. Tatsächlich konnten die Hessen mit einem Vorsprung auslaufen. Sie eröffneten ihre Akademie im Staatstheater Wiesbaden genau zwei Wochen vor München. Allerdings hatten ihnen die Münchner den vorgesehenen Festredner Romano Guardini ausgespannt. So sprach in der hessischen Landeshauptstadt an seiner Stelle Hans Urs von Balthasar. Der Aufbau in Frankfurt verlief deutlich mühsamer als in Bayern. Unterschiedliche Vorstellungen über die Ausrichtung der Akademie prallten in beiden Fällen aufeinander, doch die



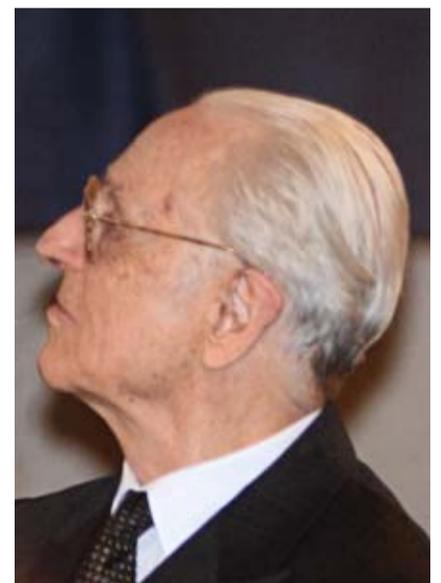
Dr. Oliver Schütz, Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung Ulm, erzählte die Gründungsgeschichte unserer Akademie.



Prof. Dr. Richard Heinzmann erlebte als junger Mann die Eröffnungsveranstaltung der Katholischen Akademie am 1. Februar 1957 ...



... genauso wie der damalige Student Prof. Dr. Günter Niggel und ...



... ebenso wie Franz von Bayern, der mit dem damaligen Oberhaupt des Hauses Wittelsbach, Herzog Albrecht, in die Universität München gekommen war.



Dr. Karl Forster, der erste Direktor der Katholischen Akademie Bayern (li.), zusammen mit Dr. Karl Böck aus dem Bayerischen Kultusministerium, der im

Auftrag von Kardinal Joseph Wendel die Grundkonzeption der Akademie ausgearbeitet hat.



Prof. Dr. Romano Guardini hielt den Festvortrag bei der ersten Akademieveranstaltung.

Akademien ein entscheidendes Vorbild für die katholischen Gründungen. In München wurde natürlich Maß genommen an der bereits 1947 gegründeten Evangelischen Akademie Tutzing. Allerdings gibt es durchaus eine eigenständige Entwicklung im Katholizismus auf dem Weg zur Akademiewerdung. Die bereits erwähnten Sozialinstitute, aber auch die Bildungsheime im Kontext der Katholischen Aktion entstanden aus innerkatholischem Antrieb, adaptierten dann aber das Akademiemodell als Organisationsform der Stunde. Neben den evangelischen wurden auch die frühen katholischen Akademien zum Vorbild für weitere Gründungen im Katholizismus. Bei den Vorüberlegungen in München wurden zum Beispiel Informationen über die damals schon bestehende Akademie der Diözese Rottenburg einbezogen. München wiederum leistete später Geburtshilfe in Schwerte.

### *Neben den evangelischen wurden auch die frühen katholischen Akademien zum Vorbild für weitere Gründungen im Katholizismus.*

Zu erwähnen sind natürlich auch die Bischöfe. Die Akademien entstehen fast durchweg in Anbindung an die Bistümer. Ein zur Hierarchie konkurrierender Verbandskatholizismus mit überdiözesanen Strukturen, gar mit eigenen Akademien, war ausdrücklich nicht gewollt. So steht an der Wiege mancher Akademie ein durchaus integralistischer Impuls. Viele Bischöfe favorisierten den Schulungsgedanken. Laien sollten unter dem Vorzeichen der Katholischen Aktion im Sinne des Episkopats geschult werden und dann als Multiplikatoren für die Christianisierung der Gesellschaft wirken. Tatsächlich wurden für diesen Zweck Diözesanbildungsheime errichtet, etwa in Bensberg oder in Freiburg. Sie schwenkten bald in Erkenntnis der Zeichen der Zeit auf Akademiekurs um. Bei fast allen frühen Akademiegründungen musste sich eine welt-offene Position gegen ein bischöfliches Instruktionsmodell durchsetzen. München blieb diese Phase weitgehend erspart. Das lag zum einen an Erzbischof Wendel, der einen weltoffenen Kurs vertrat. Ganz entscheidend aber für die Verlagerung von der Schulung hin zu dem, was Akademien charakterisiert – Begegnung, Dialog und Offenheit –, waren hier die Kreise katholischer Laien. Sie brachten vor allem die Akademien auf ihren zeitgemäßen Kurs, in Bayern wie andernorts. Wobei die bayerische Gründung insofern heraussticht, als dass nirgendwo sonst eine so große Zahl von Wissenschaftlern an Konzeptionen, Aufbau und Begleitung der Akademie beteiligt war. Ihr Selbstbewusstsein hatten diese Laien gewonnen durch ihre Herkunft aus dem Verbandskatholizismus, durch die Erfahrungen der NS- und Kriegszeit, durch ihre solide Bildung und berufliche Position, durch Prägung in Öffnungsbewegungen des Katholizismus wie Quickborn, Jugendbewegung und im Umfeld von „Hochland“. Sie wollten nicht in Monologen belehrt werden, sondern ins ernsthafte Gespräch eintreten über die drängenden Fragen der Zeit. Für München zu nennen wären in diesem Kontext die deutschen Mitglieder des „Internationalen Instituts für Sozialwissenschaft und Politik“, der aus dem Beuroner Kontext entstandene „Münchener Hochschulkreis“, der „Bayerische Presseclub“, die „Christliche Loge“, die „Paulus-Gesellschaft“ und die „Katholische Aktion“.

Differenzen zwischen den hessischen Diözesen waren größer. In Bayern wirkte integrierend Kardinal Wendel, der sich als kluger Steuermann der Akademiegründung angenommen hatte. Zu Recht wurde das Stammhaus der Akademie in München nach ihm benannt. In der Folge lag der hessische Großsegler im Vergleich zum bayerischen nicht ganz so gut auf Kurs. Entsprechend fiel das Fazit nach einigen Jahren so aus: Man befinde sich – so zu lesen im Jahresbericht der hessischen Akademie von 1964 – im Vergleich mit den übrigen Katholischen Akademien „auf der oberen Ebene einer Skala, deren Spitze von der Katholischen Akademie in Bayern eingenommen wird.“

Wenn also am Flaggschiff der katholischen Akademien die bayerische Fahne wehte, dann schon aufgrund der schiereren Größe und den damit verbundenen Möglichkeiten dieses „Schlachtschiffes“. Im Vergleich dazu waren die diözesanen Fregatten in überschaubaren Gewässern unterwegs; sie mussten wendiger sein, um in unterschiedlichen und konkreten Einsätzen vor Ort zu bestehen. An sie wurden neben der Akademiearbeit weitere Funktionen herangetragen, etwa in der lokalen Erwachsenenbildung oder in Fort- und Weiterbildung von Mitarbeitern. Zu ihnen zählt die Stuttgarter Gründung von 1951, die als erste den Titel einer Katholischen Akademie trug. Dies war kein Zufall, entstand sie doch quasi in Sichtweite der kirchlichen Ur-Akademie, der schon 1945 eröffneten Evangelischen Akademie in Bad Boll am Fuße der Schwäbischen Alb.

### III. Die Lotsen der Gründerzeit

Die neuartigen Gebilde der kirchlichen Akademien wurden von verschiedenen „Lotsen“ auf Kurs gebracht. Unbestritten sind die evangelischen

Entscheiden waren aber auch Einzelpersönlichkeiten, die sich ab 1954 im „Verein der Freunde der Katholischen Akademie“ zusammenfanden. Exemplarisch genannt werden können der Redakteur Helmut Ibach, der von Carl Muth inspirierte Kösel-Verleger Heinrich Wild, der Philosoph Hermann Krings, die Publizisten Friedrich Desauer und Bernhard Zittel. Diese Freunde der künftigen Akademie verstanden sich als Initiativgruppe mündiger Laien und wandten sich deutlich gegen eine Klerikalisierung des Projekts. Die Akademie sollte keine „Stätte der katholischen Volksbildung oder katholischen Verbandsschulung“ sein, so wörtlich, vielmehr war der Grundgedanke der einer „Begegnung zwischen Kirche und Welt“ in offenen Gesprächen. Auch wünschten sie die Akademie als einen „Ort des freimütigen innerkirchlichen Meinungs-austausches“. Glaubenswahrheiten sollten hier auf die konkrete geschichtliche Situation bezogen werden. Zur Klärung der aktuellen Fragen wollten sie auch fremde Positionen hören. Erzbischof Wendel unterstützte diese Ausrichtung. Womit sich die Laien nicht durchsetzen konnten, war die Rechtsform eines eingetragenen Vereins, die eine größtmögliche Unabhängigkeit sichern sollte. Übergangsweise führte ein Gründungskuratorium im Auftrag des Erzbischofs die Geschäfte. Letztlich wurde als Träger eine kirchliche Stiftung des öffentlichen Rechts gewählt, die für katholische Verhältnisse eine durchaus beachtliche Selbständigkeit und Freiheit der Einrichtung zulässt. Der juristische Stiftungsakt mit Unterschrift der Bischöfe und staatlicher Genehmigung fand allerdings erst 1962 statt.

#### IV. Segel setzen und Kurs halten

Die Navigation bis dorthin war nicht ganz einfach gewesen. Die an den Planungen Beteiligten wollten unterschiedliche Kurse einschlagen. Die nicht konfliktfreie Harmonisierung dieser Vorüberlegungen sollte sich aber langfristig als nachhaltig erweisen. Im Grund gelten die damals gefundenen Festlegungen bis heute. Die Katholische Akademie in Bayern weist damit programmatisch und konzeptionell eine Kontinuität auf, die sie von anderen Häusern unterscheidet, deren Ausrichtung immer

wieder überarbeitet wurde, ganz zu schweigen von den Akademien, die im Lauf der Zeit untergingen. In München wurden drei Grundfunktionen der Akademie definiert:

1. Die wissenschaftliche Vertiefung des katholischen Weltverständnisses
2. Die Begegnung von Glaube und Welt im gegenseitigen Austausch
3. Die Förderung der katholischen Bildungsarbeit

Für jeden dieser Bereiche wurde ein eigener Rat eingerichtet und auch diese sind bis heute aktiv. In das Gründungsjahr 1957 zurück reichen zudem die Hochschulkreise. Sie zielen auf eine interdisziplinäre Begegnung von Universitätslehrern und eine Begegnung der verschiedenen Fachgebiete mit Theologie und katholischem Glauben. Diese breite Verzahnung der Akademie mit Wissenschaftlern an mehreren Hochschulstandorten ist ein Proprium der Bayerischen Akademie. Die offene Tagungsarbeit begann ebenfalls 1957. Wie konnte die neue Einrichtung auf sich aufmerksam machen, wie erregt man im Bayern der späten 1950er-Jahre die öffentliche Aufmerksamkeit? Mit einer Tagung gemeinsam mit der SPD. Das war der große Aufreger 1958. Damit aber demonstrierte die Akademie die Ernsthaftigkeit ihres Anliegens einer ernsthaften Begegnung mit den gesellschaftlich relevanten Gruppen und Themen.

Erwähnenswert ist schon, dass dieses Konstrukt all die Jahre gehalten hat. Der hessischen Akademie war das nicht gegeben. Die Fliehkräfte der beteiligten Diözesen waren zu groß für eine Landeseinrichtung. Das gemeinsame Projekt zerbrach. Übrig geblieben sind dort Diözesanakademien. Auf der anderen Seite entstand 1990 mit der Katholischen Akademie in Berlin eine neue überregionale Einrichtung, geplant ursprünglich für die Katholiken der DDR, dann – überrascht durch den Mauerfall – getragen von den Bistümern der neuen Bundesländer.

Ein Thema aber verbindet das Spannungsverhältnis einer überregionalen Akademie zu den gleichzeitig existierenden lokalen Diözesanakademien. In Würzburg gab es schon seit 1950 mit der Domschule eine regionale Akademie.



Joseph Kardinal Wendel eröffnete am 1. Februar 1957 die erste Veranstaltung der Katholischen Akademie Bayern in der Großen Aula der Universität München.

Später kam das Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg und die Katholische Akademie Augsburg hinzu, die freilich 2001 unterging und vielleicht im heutigen „Akademischen Forum“ wieder erstand. In Berlin verdrängte zwar die neue Hauptstadtakademie die ältere Westberliner Diözesanakademie, die

1997 abgewrackt wurde. Zugleich aber entstanden in einigen Mitträgerbistümern eigene Diözesanakademien, in Erfurt, Halle und Dresden – gemäß dem Grundsatz: jedem Bistum seine Akademie. Nicht nur in München steht man also immer wieder vor der Frage: Wie viel Regionalität ist notwendig, wie viel



Für eine Neuformulierung der Grundorientierungen von CDU und CSU werben der CSU-Vorsitzende Franz Josef Strauß und der CDU-Vorsitzende Dr. Helmut Kohl.



Studien- und Kontaktreise nach Israel (21. Februar bis 2. März 1975). Julius Kardinal Döpfner und Prof. Dr. Joseph Ratzinger auf dem Marktplatz von Bethlehem.

## Predigt beim Gottesdienst zum 60-jährigen Bestehen der Katholischen Akademie Bayern

Erzbischof em. Friedrich Kardinal Wetter

Wir schauen heute zurück auf die Gründung unserer Akademie am 1. Februar 1957 und die 60 Jahre, die seitdem verfließen sind. Diese Jahre waren voll Leben. Unzählige Menschen kamen hierher, um miteinander nach der Wahrheit zu suchen, die Welt und den Menschen besser zu verstehen, Wege zu finden, die in die Zukunft weisen. Viele konnten hier die Kirche erfahren als Ort des Dialogs, des freien, kritischen Denkens. Dafür gilt es zu danken.

Dank gebührt vor allem denen, die der Arbeit der Akademie Gestalt gegeben haben, den Direktoren, den Mitgliedern der Gremien, den für die Veranstaltungen verantwortlichen Studienleitern, den Referentinnen und Referenten und all denen, die für die Gastlichkeit dieses Hauses gesorgt haben.

Ein ganz besonderer Dank gilt am heutigen Tag dem Gründer Kardinal Joseph Wendel. In Weitsicht hat er mit unserer Akademie für die Kirche in Bayern begonnen, was acht Jahre später das Zweite Vatikanische Konzil mit der Konstitution „Gaudium et Spes – Die Kirche in der Welt von heute“ der ganzen Kirche auf ihrem Weg in die Zukunft mitgegeben hat. Man könnte sagen, unter diesem Gesichtspunkt habe das Konzil bei uns bereits am 1. Februar 1957 begonnen. Darum trägt das Haus unserer Akademie mit Recht seinen Namen.

Für all das danken wir heute Gott, der mit segnender Hand die Akademie begleitet hat. Doch er hat uns nicht nur mit seinem Segen begleitet und gleichsam aus himmlischer Höhe verfolgt, was wir machen, sondern er gehört auch dazu, spitz formuliert, er hat mitgemacht. Was heißt das?

Am Gründungstag sagte Romano Guardini, der die Festrede gehalten hatte, in einem Interview über die Aufgabe der Akademie: Wir brauchten einen Blick auf die Welt „von einem Standort her, der selbst nicht zur Welt gehört“. Wo finden wir einen solchen Standort, der nicht zur Welt gehört? Einen solchen Ort hat sich schon Archimedes vor zweieinhalb Jahrtausenden gewünscht: „Δός μοι ποῦ στῶ και κινήσω την γην“ – „Gib mir einen Ort, wo ich mich hinstellen kann, und ich werde die Welt bewegen.“ Mit dem von ihm entdeckten Hebelgesetz könnte er die ganze Welt aus den Angeln heben. Doch niemand konnte ihm diesen Standort geben.

Wir sind in einer besseren Situation. Wir haben diesen Standort: Gott gibt ihn uns in seinem Sohn Jesus Christus, einen Standort, der nicht von dieser Welt ist.

Durch den Glauben werden wir mit Jesus Christus verbunden, dass wir mit ihm auf die Welt schauen und sie in seinem Licht sehen. Der Glaube ist eine Standortverlagerung und lässt uns die Dinge mit den Augen Jesu, und das



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (li.) zeigt Kardinal Friedrich Wetter den neuen Ambo in der Kapelle. Bildhauer Friedrich Koller (re.) hatte ihn einige Tage vor dem Dankesfest aufgestellt.

bedeutet von Gott her, sehen. „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh 8,12), sagt Jesus von sich. Das Konzil greift dieses Jesuswort auf und beginnt die Kirchenkonstitution mit der programmatischen Aussage „Lumen gentium Christus est – Christus ist das Licht der Völker.“ Ich habe gehört, diese Eingangsformel sei von einer Arbeitsgruppe, die an der Kirchenkonstitution arbeitete, hier in unserer Akademie gefunden worden.

Im Lichte Christi schauen wir auf den Menschen und seine Welt. „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern wird das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12), sagt Jesus. Sein Licht verleiht unserem Erkennen eine neue Tiefe. In der Konstitution „Gaudium et Spes“ weist uns das Konzil zum Verständnis des Menschen darauf hin, wenn es sagt: „Christus, der neue Adam, macht in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem

Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung“ (GS 22). So führt uns vom Standort des Glaubens das Licht Christi zu einem tieferen Verständnis des Menschen und seiner Welt. Darum brauchen wir ihn.

Indem Gott uns seinen Sohn als Standort für unseren Blick auf die Welt gibt und sie uns in seinem Licht sehen lässt, ist er selbst an der Arbeit der Akademie beteiligt. Er stellt uns jedoch die Wahrheit nicht fertig vor Augen, sondern lässt sie uns suchen. Gott handelt nicht am Menschen vorbei, sondern mit uns. Er ist dabei, aber das Suchen erspart er uns nicht.

Darum suchen wir miteinander, lassen uns belehren, denken miteinander und streiten auch miteinander. Die unzähligen Veranstaltungen in diesen 60 Jahren – oft mit bedeutenden Personen der Zeitgeschichte – haben gezeigt, dass die Akademie auch eine „Vordenker-

Rolle“ einnimmt, wenn es darum geht, bei wichtigen ethischen, politischen und gesellschaftlichen Fragen immer wieder Gott und den christlichen Glauben ins Spiel zu bringen.

Doch Gott bringt sich auch selbst ins Spiel, wenn er in unserem Suchen und Ringen um die Wahrheit sein Licht aufleuchten lässt.

Mit den vielen, denen wir heute zu danken haben, danken wir darum vor allem Gott. Er selbst war in diesen 60 Jahren dabei. In seinem Sohn Jesus Christus hat er uns ermöglicht, in seinem Licht auf den Menschen und seine Welt zu schauen und miteinander die Wahrheit zu suchen, um „in der Wahrheit zu leben“ (2 Joh 4).

Gott war in diesen 60 Jahren immer dabei. Dafür danken wir ihm in dieser Eucharistiefeier und bitten ihn, er möge auch weiterhin bei uns bleiben und uns helfen, die Wahrheit zu suchen, um in der Wahrheit zu leben. Amen.

Überregionalität ist sinnvoll? Denn von Arbeitsbeginn an war die Bayerische Akademie an vielen Orten des Freistaats präsent. Einen klaren Vorteil hat die überregionale Konstruktion in der öffentlichen Wahrnehmung, beim Flagge zeigen in der Gesellschaft. Das Niveau der Veranstaltungen, die breite Vernetzung, die hauseigene Zeitschrift und viele Publikationen verschaffen eine Aufmerksamkeit und Beachtung, die kleineren Booten so nicht zuteil wird.

#### V. Positionsbestimmung

Das liegt sicher auch am Heimathaften. Und damit einige Überlegungen zur Position. Wo stationiert man strategisch geschickt eine Akademie? Bei den frühen Gründungen gibt es eine klare Tendenz raus aus grauer Städte Mauern, noch von Kriegszerstörung geprägt, hinaus auf die grüne Wiese. In den Nachkriegsjahren hatte ein Akademieaufenthalt auch Erholungsqualität. Aber natürlich steckt mehr dahinter, denkt man etwa an die platonische Akademie, die der ganzen Bewegung ihren Namen gab. Das peripatetische Element des Umherwandels beim Gespräch setzt eine entsprechende Umgebung voraus. In Stuttgart ging man dazu aus dem Talkessel hinauf auf die Höhe über der Stadt mit einem Standort direkt am Schloss und Schlosspark Hohenheim. Ganz ähnlich hier in München, wo die Akademie ein Schlösschen umfasst und der Englische Garten zum Wandeln einlädt. Übrigens in erstaunlicher Paralleliätät zur evangelischen Schwester in Tutzing, allerdings ländlich situiert, entfernt von der Großstadt gelegen. Das ist durchaus charakteristisch für die frühen evangelischen Gründungen, etwa für die Ur-Akademie in Bad Boll. Man denke auch an Loccum und Bad Herrenalb – Rückzugsorte, für die man Zeit mitbringen muss. Es ist interessant, dass der vermeintlich urbanere Protestantismus zunächst die Provinz besetzt, während die katholischen Gründungen in die Städte gingen: Dortmund, Aachen, Münster, Stuttgart, Freiburg, Würzburg und München. Der Standort München war natürlich bewusst gewählt und hart erkämpft gegen Eichstätt, Regensburg, Fürstenried und andere Vorschläge. Ähnliche Kämpfe gab es in Stuttgart, wo man die katholische Akademie zunächst auf die Schwäbische Alb, in Freiburg dagegen in den Schwarzwald pflanzen wollte. Für eine Einrichtung, die sich mit den drängenden Gesellschaftsfragen auseinander setzen und am Puls der Zeit sein möchte, erwies sich die Präsenz in der Metropole als glücklich.

Braucht es dafür ein eigenes Haus? Ja, weitgehend wurde ein Akademiegebäude mit eigener Atmosphäre für unerlässlich gehalten. Dennoch mussten manche Akademien bestehende Gebäude wie leerstehende Seminare oder Klöster beziehen. Favorisiert wurden freilich Neubauten, in denen sich das Akademiegemäße architektonisch ausdrückt. Ein Muss war etwa der Klubraum. Aber auch ein damals nicht selbstverständlicher Standard wie Duschen auf den Zimmern. Die Ausnahme blieben virtuelle Akademien, also Einrichtungen ohne festes Tagungshaus; die Rabanus-Maurus-Akademie war lange eine solche. In Bayern aber sah man die Notwendigkeit eines Stammhauses. Da dies zu finden sich als nicht einfach erwies, verfügte Kardinal Wendel dann doch, was man zunächst vermeiden wollte: Arbeitsbeginn ohne eigenes Haus. „Konstituierung durch Arbeit“ nannte er das. Aber schon 1962 konnte das eigene Gebäude in Schwabing bezogen werden, ein Neubau nach Plänen des Augsburger Architekten Thomas



*Blick in die Große Aula bei der Eröffnungsveranstaltung.*

Wechs, dem dabei vor allem an Funktionalität, Einfachheit und stiller Größe lag.

#### VI. Der Kapitän

Ein Blick in die Geschichte der Akademien wäre unvollständig ohne die „Kapitäne“. Die Akademieleiter waren neben den Gründerfiguren entschei-

dend dafür, dass der gewagten neuen Institutionsform Erfolg beschieden war. Die ersten Direktoren waren erstaunlich jung. Zu nennen ist Alfons Auer in Stuttgart. In Freiburg war es Klaus Hemmerle – nicht der einzige Akademieleiter, der später zu bischöflichem Rang aufstieg. Die Stuttgarter Akademie ist geradezu eine Bischofsschmiede: Zwei der drei letzten Rottenburger

Bischöfe waren zuvor Akademiedirektoren gewesen. Auch der amtierende Münchner Erzbischof ist an der Kommande in Dortmund Akademieleiter gewesen.

In München wäre es fast zu einem einmaligen Konstrukt gekommen, einer Doppelspitze. Pate stand hier der Verbandskatholizismus mit seiner Tradition einer gemeinsamen Leitung durch einen



*Die Pressekonferenz am 24. Januar 1957, in der Direktor Dr. Karl Forster (li.) über die Gründung der Akademie informierte. Zu sehen sind noch (v.l.n.r.)*

*Staatsarchivrat Dr. Bernhard Zittel, Prof. Dr. Michael Schmaus, Eichstätt's Oberbürgermeister Dr. Hans Hutter und Prof. Dr. Friedrich Asselmeyer.*



Am 19. November 1980 kommt Papst Johannes Paul II. zum ersten Mal nach Deutschland. Im Herkulesaal der Münchner Residenz gibt es eine

Begegnung mit Künstlern und Journalisten, die von der Katholischen Akademie organisiert wird.

geistlichen Präses und einen Laienpräfekten. Letztlich wurde nur ein Akademieleiter vorgesehen, eng an den Erzbischof angebunden und zugleich mit einer starken Position versehen. Versuche, einen Laien zu installieren, scheiterten, was von einigen Gründerpersonen als Anzeichen einer Klerikalisierung gedeutet wurde – zumal die hessische Akademie als erste überhaupt tatsächlich von einem Laien geführt wurde. Versöhnlich musste da in München die Besetzung der Leitung mit dem jungen Kleriker Dr. Karl Forster (1928-1981) stimmen. Ins Amt kam er auf Anraten von Professor Michael Schmaus, bei dem er als Assistent wirkte, und mit Unterstützung von Romano Guardini. Er gehört in die Reihe der jungen, progressiven Gründungsdirektoren, die auch den Mut hatten, mit ihren Bischöfen zu streiten, wenn sich diese über bestimmte Akademiethemen oder Referenten beschwerten, was durchaus vorkam.

#### VII. Ein Blick zurück und nach vorn

Einer Akademie steht es an, die eigene Geschichte mit wissenschaftlichem Anspruch aufzuarbeiten, auch im Sinne einer Selbstvergewisserung. Hier leistete München Pionierarbeit. Bereits zum 25. Gründungsjubiläum 1982 legte Bernhard Zittel ein entsprechendes Werk vor. Zeitgeschichte hatte einen besonderen Anknüpfungspunkt in dieser Akademie. In ihrem Schlepptau befand sich die Kommission für Zeitgeschichte. Als wissenschaftliches Institut erforscht

sie die Geschichte des Katholizismus in der NS-Zeit. Nach mehrjähriger Planung begann sie hier 1962 mit der Arbeit. Zehn Jahre später nahm sie ihren Sitz in Bonn. Sie dehnte ihre Forschungen auch auf die Nachkriegszeit aus, damit auch auf die Geschichte der Akademien. In ihrer Publikationsreihe erschien 2004 meine Dissertation über die Gründung der katholischen Akademien. Sie stellt die Gründungsgeschichte umfangreich dar, während dieser Beitrag lediglich in den Ausguck zu einem Überblick über die Akademienwelt mitnimmt.

Aber es gibt auch noch mehr zu ergründen. Daher abschließend drei launige Forschungsdesiderata zur Akademiengeschichte.

**Erstens** zur Schaumweinsteuer. Bis heute zahlen wir auf Sekt Steuern, die 1902 zur Finanzierung der kaiserlichen Kriegsflotte eingeführt wurden. Leider kann das Akademienflaggschiff darauf nicht zurückgreifen. Aber die Entwicklung der Akademiefinanzien ist ein interessantes Thema. Ohne die Kirchensteuer, die dank Wirtschaftswunder in den 1950ern zu sprudeln begann, aber auch ohne staatliche Zuschüsse wären Akademien von dieser Qualität nicht denkbar. Auch dies ist sehr ortsabhängig.

**Zweitens:** die Matrosen. Was ist ein Schiff ohne seine Crew? Es wäre spannend, einmal die Biographien der Studienleiter an den katholischen Akademien anzusehen, was sie bewirkt haben, was aus ihnen geworden ist. Manche stiegen vom Matrosen zum Kommandanten andernorts auf.

Zu denken ist aber auch an das Hauspersonal. Schauen wir deshalb, **drittens**, in die Kombüse. Man könnte die Akademien auch kulinarisch betrachten. Der Smutje ist vielleicht einer der wichtigsten Mitarbeiter. Zu einer gelungenen Tagung gehört neben dem geistigen auch der leibliche Genuss. Die Agora, das Forum, das die Akademie

*Ohne die Kirchensteuer, die dank Wirtschaftswunder in den 1950er Jahren zu sprudeln begann, aber auch ohne staatliche Zuschüsse wären Akademien von dieser Qualität nicht denkbar.*

sein will, ist nicht nur Ort der Begegnung und des Gesprächs, das ist eben auch Ort des Marktes und der Verpflegung. Die Stuttgarter Akademie hat es auf die Kurzformel gebracht: „Dialog und Gastfreundschaft“. Der frühere Münchner Akademiedirektor Franz Henrich kommentierte einmal die Tagung einer evangelischen Akademie im Norden mit dem Thema: die Unfähigkeit, Feste zu feiern. Schmunzelnd diagnostizierte er, bei aller sonst gelungenen ökumenischen Zusammenarbeit, an dieser Stelle gäbe es dann doch einen markanten Unterschied. Für die Münchner Akademie bekräftigte er jedenfalls: „Wir haben Feste gefeiert.“ Er muss es wis-

sen, stand er doch mehr als 30 Jahre auf der Brücke des Flaggschiffs. Dass er Recht hat, zeigt die vitale Feier der Akademie zu ihrem 60-jährigen Bestehen mit vielen, die zum Gelingen dieses Unternehmens beigetragen haben und beitragen. Bleibt ihr für die Weiterfahrt Mast- und Schotbruch zu wünschen, einen gewogenen Himmel und Gottes Geleit. □

#### Literatur:

Oliver M. Schütz, *Begegnung von Kirche und Welt. Die Gründung Katholischer Akademien in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1975* (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, Bd. 96), Paderborn 2004.

Hermann Boventer, *Das Katholische im Zeitbewusstsein. Zur Entstehungsgeschichte der Katholischen Akademien nach 1945*, in: ders. (Hrsg.), *Evangelische und Katholische Akademien. Gründerzeit und Auftrag heute*, Paderborn 1983.

Bernhard Zittel, *Gründerzeit der Katholischen Akademie in Bayern*, München 1982.

# Ein Akademiegespräch zu „Kirche und Kunst“

3. April 2017, Museum Georg Schäfer in Schweinfurt

**Florian Schuller:** Herr Bischof, was waren Ihre ersten Erfahrungen mit Kunst?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Diese hatte ich in meiner Heimatkirche in Köln. Da hatte Toni Zenz nach dem Zweiten Weltkrieg Figuren geschaffen, die von der Mehrheit der Leute abgelehnt wurden. Aber diese Figuren haben mich ständig zu Auseinandersetzungen mit der Kunst geführt. Sie kennen vielleicht alle den „Hörenden“ mit den großen Ohren, den Toni Zenz geschaffen hat. Er war einer, der Mut hatte, als junger Künstler gegen den Zeitgeist nach dem Zweiten Weltkrieg zu arbeiten, und Werke zu schaffen, die heute Gültigkeit haben.

**Florian Schuller:** Herr Professor Lüpertz, was sind Ihre ersten Erfahrungen mit Kirche? Oder mit Glauben, oder Religion?

**Markus Lüpertz:** Meine Mutter ist evangelisch, mein Vater katholisch. Die Mutter kümmerte sich um die Erziehung der Kinder, also wurde ich evangelisch getauft und konfirmiert, bin dann aber, also sehr früh, zur Kunst gekommen und habe in der katholischen Kirche das gefunden, was ich unter kulturellem Reichtum verstehe. Ich bin dann in Maria Laach im Kloster gewesen und katholisch geworden. Ich habe das bis heute nicht bereut, weil in der katholischen Kirche noch die Erinnerung daran wach ist, dass die Kirche nicht nur ein sozialer, den Psychologen ersetzender Hilfsverein ist, sondern dass sie eine große, gigantische kulturelle Verantwortung hat. Deshalb ist sie meine spirituelle oder mystische Heimat.

**Florian Schuller:** Sie beide sind Rheinländer, Bischof Hofmann von Geburt, Professor Lüpertz durch das Schicksal. Und Sie sind beide Kinder der 50er Jahre und haben in Ihrem jeweiligen Bereich starke Umwälzungen erlebt. Diese dreifache Prägung – Rheinländer, Erfahrung der 50er Jahre, radikale Umbruchsituation –, was ist bei Ihnen hängengeblieben?

**Markus Lüpertz:** Ich bin zwar aus Böhmen über Sachsen ins Rheinland gekommen, dann aber schon 1960 nach Berlin gegangen. Insofern habe ich das Rheinland zehn Jahre erlebt und eine Art Heimatgefühl entwickelt. Ich habe auch immer noch in Düsseldorf zu tun, weil ich dort meine Skulpturen mache und weil ich an der Akademie kurz studiert hatte – ich musste sie nach einem Semester wieder verlassen ...

**Florian Schuller:** ... wo Sie dann nachher Chef geworden sind ...

**Markus Lüpertz:** ... wo ich später mit großem Vergnügen Chef und Rektor dieser Akademie geworden bin.

**Florian Schuller:** Haben Sie da Ihre Akte dann noch einmal gelesen?



Das Podium im Museum Georg Schäfer in Schweinfurt: Prof. Dr. h.c. Markus Lüpertz, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Bischof Dr. Friedhelm Hofmann von Würzburg (v.l.n.r.).

**Markus Lüpertz:** Ich habe sie nicht gefunden, bis ich dann in einem Giftschrank, so nannte man das, meine Verfehlungen habe nachlesen dürfen und feststellen müssen, dass ich nach deren Vorstellung zu Recht von der Akademie gewiesen wurde. Es hatte nichts mit künstlerischer Eignung zu tun, sondern es waren physische Auseinandersetzungen. Aber das ist wieder etwas anderes. Infolgedessen bin ich also Anfang der 60er Jahre nach Berlin gegangen. Berlin war viel politischer als das Rheinland. Das Rheinland war kulturell aufregender, es hatte großartige Leute wie Joseph Beuys. Am Niederrhein, in dieser mystischen Gegend, wo die Nebel wabern und die Dunkelheit zuhause ist, wo der Schatten lebt, in dieser unendlichen Weite des Niederrheins, wo noch Geister umgehen und Gespenster leben, da hat Beuys mit seiner Art der Mystik, mit einer phänomenalen und eigenen Ästhetik, man kann sagen, die Welt verändert, eine ganz andere Wahrnehmung von Kunst zugelassen, von der wir später, die nachfolgende Generation, profitiert haben.

Beuys war der älteste Schüler an der Kunstakademie, und ich war der jüngste Schüler; deswegen kannten wir uns. Er hat dieses ganze Nachkriegsdeutschland kulturell international geöffnet, weil er eine andere Ästhetik hervorgebracht hat, nicht in der Folge der École de Paris – Frankreich war das große Vorbild

in den 50er Jahren –, sondern etwas Eigenes, Deutsches, oder, deutsch ist vielleicht das falsche Wort, etwas Territoriales, denn in der Kunst gibt es nichts Nationales, aber es gibt das Territoriale. Beuys hat es also verstanden, dies in einem gigantischen ästhetischen Umbruch fast philosophisch umzusetzen. Er hat damit ein ganz anderes kulturelles Bild auf Deutschland geworfen, bei dem wir alle dann auch Chancen hatten, international zu segeln und nicht immer mit der fürchterlichen Vergangenheit konfrontiert zu werden.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Ich habe nach dem Krieg volle Kirchen erlebt. Das hat mich geprägt. Ich bin sehr behütet aufgewachsen und war in Neuss in einem bischöflichen Internat, hatte da Gleichgesinnte, die den kirchlichen Background so aufgenommen haben wie ich. Vor dem Abitur kam für mich die große Frage: Studiere ich Kunst oder Theologie? Mein evangelischer Vater sagte, du kannst machen, was du willst, aber wenn du Priester werden willst, dann entscheide dich vor der Weihe und nicht hinterher. Ich habe mich für die Theologie entschieden. Mein Kunsterzieher am Gymnasium, der mich sehr gefördert hatte, dachte, ich wäre verückt ...

**Florian Schuller:** ... und warum für Theologie entschieden?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... weil ich mir folgendes überlegt habe: Wenn ich wirklich mit meinem Studium an der Düsseldorfer Kunstakademie Erfolg hätte, was ja gar nicht sicher ist, wüsste ich nicht, ob ich innerlich zufrieden wäre und ich nicht immer irgendetwas nachtrauere. Dann habe ich mich ganz klar für die Theologie entschieden. Aber weil ich schon Latein, Griechisch und Hebräisch im Abitur hatte, war ich im Universitätsstudium frei, über die Theologie und Philosophie hinaus andere Fächer zu belegen.

In Bonn habe ich dann die 68er-Revolution erlebt. Das hat mich auch politisch interessiert und wach gemacht. Aber ich habe zum Glück während des Theologiestudiums auch am Atelier für Kunst teilnehmen können und einiges gelernt. Als einige Theologieprofessoren Arbeiten von mir sahen, die ich angefertigt hatte, sagten sie, ich sollte nach Düsseldorf auf die Kunstakademie gehen.

**Florian Schuller:** Dort hätten Sie Professor Lüpertz treffen können.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Da hätte ich ihn getroffen. Kardinal Frings hatte aber zu mir gesagt, wir brauchen keine Priester, die malen, wir brauchen höchstens welche, die was davon verstehen.



**Markus Lüpertz:** „Alles, was Sie wahrnehmen, alles, was Sie sehen, wissen Sie vermittelt durch den Künstler.“

**Florian Schuller:** Ein Satz von Professor Lüpertz: „Alles, was wir wissen, wissen wir über die Künstler.“ Sind Sie mit diesem Satz einverstanden?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Wenn man ihn auf den kulturellen Bereich anwendet, stimmt er. Die Künstler sind für mich Seismographen unserer Zeit, sind sensibel für Vorgänge, für Veränderungen. Aber Künstler sind auch Menschen, die den Horizont überschreiten, die nicht einfach in der geschöpflichen Wirklichkeit bleiben. Es geht nämlich immer um mehr, es geht um ein Mysterium. Ein Kunstwerk hat immer mehr, als der Künstler zu geben vermochte. Sinngemäß sagte ein Musikwissenschaftler: „Ich habe mein ganzes Leben nach diesem Mehr gesucht, und je älter ich wurde, umso größer wurde dieses Mehr, das ich nicht erklären konnte“. Es ist für mich eine Suche nach dem Geheimnis, und das verbindet Künstler und Priester.

**Florian Schuller:** Professor Lüpertz, Sie haben einmal gesagt: „Der Künstler ist der Garant, dass Geschichte stattgefunden hat.“

**Markus Lüpertz:** Das ist ein Zitat von mir, Sie haben Recht. Aber es ist unvollständig.

Sie sind ja nicht in der Lage, sich zu entscheiden, Künstler zu werden, also Maler zu werden. Das ist eine Sache, die passiert Ihnen. Ich habe das immer irgendwie als Defekt empfunden, weil das eine sehr schwierige Existenz ist. Sie verabschieden sich vom Glück, Sie sind Ihr Leben lang unzufrieden mit dem, was Sie leisten, jagen hinter etwas her, was Sie höchstwahrscheinlich nie erjagen werden. Das nennt man dann Vollendung. Sie sind immer mit Ihren Leistungen, wie soll ich sagen, im Unreinen. Sie haben Momente des Glücks, Sie haben Momente, in denen Sie denken, es

ist etwas fertig. Aber darin ist schon das Nächste wieder, und das quält einen ständig. Man versucht dann, vielleicht etwas lockerer als andere Menschen zu leben. Das bringt es aber auch nicht. Man braucht eine gewisse Physis, um die Kunst zu machen, die man macht, und auch da kann man nicht leichtsinnig werden oder sich entspannen. Denn alle Künstler, die im Suff umgekommen sind, sind eben früher gestorben, und es hat nicht gereicht, das Werk zu vollenden. Auch da müssen Sie sich disziplinieren.

Das, was ich meinte mit dem von Ihnen zitierten Satz, war folgendes: Alles, was Sie wahrnehmen, alles, was Sie sehen, wissen wir vermittelt durch den Künstler. Sie werden nie einen Sonnenuntergang so sehen, wenn Sie nicht vorher ein Bild gesehen haben, wie er gemalt wurde. Erst über den Künstler, erst über den Maler begreifen Sie, dass der Sonnenuntergang etwas Mystisches, Poetisches oder Visuelles ist. Die reine Feststellung, dass das schön ist, reicht nicht.

Wenn Sie ein Bild von Turner gesehen haben, der einen Sonnenuntergang malt, und anschließend einen Sonnenuntergang sehen, haben Sie ein ganz anderes Erlebnis. Wenn Sie einen Baum gemalt gesehen haben, sehen Sie, dass der Baum ein Mysterium hat. Und das ist das, was ich unter Künstlern verstehe: es sind die Augen Gottes in den Menschen. Ich sehe schon, dass der bildende Künstler einen Auftrag hat, den Menschen die Welt zu erklären. Das tut die Kunst bis hin zur Abstraktion. Und es bleibt dieser Auftrag des Künstlers, vor allen Dingen des bildenden Künstlers. Ich mache hier einen ganz klaren Unterschied. Ich bin kein Künstler mehr, weil es mittlerweile zu viele Künstler gibt, die Künstler sind. Ich bin ein bildender Künstler, ein Bildermaler und ein Skulpturenmacher, und dafür habe ich heutzutage gar keinen Begriff.

Peter Kraus ist ja auch Künstler, und es gibt heute sogar Kochkünstler.

Es geht darum, dass wir bildenden Künstler den Menschen die Welt zeigen. So meinte ich das. Und dann meinte ich, alles, was wir wissen, was wir ästhetisch wahrnehmen, ganz bestimmte Materialien, Oberflächen, Kontraste, hell, dunkel, weich, hart, was also zum Beispiel zu der Lehre des Bauhaus gehörte, diese ganze Sensibilisierung von Oberflächen, von Wahrnehmungen, von hell-dunkel, von Plastizität, von Fläche, von Schönheit, Schönheit bis hin zur Schönheit einer Frau. Ohne dass sie jemals gemalt wurde und Sie ein Bild gesehen haben, wüssten wir gar nicht, wie eine Frau auszusehen hätte. Sie müssten mit dem zufrieden sein, was Sie zuhause haben.

Die bildenden Künstler haben immer dafür gesorgt, dass wir ästhetische Wahrnehmungen sinnlich nachvollziehen können. Das ist die große Aufgabe der bildenden Kunst, bis hin eben auch zur Abstraktion, die genauso mystisch, genauso aufgeladen ist wie eine Wiese in einem Bergmassiv. Infolgedessen ist diese Aufgabe nie zu Ende. Das sollte der Künstler machen und betreiben.

anders wahr. Die Realität sehen wir beide gleich; wenn es regnet, werden wir beide nass ...

**Florian Schuller:** ... das interessiert Sie dann nicht beim Malen ...

**Markus Lüpertz:** ...nein, es kommt auf das Geheimnis des Nasswerdens oder des Regens an. Der Gegenstand ist ja nicht nur der Gegenstand. Jeder Gegenstand assoziiert irgendetwas, hat irgendeine Geschichte. Und wenn Sie dann mit dem Gegenstand konfrontiert werden, entwickeln Sie Ihre Phantasien, Ihre eigenen Vorstellungen von den Dingen. Zum Beispiel also, etwas primitiv, ich habe einen Stahlhelm gemalt. Da hat man mir vorgeworfen, das wäre ein faschistisches Symbol, und ich wäre deshalb ein rechter Maler, was ich sicherlich nicht bin. Ich bin aber auch nicht links, ich bin Künstler. Ich bin nicht für den Stahlhelm, außer dass er von mir gemalt ist, die Form hat mich gereizt. Aber für seine Geschichte, seine Bedeutung ist er selbst verantwortlich. Er erzählt seine Geschichte, er erzählt vom Krieg, vom Untergang oder von allen möglichen Dingen, und darum sind



**Bischof Friedhelm Hofmann:** „Die Künstler sind für mich Seismographen unserer Zeit, sind sensibel für Vorgänge, für Veränderungen.“

**Florian Schuller:** Es gibt ja von Ihnen sehr viele Zitate, die unwahrscheinlich zugespitzt sind. Ein anderes Zitat: „Mich hat die Realität nie interessiert.“ Es scheint einen Gegensatz zu formulieren zu dem, was Sie eben gesagt haben, dass der Künstler überhaupt erst die Möglichkeit gibt, vor allem der Maler, Wirklichkeit wahrzunehmen.

**Markus Lüpertz:** Ich habe ja nicht gesagt, dass das, was der bildende Künstler den Menschen zeigt, die Wirklichkeit sei. Eben nicht! Sondern es ist das Mysterium des Gegenstandes, das Geheimnis der Umwelt, sie nehmen das

Bilder und Malerei so wichtig, weil sie die Phantasie fördern, was ein Foto nie kann. Das Bild hat immer ein Geheimnis, immer etwas Unvollendetes. Ein Foto ist immer vollendet, im Gegensatz zu einem Bild. Das Bild ist auf dem Wege zur Vollendung; das Foto ist das, was Sie sehen. Diese Information der Geheimnisse oder des In-Frage-Stellens einer Existenz, eines Seins, macht den bildenden Künstler so besonders und so notwendig.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, wenn vom Geheimnis gesprochen wird, das durchscheint bei einem Kunstwerk, sind

wir Theologen dann nicht ein wenig in der Gefahr, es sehr schnell als göttliches Geheimnis zu sehen? Müssen wir da doch etwas vorsichtig sein?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Wir können ruhig vorsichtig sein, aber die Schöpfung ist ja durchgeistigt von Gott. Insofern führt alles von Gott her zu uns und wieder zurück. Ich denke schon, dass die Kunst die Möglichkeit hat, die Seele der Dinge wach zu küssen, aufzurufen, so dass man dafür innerlich wach wird, auch reift. Und insofern ist das für mich kein Gegensatz, sondern eine große Chance, uns eben nicht innerweltlich einfach nur auf technische, materielle Dinge zurückzubeziehen, sondern den großen Atem durch die Kunst aufzunehmen.

**Florian Schuller:** Professor Lüpertz, Sie betonen immer, dass Malerei eine ganz besondere Form von Kunst ist. Worin besteht der Unterschied zwischen Malerei und anderen Bereichen der bildenden Kunst?

**Markus Lüpertz:** Um es simpel zu sagen, Malerei ist die Königsdisziplin der bildenden Kunst. Und dass es so viele Künstler gibt, die nicht malen, sondern etwas ganz anderes machen, ist darin zu suchen, dass sie es einfach nicht geschafft haben zu malen, und dann mit anderen Mitteln versuchen, etwas auszudrücken. Denn die Malerei ist eine eigenartige Beschäftigung. Sie hat ein festgesetztes Vokabular. Es gibt in der bildenden Kunst, in der Malerei vor allen Dingen, nichts Neues. Es gibt immer nur neue Künstler, aber die Malerei als Vokabular bleibt immer gleich. Vor 2000 Jahren haben die genauso Bilder, Farbe und Leinwand gehabt. Es gibt nie eine andere Möglichkeit zu malen.

Man hat es versucht mit anderen Materialien, mit Kunststoffen, man hat was draufgeklebt, man ist drübergelaufen, man hat draufgepinkelt und alles Mögliche gemacht. Aber das sind ja alles Versuche, der Malerei oder der Disziplin und Pflicht des Malens zu entkommen, weil das wirklich eine ziemlich einsame Beschäftigung ist, wenn Sie im Atelier stehen, 2000 Jahre christliche und großartige kulturelle Kultur im Rücken, und müssen sich jetzt an Michelangelo, an Goya, an all diesen Leuten abarbeiten und im Verhältnis zu diesen Leuten Ihre eigene Position finden, und nicht daran zu verzweifeln. Dass da viele Leute lieber schnell was Neues machen, zu dem es keine empirischen Vergleiche gibt, wo Sie nicht unter diesem Gesichtspunkt „Rembrandt – und was machst du?“ gesehen werden, das ist doch naheliegend.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, ist das bei uns ähnlich, wenn wir predigen? Wir haben auch die vorgegebenen Formen, wir haben die Texte, wir haben die Tradition und müssen uns jetzt abarbeiten an der Tradition. Wenn Sie eine Weihnachtspredigt vorbereiten und Sie haben auch schon mehrmals über Weihnachten gepredigt, ist das dann vielleicht ähnlich, wie sich Maler an Michelangelo abarbeiten? Wir müssen uns eben an Lukas und Johannes abarbeiten.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Es gibt Unterschiede, aber es ist auch ähnlich. Wir haben große Prediger gehabt. Wenn ich an Augustinus denke und dessen Schriften lese, werde ich ganz still und denke, halt den Mund. Das ist etwas, was uns herausfordert. Auf der anderen Seite können wir gar nicht anders als aus unserem Zeitempfinden, unserer Gegenwart, unseren Problemen heraus dieses Thema neu zu bearbeiten. Ich denke an Paul Cézanne, den man ja auch als einen Vater der Moderne be-

zeichnen kann. Er hat kein einziges biblisches Thema gemalt, aber die wunderschönen Landschaften oder Stilleben. Er wurde gefragt, weil er jeden Tag in die Heilige Messe ging oder fuhr, warum er denn kein biblisches Thema male. Da hat er sinngemäß gesagt: „Das haben vor mir große Künstler gemacht, da komme ich nicht heran, also nehme ich ein anderes Sujet.“

**Florian Schuller:** Er hatte ja auch eine Haushälterin, die ehemalige Nonne war. Da kam dann noch eine weitere Prägung dazu.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Das ist eben sein Weg gewesen. Ich hätte mir gewünscht, er hätte schon mal das eine oder andere biblische Thema auf seine Weise gemalt. Das hat er aber aus Bescheidenheit und Respekt vor den großen Künstlern anderer Epochen nicht gemacht.

**Markus Lüpertz:** Ich habe schon religiöse Themen gemalt ...

**Florian Schuller:** ... darauf kommen wir noch. Aber vorher noch einmal zu Ihrer Atelier-Erfahrung. Sie sagen, ich stehe da alleine vor der Leinwand, habe die großen Gestalten im Bewusstsein. Bei einem Ihrer Gedichte ist das wunderschön zusammengefasst: „Ein Wanderer in sich selbst, verabschiedet aus der Welt der anderen.“ Ist das die Erfahrung der Einsamkeit des Künstlers, des Alleinseins?

**Markus Lüpertz:** Das ist ja das, was man immer unterschätzt. Das Künstlerleben stellt sich nach außen immer sehr heiter und sehr frei dar, sogar lustig. Feste sind mannigfaltig, und die Gitarren klingen, und der Wein fließt in Strömen, und die Frauen sind willig. Das ist leider nicht so. Das ist sicherlich auf irgendwelche studentischen Geschichten zurückzuführen, es ging wohl jedem jungen Mann so. Das ist aber keine Chance. Deswegen bleibt es im Kargen, im Quälenden, im Suchen.

Man hat natürlich ab einer gewissen Zeit eine gewisse Routine. Man hat auch Vergleiche, denn in der bildenden Kunst lebt alles vom Vergleich. Es gibt kein Kriterium für ein Bild, wenn Sie nicht viele Bilder gesehen haben. Sie können nicht sagen, mir gefällt das oder mir gefällt das nicht. Das ist sicherlich Ihr gutes Recht, und das können Sie machen, aber dann kommen Sie nicht sehr weit. Die Zeitgenossen einschließlich der Künstler können ihre Sachen nicht begreifen. Sie können es nur glauben, und das ist das Mystische an der Kunst. Sie müssen den Künstlern, die Sie mögen, glauben. Und wenn Sie denen glauben, können Sie auch wandern, dann können Sie auch vergleichen und können über den Künstler zu anderen Künstlern kommen und seltsamerweise können Sie dann sogar noch Qualität feststellen, Meisterschaft.

**Florian Schuller:** Als Betrachter der Bilder ja. Aber für den Künstler gibt es da die radikale Einsamkeit, das Ich und die Leinwand?

**Markus Lüpertz:** Alle Künstler, die Sie im Kopf haben, die müssen Sie in irgendeiner Weise vergessen, ohne dass Sie vergessen, sich damit auseinanderzusetzen. Das ist schon ziemlich einsam, weil Ihnen auch keiner helfen kann. Ihnen kann ja keiner den Pinsel führen. Sie müssen das schon alles selber machen, da bin ich geradezu neurotisch. Selbst bei meinen Skulpturen, wenn ein anderer drangehen würde, würde ich verrückt. Oder bei meinen Glasfenstern, die mache ich in Originalgröße, damit da nicht ein anderer Strich



**Florian Schuller:** „Können wir Genie definieren oder umschreiben?“

reinkommt, oder eine andere Absicht. Das ist nun mal so, wenn man etwas ganz Bestimmtes vorhat und das ganz intensiv und begeistert betreibt, immer mit seiner eigenen Unzulänglichkeit kämpft und dann hofft, dass man ein Genie ist – um die Unzulänglichkeit, die man hat, zu überwinden. Dazu braucht man nämlich Genie und nichts anderes. Dann sind Sie natürlich immer in einer gewissen Erwartung, dass das auch alles funktioniert.

Sie dürfen nicht vergessen, jedes Bild, das entsteht, sind ungefähr zehn Bilder, die schiefgegangen sind. Es ist ja nicht so, dass Sie sich pfeifend an die Staffelei setzen, ein Blumenstilleben himmalen und dann, zwei Stunden gemalt, eine Zigarette geraucht, gut gegessen, mit der Frau geschäkert, wieder an die Arbeit gehen, und übermorgen kommt der Kunde und kauft das Bild! Das wäre schön, aber es ist leider nicht so.

Sie wollen ja gar nicht, dass die Leute das mögen und sind sogar beunruhigt, wenn die Leute plötzlich sagen, Mensch, war eine großartige Ausstellung, jedes Bild spitze. Da wirst du sofort nervös und denkst, da musst du etwas falsch gemacht haben. Denn es kann ja nicht sein, dass du nicht diesen einen Step zu etwas Ungewöhnlichem oder Aufregendem springst. Auf der einen Seite wollen Sie geliebt werden, alle sollen Ihre Bilder großartig finden, auf der anderen Seite beunruhigt Sie das. Es bleibt immer eine Art von Misstrauen, wenn einer Sie lobt. Deswegen bin ich immer so empfindlich, wenn man Kunstpreise kriegt.

**Florian Schuller:** Aber Sie haben viele bekommen!

**Markus Lüpertz:** Na ja, man lobt ja einen nicht, wenn man ihn zum



*Bischof Friedhelm Hofmann (li.) und Markus Lüpertz unterhielten sich schon vor dem Podiumsgespräch ausführlich in der Cafeteria des Museums.*



Das Podiumsgespräch im Museum Georg Schäfer fand großes Interesse.

Schweigen bringen will. Aber immer ist ein bisschen Skepsis angebunden.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, nach Professor Lüpertz braucht es Genie, um wirklich Kunst weitergeben zu können. Sind Sie ein Genie im Predigen, und wie geht es Ihnen, wenn Ihre Predigten zu viel gelobt werden? Sind Sie dann auch etwas unglücklich?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Vielleicht ist es gut, dass ich nicht Künstler geworden bin, weil ich kein Genie bin; das ist das Erste. Ich bin auch im Predigen kein Genie, das brauche ich auch nicht zu sein. Aber ich denke, der Künstler selber, der bildende Künstler, wie Musiker und Literaten, die ich dazunehmen möchte, müssen schon in gewisser Weise Genies sein, weil sie den anderen eine Nasenlänge voraus sind und etwas erschließen, von dem andere profitieren. Wenn ich mir ein Kunstwerk ansehe und berührt werde von dem, was dargestellt ist, erweitert sich mein Verständnishorizont. Das ist ein tolles Geschenk, das ich aus der Begegnung mit dem Kunstwerk und dem Künstler nehme.

**Florian Schuller:** Können wir Genie definieren oder umschreiben?

**Markus Lüpertz:** Nehmen Sie die Antike. Es gibt keine Skulptur aus der Antike, die nicht wunderbar und vollendet ist, auch wenn da ein Arm oder der Kopf ab ist. Der Rest, den Sie sehen, ist großartig, vollendet und genial. Es sind nur drei Namen von Bildhauern überliefert, es muss aber viele gegeben haben. Polyklet ist der berühmteste. Warum? Es gibt kein einziges Kunstwerk von ihm, nur römische Kopien, und die sind, na ja, eleganter. Die Großartigkeit, der unendliche Ruhm, den Polyklet als der Größte, als der Vollendete trägt, ist nirgendwo zu beweisen. Das ist eigentlich das genialste Schicksal, das einem Künstler passieren kann: Er braucht nie mehr Qualität beweisen, aber alle sagen, er war der Größte. Mehr kann man wirklich nicht erwarten. Infolgedessen ist er ein glücklicher Künstler, vielleicht der einzige.

**Florian Schuller:** Ist das die Definition von Genie?

**Markus Lüpertz:** Nein. Die Definition von Genie ist ganz simpel. Alle ha-

ben Talent. Ich habe in meinem langen Professorenleben viele Talente erlebt, großartige Talente. Und alle müssen in irgendeiner Weise das Handwerk besiegen. Sie müssen mit der Farbe fertig werden, Sie müssen damit fertig werden, dass Sie Disziplin haben, dass Sie nicht in die frische Farbe reinmalen, weil dann das Bild runterkommt, oder es hält nicht. Ich kann Ihnen sagen, das sind Dramen, die sich da abspielen. Sie stolpern über den Eimer, suchen die Farbe, es ist eine elendige, schmutzige, schweißtreibende Angelegenheit, und mit zunehmendem Alter vergessen Sie immer, wo Sie eine Farbe abstellen, und dann brauchen Sie die Farbe wieder, dann suchen Sie im ganzen Atelier, wo haben Sie die Farbe abgestellt. Um all das zu überwinden und mit all diesen Dingen in irgendeiner Weise fertig zu werden und nicht aufzuhören, dazu brauchen Sie schon Genie.

Wir haben aus dem 19. Jahrhundert einen Geniebegriff, der wird allen angeeignet. Nehmen wir mal die Maler des 19. Jahrhunderts. Wenn einer sagt, das waren geniale Maler, hat keiner was dagegen. Wie ich angefangen habe, zu malen, und gesagt habe, ich bin ein genialer Maler, hat man mich beschimpft. Ich habe mein Leben lang im Bewusstsein gelebt, ein Genie zu sein; sonst könnte ich gar nicht existieren. Ich habe ja nun viele Maler in meinem Leben kennen gelernt. Wenige haben es so gesagt wie ich, aber geglaubt haben es alle. Insofern ist das keine besondere Hybris, oder ein Beleg dafür, dass ich ein Spinner bin oder mir etwas einbilde.

Wenn ich das nicht glauben würde, würde ich aufhören. Da würde ich genauso sein wie alle anderen. Um da noch irgendwie herauszustechen, brauchen Sie einen Anlass. Sie brauchen Begeisterung von sich selbst, Sie müssen ein immenses Selbstbewusstsein haben, immens an sich glauben. Sie können der bescheidenste und trotteligste Künstler sein, aber im Atelier, wenn der vor der Staffelei steht, glaubt der felsenfest an sich. Er kann Ihnen erzählen von seinen Zweifeln: ist alles Lüge. In dem Moment, wo er malt, glaubt er. Er weiß und tut es. Ich bin nun leider ein etwas geschwätziger Mensch und habe immer gerne von meinem Genie geplaudert, und das gibt dann Probleme. Aber damit muss man halt leben.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, wenn ich jetzt höre, wie der Maler vor der

Leinwand steht und überzeugt ist – sind Sie dann ein Genie des Glaubens?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** In der Theologie würde man von Heiligen sprechen. Als ich ein Kind war und eine Fastenpredigt hörte, bei einer sogenannten Volksmission, stand ein Pater vor uns Kindern und fragte: „Wer von euch möchte ein Heiliger werden?“ Keiner zeigte auf. Aber innerlich habe ich gedacht, schön wäre es. Nicht auf dem Podest stehen, abgehoben als Kunstwerk, aber als Mensch heilig zu werden, das hat etwas mit diesem Genie-Gedanken zu tun, und ohne dass man überheblich ist, muss doch dieses innere Feuer da sein, dass wir berufen sind, im Auftrag Gottes in diese Welt hineinzureden.

**Florian Schuller:** Professor Lüpertz, Sie hatten eben von Polyklet gesprochen. In Ihrem Werk gibt es immer wieder die Auseinandersetzung mit der antiken Mythologie. Auch die antiken Dramen sind noch genauso aktuell wie vor 2.500 Jahren. Was macht denn die antike Mythologie in ihren unterschiedlichen Formen bis heute so faszinierend? Hugo Rahner hatte ja bereits vor Jahrzehnten wieder bewusst gemacht, wie mythologische Themen auch bei den Kirchenvätern eine große Rolle spielten, zum Beispiel Odysseus am Mastbaum als Vorläufer für Christus am Kreuz.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Es ist das Geheimnisvolle, das in diesen Gestalten aufleuchtet. Man wusste in der christlichen Tradition natürlich genau, das sind Götter als Fabelwesen, als Gestalten, die etwas von unserem eigenen Leben widerspiegeln. Man hat sie nicht vergöttlicht oder an die Stelle Gottes gerückt, sondern als eine Quelle des Intellektes, der Ästhetik, des Wissens genommen, und später in der beginnenden Neuzeit wieder Fundamente freigelegt, die nicht mehr da waren, und so einen Neugewinn geschaffen. Entwicklung der Kunst kann nicht heißen, immer nur etwas Neues, noch nicht Dagewesenes, etwas Supertolles, was aufhorchen lässt, sondern wir bauen ja auf Grundsteinen, die vor uns gelegt worden sind. Und in der Antike sind eben wesentliche Dinge formuliert und reflektiert worden, von denen wir heute

noch profitieren ...

**Florian Schuller:** ... die unsere Ausdrucksmöglichkeiten verbreitert haben ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... Ja.

**Markus Lüpertz:** Die Antike ist über das Mittelalter und alle Stilrichtungen bis heute unser Kulturraum. In der Kunst vergeht, wenn man genau hinschaut, keine Zeit, weil jedes Bild, ob im 17. Jahrhundert oder im 11. Jahrhundert gemalt, dadurch, dass es existiert, wahrnehmbar ist und lebt. Infolgedessen ist das Faszinierende der Kunst, dass man über den Zeiten steht und sich seine Vorbilder, seine Abarbeitung, seine Stars aus lebenden, aus vergangenen, aus kommenden Künstlern suchen kann. Kunst hat zwar ein gewisses zeitliches Staccato, weil sie über bestimmte Zeiten berichtet, was die Leute getan haben, wie sie ausgesehen haben, all diese Dinge. Aber darüber hinaus sind Kunstwerke zeitlos. Sie können sich heute genauso an einem wunderschönen Fragonard-Bild delectieren wie an einem van Gogh oder irgendeinem Bild, das gerade ein Straßenmaler gemalt hat. Verstehen Sie, was ich damit sagen will? Die Kunst kennt kein alt, neu, jung oder irgendwie so etwas. Die bildende Kunst hat ihre eigenen Gesetze, ihre eigenen Räume, ihre eigenen Zeitabläufe, und man kann darin wandern. Das ist das Aufregende und das Aktuelle an der bildenden Kunst.

**Florian Schuller:** Aber warum wandere ich so gerne gerade in der griechisch-lateinischen Antike? Ich könnte ja auch bei den Babyloniern wandern.

**Markus Lüpertz:** Wenn Sie sich von Picasso inspirieren lassen, sind Sie picassesk, und alle sagen, kuck mal, der malt wie Picasso. Wenn sie wie die Antike arbeiten, oder sich ihr zumindest annähern, da gibt es keinen Stil. Die Antike hat keinen Stil. Sie hat einfach Vollendung, das ist das Gegenteil von Stil. Wenn Sie einen Künstler mit einem ausgeprägten Stil haben, dann ist das immer eine Form von Dilettantismus, weil er ganz bestimmte Dinge mit dem Stil überbrückt oder verändert. Nehmen Sie meinen Kollegen Georg Baselitz, der malt auf dem Kopf. Eigentlich ist es



**Markus Lüpertz:** „Es gibt in der bildenden Kunst, in der Malerei vor allen Dingen, nichts Neues. Es gibt immer nur neue Künstler, aber die Malerei als Vokabular bleibt immer gleich.“

egal, was er malt, Hauptsache, er malt auf dem Kopf. Oder Gerhard Richter, der alles verwischt. Kaum hat er etwas hingekriegt, geht er mit dem Pinsel drüber und macht es unscharf. Was wollen Sie da noch beurteilen? Das hört sich manchmal ein bisschen an wie ein Kuriösitäten-Kabinett. Der eine malt auf dem Kopf, der andere verwischt, der andere malt Strichmännchen, der andere hängt Gerümpel vor seine Bilder. Das könnte man irgendwie auch mit einem Horrorroman vergleichen.

Das sind alles Versuche, eine bestimmte, wie soll ich sagen, Unfähigkeit, – und das ist legitim – mit einem Kunsttrick zu verändern, aber nicht in Frage zu stellen. Das ist natürlich eine Methode. Und vor allem die Amerikaner haben es großartig gemacht mit ihren Stilen. Denken Sie an Roy Liechtenstein, das erkennen Sie sofort, Jackson Pollock an seinem „dripping“. Das wird alles gefeiert als Wiedererkennungswert und als Stil und als neu, was ja gar nicht neu ist. Getröpelt wurde immer schon, verwischt wurde auch, und es wurde auch auf dem Kopf schon gemalt. In jedem Dorf, das ich früher kannte, gab es irgendeinen Künstler, der auf dem Kopf malte, weil sie das toll fanden. Aber das spielt in etwas hinein, was mich nur so am Rande interessiert, weil ich immer auf der Suche bin, das hört sich albern an, nach Vollendung. Deswegen habe ich immer vermieden, direkt einen Stil zu entwickeln. Ich habe eine Handschrift, woran man unverwechselbar mein Werk erkennen kann. Aber rein visuell können Sie das nicht wahrnehmen. Wenn ich Ihnen Bilder zeige, würden Sie nie darauf kommen, dass ich die gemalt habe.

**Florian Schuller:** Und die Antike, sagen Sie, hat keinen Stil.

**Markus Lüpertz:** Sie ist Vollendung, das ist das Faszinierende. Wenn Sie sich auf andere Künstler einlassen, müssen Sie sich im Klaren darüber sein, dass Sie in deren Fußstapfen treten. Es gibt großartige Künstler in der Neuzeit wie Henri Matisse, der auch keinen direkten Stil hatte. Wenn Sie sich mit Matisse beschäftigen, können Sie klauen wie ein Rabe, das wird nie einer merken. Wenn Sie bei Picasso klauen, sind sie sofort überführt. Deswegen ist Matisse der größere Künstler. Die ganzen 50er Jahre in Deutschland, bis hin zu den Amerikanern, haben alle wunderbare Picassos gemalt. Es gibt keine schöneren Picassos als die von Pollock, Arshile Gorky, David Alfaro Siqueiros in Mexiko, überall. Aber sie sind eben da stehen geblieben und haben dann natürlich, weil es große Künstler waren, ihre eigenen Wege gefunden. Und das macht die Antike so verführerisch, denn bei der haben Sie keine solchen Probleme.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Sie hatten den Namen Gerhard Richter eingebracht. Gerhard Richter hält sich nicht nur an einen Stil, und trotzdem erkennt man ihn immer, egal, was er gemacht hat, weil es wahrscheinlich vollkommen ist, soweit wir das beurteilen können. Gerhard Richter ist auf der Suche nach der Wirklichkeit. Das ist meines Erachtens das Geheimnis, das hinter allen seinen Werken steht. Er versucht, die Wirklichkeit zu erreichen und weiß doch immer, dass das nicht möglich ist. Das heißt, er ist auf der Suche nach einer uns übersteigenden Realität – da würde ich auch von Transzendenz reden –, und er sagt immer, was wir sehen, ist nur Schein. Seine Glasbilder, Spiegelbilder, alle seine Werke, auch diese „drippings“, die sind auf der Suche nach Wirklichkeit. Was ist wirklich? Und wie komme ich an diese Realität, die mich übersteigt, heran, wie

kann ich das in meinem Werk sichtbar machen?

**Markus Lüpertz:** Das ist schön gesagt. Ich sehe es etwas anders. Gerhard Richter, wie all die anderen, die ich erwähnen habe, wollen Bilder malen; deswegen habe ich große Hochachtung vor ihnen, bin auch mit vielen befreundet. Was Sie betonen, sind Anlässe, warum einer etwas macht. Woher jemand seine Inspiration und seine Möglichkeit, Bilder zu malen, herholt, ist etwas ganz Individuelles. Und das kann man sehr romantisch sagen, wie Sie gerade. Es hat aber meistens einen ganz realen Hintergrund. Er will ein Bild malen, das etwas Bestimmtes aussagt, eine bestimmte Atmosphäre erzeugt. Das will jeder malen. Man kann es versuchen mit Stil, und ich finde, dass Gerhard Richter unheimlichen Stil hat. Der hat zwei ganz bestimmte hervorstechende Merkmale, woran Sie sofort ein Richter-Bild erkennen: entweder hat er mit dem Spachtel gearbeitet, oder er hat mit dem Pinsel verwischt. Also, wenn das kein Stil ist, dann weiß ich nicht, was ein Stil ist.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Er hat auch ganz andere Bilder gemalt, Landschaftsbilder, die sind von einer betörenden Schönheit.

**Markus Lüpertz:** Das ist wohl wahr; geschickt war er immer. Er ist halt Sachse, und die Sachsen waren immer große Maler.

**Florian Schuller:** Mit Gerhard Richter nähern wir uns dem Zentralthema unseres Gesprächs, dem Thema Kunst und Kirche. Gehen wir es an im Blick auf Kirchenfenster. Alle von Ihnen wissen um das berühmte Fenster im Südquerhaus des Kölner Doms. Der Herr Bischof hat als damaliger Kölner Weihbischof Kämpfe ausgefochten, dass es dieses Glasfenster gibt. Gerhard Richter hatte sich geweigert, Heilige wie Edith Stein oder Dietrich Bonhoeffer gegenständlich darzustellen.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Er hat die Farben der Chorfenster aus dem 14. Jahrhundert übernommen. Er hat sich wochenlang in den Dom gesetzt und diese Farben studiert und gesagt, ich muss die Süd-Wunde des Domes, die im offenen Glasfenster besteht, schließen und nehme dazu den Lichtschleier aus den Farben, die im Dom vorhanden sind.

**Florian Schuller:** Aber nun Köln, St. Andreas, wo auch Sie, Professor Lüpertz, Glasfenster gestalten konnten. Sie sind einen anderen Weg gegangen und gestalten dort gegenständlich. Warum sagt Gerhard Richter, man kann das in einer Kirche heutzutage nicht mehr gegenständlich tun? Und Sie sagen, es geht.

**Markus Lüpertz:** Er hat das sicherlich etwas undeutlich ausgesprochen: Er kann das nicht.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Nein, nein, nein. Den Satz hat er nie gesagt! Dafür muss ich einstehen! Er hat nicht gesagt, ich kann keine Botschaften weitergeben, sondern er hat gesagt, ich kann keine KZ-Häftlinge des 20. Jahrhunderts in diese gotischen Domfenster einbinden. Soll ich denen irgendein historisches Gewand überstülpen? Das war sein Problem! Nicht, dass er nicht irgendeine Botschaft reinnehmen wollte. Er konnte diesem Wunsch, die Märtyrer des 20. Jahrhunderts darzustellen, nicht entsprechen.

Deswegen sehe ich da gar keinen Gegensatz zu Professor Lüpertz; denn sowohl das Abstrakte als auch das Gegenständliche haben in der Kirche Platz.

**Markus Lüpertz:** Ich habe mir angeschaut, was ein Glasfenster ist, wo Glasfenster sind, die mich begeistert haben. Da gibt es im Rheinland einen wunderbaren Glasmaler, den viele vielleicht gar nicht kennen, der heißt Jan Thorn Priker. Dann gibt es meinen Kollegen und Freund Georg Meistermann. Dann gibt es in Frankreich die bekannten Kirchen ... – ich habe mich also damit auseinandergesetzt, wie ein Glasfenster aussieht. Ich wollte nicht etwas anderes machen.

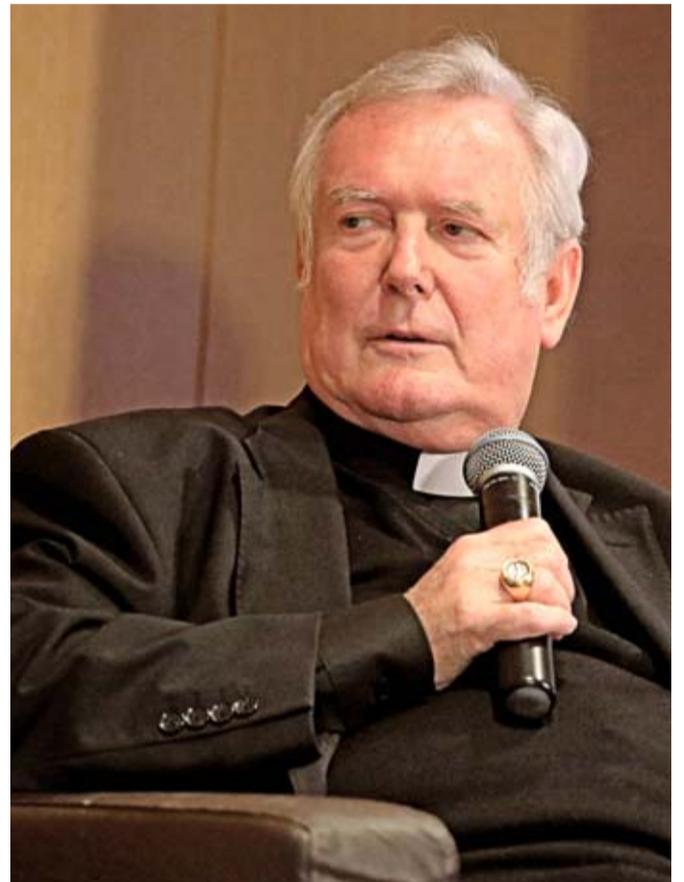
Man kann heute auf ein Glasfenster Fotos projizieren, man kann mit Sieb drucken, man kann alles machen. Das habe ich nicht gewollt, sondern ich wollte ein Glasfenster machen, das aussieht wie ein Glasfenster aus dem 11. Jahrhundert – Bleiverglasung, Schwarzlot und all diese Dinge. Infolgedessen habe ich nicht wie mein verehrter Kollege Gerhard Richter die Scheiben aufgeklebt; das ist ein nicht unbedingt für die Ewigkeit gedachter Gedanke. Der Leim hält 20 Jahre. Ich habe gar nichts dagegen, das ist eben sein Risiko.

im 11., 12., 13. Jahrhundert vor. Daran habe ich mich abgearbeitet, und deswegen meine leicht heiteren Bemerkungen zu den Kollegen, die es sich etwas einfacher machen und moderne Künstler sind. Deshalb arbeite ich eben quasi mittelalterlich. Unsere Presse hat das natürlich auch so gesehen. Sie haben die Arbeiten von Richter und mir verglichen. Gerhard Richter war natürlich der moderne, und ich war der verkackte Alte, der so vernarrte, der versuchte, wie früher irgendetwas hinzukriegen. Aber damit muss man leben. Mich hat die Auseinandersetzung gereizt, und das habe ich, ohne mich zu loben, ziemlich gut hingekriegt.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Das kann man bestätigen.

**Florian Schuller:** Verteidigungsrede für Gerhard Richter, Herr Bischof?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Gerhard Richter hat eine neue Technik angewandt, von der ich auch nicht



**Bischof Friedhelm Hofmann:** „Wenn ich mir ein Kunstwerk ansehe und berührt werde von dem, was dargestellt ist, erweitert sich mein Verständnishorizont.“

Mich haben die Aussagekraft oder die Ästhetik der mittelalterlichen Fenster gereizt, die ganz andere Farbigekeit oder Struktur, die Art, wie das Blei anfängt, die Zeichnung zu vervollständigen. Die bleigefassten Ornamente haben mich fasziniert, die Möglichkeiten, viel zu verbleien und dann mit Schwarzlot noch bestimmte Linien, Feinheiten und Zeichnungen hineinzubringen ... – das ist es eben, was mich am Glasfenster interessiert. Natürlich, meine Zeichnung ist die, die auch auf den Bildern oder in der Graphik oder Skulptur vorkommt. Aber ich wollte Glasfenster machen, die wie Glasfenster aussehen, eben nur von mir.

Ich versuche, mich also dem Vergleich auszusetzen aus der Zeit, als Glasfenster unbestritten großartig waren, und die großartigsten Glasfenster kommen

weiß, wie sie in Zukunft bestehen bleiben wird ...

**Markus Lüpertz:** ... die ist nicht neu, die Technik, die gibt es ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... ja, aber dass er das in einer Kirche an so prominenter Stelle durchführen konnte ...

**Markus Lüpertz:** ... das hat schon Fernand Léger in Frankreich mal gemacht ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... in Audincourt, aber in einer deutschen Kathedrale gab es das noch nicht, es war zum ersten Mal. Das hat lange Diskussionen gegeben, aber ihm wurde garantiert, es würde länger als 20 Jahre halten ...



**Bischof Friedhelm Hofmann:** „Es wäre das Schlimmste, wenn wir die Kunst verzwecken würden, wenn wir den Künstler benutzen würden, um unsere Vorstellungen weiterzugeben.“

**Markus Lüpertz:** ... Ich weiß, ja. Aber in 20 Jahren kann man den Gerhard ja nicht mehr zur Rechenschaft ziehen, er ist 85.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Aber man kann sagen, er hat die mittelalterliche Glaskunst ernst genommen. Wenn man sich nämlich diese Fenster ansieht, sieht man genau, dass er die mittelalterlich respektierten Grenzen zum Stein gewahrt hat. Er hat Parallelen geschaffen, die sich in dem Fenster sehr wohlthuend erschließen ...

**Markus Lüpertz:** ... er hat das Maßwerk rausgelegt ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... er hat insofern den gotischen Geist der Fenster in die moderne Fenstergestaltung hineingenommen.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, Sie waren für beide Projekte verantwortlich, sowohl im Dom wie in St. Andreas, also für zwei sehr unterschiedliche Herangehensweisen. Heißt das, beide Herangehensweisen sind nicht nur vom Formalen, sondern auch vom Inhaltlichen her gleichberechtigt?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Das möchte ich schon sagen. Die Fenster von Markus Lüpertz passen in ihrer Aussagekraft und in der bildnerischen Gestaltung des Künstlers eindrucksvoll nach St. Andreas. Und das Fenster von Gerhard Richter ist ein Lichtschleier, der in dem Dom eine Wunde schließt, die geschlossen werden musste. Dadurch ist ein Farbfluss in den Dom eingekommen, der ihm sehr gut tut. Man merkt ja, das Fenster verliert nicht an Attraktivität. Viele Leute kommen und lassen sich vom Lichtspiel beeinflussen und beeindrucken.

**Florian Schuller:** Professor Lüpertz, Sie sagen, bei den Glasfenstern habe

Sie interessiert, wie sind die gemacht worden im 11., 12., 13. Jahrhundert. War es tatsächlich „nur“ diese Form der Arabesken, wie Sie das mit der Bleiverglasung hinbekommen, oder hat Sie der Inhalt, die Botschaft in St. Andreas, oder das Gegenständliche, was Sie darstellen wollen, nicht ebenso gereizt, oder haben Sie das einfach als gegeben genommen?

**Markus Lüpertz:** Sie müssen das immer trennen. Der Anlass, woraus man seine Inspiration zieht, diese Legende der Makkabäer, hat mich natürlich fasziniert. Das ist eine wunderschöne Geschichte. Wo kann man schon in der Kirche Totenköpfe, Leichenteile, Menschen, die gebraten und gekocht werden, darstellen. Es ist wahnsinnig aufregend und spannend, wie man das in die Kirche bringt. Das ganze Mittelalter ist zwar voll davon, aber es gab natürlich auch einen Aufschrei bei ganz bestimmten Dingen – aber das ist wieder eine andere Geschichte. Dass ich mit meiner eigenen Zeichnung da reingehe, war klar. Aber das ist mein Privatum, meine Inspiration, mein Anlass. Das Erstellen eines Glasfensters, das meiner Vorstellung von einem Glasfenster entspricht, ist dann etwas ganz anderes. Ich sagte ja, es gibt nichts Neues in der bildenden Kunst, es gibt immer nur neue Künstler, und ich bin innerhalb dieser ganzen Geschichte von Glasfenstern als neuer Glasmaler aufgetreten und habe mich dieser Vorgabe gestellt und bin, Gott sei Dank, auch und selbstverständlich zu etwas Eigenem gekommen.

**Florian Schuller:** Kann man das so sauber trennen, die persönliche Inspiration durch die Geschichte, Ihre ganz persönliche innere Situation ...

**Markus Lüpertz:** ... nein, nein, die kann man nicht trennen, das ist eins. Nur, ich rede vom Anlass, und dass ich

dann zu einem Resultat gekommen bin. Aber das Entscheidende ist, dass ich innerhalb der Glasfensterkultur mein Glasfenster geschaffen habe. Das ist, was mich fasziniert.

**Florian Schuller:** Kunst und Kirche – welche Form, welcher Inhalt, welche Art von Kunst haben in der Kirche Platz? Gibt es irgendwelche Grenzen, die deutlich machen, nein, das geht nicht?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Ich denke, in den kirchlichen Raum gehört alles hinein, was letztlich auch der Verehrung Gottes dient. Es darf in der Kirche ohne weiteres auch das Böse dargestellt werden, ...

**Florian Schuller:** ... war zumindest früher immer so ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... es gibt Glasfenster, in denen schreckliche Dinge dargestellt sind. Aber das Böse darf nicht verherrlicht werden. Ich darf nichts in die Kirche hineinnehmen, was dem Kirchenbesucher suggeriert, du kannst genauso handeln, da bist du in Ordnung. Das geht nicht. Aber das Böse an sich, sagt Papst Johannes Paul II. ganz deutlich, hat in der Kirche seinen Platz, denn es ist ein Stück unserer Realität. Wir sind ja auf dem Weg und versuchen, es zu überwinden.

**Florian Schuller:** Das heißt, es gibt nicht die absolute Freiheit des autonomen Künstlers für die Kirche?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Doch, die gibt es. Der Künstler ist autonom. Es wäre das Schlimmste, wenn wir die Kunst verzwecken würden, wenn wir den Künstler benutzen würden, um unsere Vorstellungen weiterzugeben. Das darf nicht sein. Der Künstler muss frei sein, er muss autonom sein, aber das, was er macht, muss letztlich integrierbar sein in unseren Verkündigungsauftrag.

**Florian Schuller:** Wenn er das Böse verherrlichen würde in seiner Autonomie, würden Sie die Grenzen ziehen ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... da würde ich die Grenze ziehen.

**Florian Schuller:** Professor Lüpertz, wie sehen Sie die Freiheit, die Autonomie des Künstlers im Verhältnis zu dem, was in der Kirche möglich ist? Gibt es Grenzen der Autonomie des Künstlers?

**Markus Lüpertz:** Ich glaube, dass es keine Grenzen gibt. Ein verantwortungsvoller Künstler, der Wert darauf legt, sein Bestes zu geben, hat das Problem nicht. Das hängt von der Qualität ab, und die Qualität verführt den Auftraggeber letzten Endes, es zu akzeptieren, wenn er die nötige Sensibilität besitzt. Wir hoffen doch, dass die Kirchenmänner, die den Auftrag geben, das Künstlerische in erster Linie sehen, und nicht sich daran stören, dass irgendwo ein Bein abgeschnitten wird. Das habe ich auch komischerweise, ich mache das ja schon einige Zeit, nie erlebt.

Einmal hatte ich einen wunderbaren Auftrag, Glasfenster in der Kathedrale Saint-Cyr-et-Sainte-Julitte in Nevers. 24 Glasfenster, die ganze Genesis. Drei Fenster wurden schon in Paris geschnitten, sie wurden mit Kitt geklebt, riesige Fenster, und in der Mitte waren Eva und Adam. Dann kam der französische Bischof. Sie dürfen nicht vergessen, in Frankreich gehören die Kirchen dem Staat, der letzten Endes dafür verantwortlich ist, was da rein kommt. Und ich habe mit dem Bischof einen Streit

bekommen über die Darstellung des Adam. Mein Adam hatte eine gewisse Rüdität, er war erwachsen, er war ein Leidender, er war vertrieben, er war also der Sündenfall.

Ich habe mit allem Ernst und mit aller Begeisterung gesprochen; es ist eine großartige Figur gewesen. Aber der Bischof sagte, nein! Er hatte eine kindliche Vorstellung von Adam, er wollte ein Kind. Da habe ich mit ihm lange gestritten, und wie das so in Frankreich ist, plötzlich habe ich nichts mehr von Nevers gehört.

Es gibt ein großes Schild: Die Glasfenster der Kirche sind von Markus Lüpertz. Die Glasfabrik gibt es nicht mehr; der Mann, mit dem ich zu tun hatte, ist nach Algerien verschickt worden; ich habe mein Honorar bekommen, aber noch nicht einmal meine Arbeit zurück, nichts – der Bischof war nicht mehr zu sprechen für mich. Jetzt ist er tot. In jedem Buch über französische Glasmalerei sind meine Fenster drin, und die sind nie ausgeführt worden. So viel zu dem, was die Kirche, wenn sie nicht will, machen kann.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Ja, aber das hat mit der Fragestellung nichts zu tun. Wenn Sie Pornographie dargestellt hätten, hätte der Bischof das Recht gehabt, nein zu sagen ...

**Markus Lüpertz:** ... ja, gut, aber ich ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... aber wenn er die Vorstellung hat, in Adam ein Kind zu sehen – dann ist er meines Erachtens nicht im Recht. Er hatte nur den Wunsch, und da muss man sich einigen.

**Markus Lüpertz:** Er ist extra ange-reist, aber ich bin in meiner Art auch stur. Das ist nun einmal das Schicksal des Künstlers, wenn er hinter seinen Sachen stehen will; dann muss er auch dran glauben, was er macht, und es verteidigen. Aber ich hatte gedacht, dann soll eben der Staat entscheiden, aber nein, der Bischof bekam Recht. War schade, es war eine wunderbare Arbeit.

**Florian Schuller:** Ein Wort spielt bei solchen Diskussionen immer eine große Rolle: Blasphemie. Wir sind uns wahrscheinlich alle einig hier im Raum, dass der Staat, die Justiz Gott nicht zu verteidigen braucht, sondern es geht um religiöse Grundbefindlichkeiten, die angegriffen werden. Kann es so etwas wie Kriterien zur Umschreibung von Blasphemie geben?

**Markus Lüpertz:** Blasphemie ist eine Frage des geistigen Status der Zeit. In der Renaissance, als die Kunst eine intensive Ehe und Verbindung mit der Kirche hatte, unterlagen auch die Künstler einer Inquisition. Die Inquisition hatte einen ganz anderen Status, als das heute vorstellbar ist. Wir sind ja heute mit toleranten, großzügigen, welt-offenen Kirchenmännern konfrontiert. Damals, obwohl sie hochgebildet waren, hatten sie doch ganz klare Vorstellungen, was Kunst ist und was nicht. Die Renaissancekünstler mussten unheimliche Kapriolen schlagen, um ihre revolutionären Gedanken zu verstecken. Es war ein ewiges Spiel, das stattgefunden hat, und dabei sind großartige Werke entstanden, gerade durch Andeutungen und Verspieltheiten. Aber die reine, plumpe Blasphemie ist eigentlich in der Kirche nie vorgekommen, und ich kann auch keinen großen Künstler nennen.

Nehmen Sie mal die Sixtina, was da alles an nackten Frauen zu sehen ist, da wird die Haut abgezogen, da werden Leute gepeinigt. Eine größere Toleranz

als Michelangelo von den Päpsten bekam, um die Sixtina zu malen, hat es in der bildenden Kunst nicht gegeben. Ob wir heute so tolerant wären wie damals, halte ich für ein Gerücht.

**Florian Schuller:** Wenn ich wie Michelangelo dem Vertreter der Hölle das Gesicht des Chefzeremoniars des Papstes gäbe, dann bekäme ich bestimmt Schwierigkeiten.

**Markus Lüpertz:** Es hat ja dann einen Papst gegeben, der hat alles wieder zumalen lassen. Es kam wie immer die Gegenbewegung. Deswegen meine ich, wir brauchen uns um Blasphemie gar nicht zu kümmern, weil die Blasphemie in den Ateliers stattgefunden hat. Es hat antikirchliche Bilder gegeben, die auch ausgestellt wurden, oder Leute, die damit provoziert haben. Das muss man dann selbst ausbaden. Aber die Kirche war immer intelligent genug, und, Gott sei Dank, auch die Künstler waren intelligent genug, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und es mit sicherlich grenzgängigen Formen darzustellen. Das hat eigentlich bis jetzt funktioniert, weil es noch eine intelligente Auseinandersetzung gibt.

**Florian Schuller:** Kann man Blasphemie umschreiben?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Nein, das kann man nicht. Es gibt nicht die eindeutigen Grenzen ...

**Markus Lüpertz:** ... die Zeit entscheidet, was Blasphemie ist und was nicht ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Eine Verhöhnung Gottes hat in der Kirche keinen Platz. Darauf müssen wir achten, dafür sind wir zuständig, und das muss auch durchgefochten werden. Aber die großen Künstler haben das auch nicht gemacht. Ich sehe weder im Mittelalter noch in der Renaissance solche Tendenzen in der Kirche ...

**Markus Lüpertz:** ... aber es hat nachfolgende Zeiten gegeben, die das als Blasphemie gesehen haben, puritanische Zeiten ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... So ist es. Auch außerhalb der Kirche ...

**Markus Lüpertz:** ... auch innerhalb der Kirche gab es dann plötzlich zum Beispiel einen Puritanismus, wenn sie den Michelangelo zugemalt haben ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... ach so, mit den Höschmalern.

**Markus Lüpertz:** Blasphemie ist ein Zeitbegriff. Nach dem Holocaust gibt es bestimmte Dinge, die von vornherein blasphemisch sind. Das weiß man, und da lässt man eben die Finger davon. Da muss man, wenn man sich damit auseinandersetzt, eben sehr sensibel und sehr abstrakt drangehen.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Nochmals zu Michelangelo: Er hat zwar nackte Gestalten gemalt, aber keine Pornographie. Das ist der große Unterschied. Die Nacktheit des Menschen ist ja nichts Schlechtes, und die hat auch in der Kirche Platz, wenn sie denn in der Schöpfung gewürdigt wird, und nicht, wenn man Pornographie daraus macht.

**Florian Schuller:** Versuchen wir es doch einmal an einem Beispiel zu konkretisieren: der gekreuzigte Frosch mit dem Bierkrug in der Hand von Martin Kippenberger. Ist das in Ihren Augen, Herr Bischof, Blasphemie oder nicht? Als der Frosch in Brixen ausgestellt war,

während Papst Benedikt XVI. dort zu Besuch kam, wurde er noch schnell vom Diözesanmuseum entfernt.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Für mich ist es zumindest an der Grenze der Blasphemie. Was der Künstler erklärend dazu gesagt hat, öffnet einem ja die Augen dafür, dass er etwas ganz anderes damit darstellen wollte. Aber für den unvoreingenommenen Betrachter muss es blasphemisch sein, wenn er eine Verhöhnung des gekreuzigten Herrn in diesem Frosch sieht. Wenn der Künstler aber sagt, er hätte eigentlich sich selber oder unsere Art, wie wir mit der Natur umgehen, visualisieren wollen, dann hat das Bild auf einmal einen anderen Stellenwert.

**Florian Schuller:** Für mich war nicht der gekreuzigte Frosch das Problem, sondern der Bierkrug an der ausgestreckten Hand. Durch den empfinde ich das ganze Werk als blasphemisch.

**Markus Lüpertz:** Der Kippi war ein netter Mann. Er hatte den Kopf voller Flausen und toller Ideen und Witze. Ich fand das als ziemlich dummes Zeug, mir war das zu simpel. Aber die Erklärung, die Sie gerade geliefert haben, ist ja logisch. Er wollte darauf hinweisen, was wir alles kreuzigen, sogar den Heiland. Wir haben eine Avantgarde gehabt in den 50er Jahren. Sie war eine wichtige und erstaunliche künstlerische Bewegung. Das waren Marcel Duchamp mit seinem Urinal, Lucio Fontana mit seiner zerschnittenen Leinwand, und all diese ganzen Geschichten. Das ist sicherlich wie ein frischer Wind durch die Kunst gegangen. Werte haben sich verändert, und deshalb ist das eine hohe, großartige Leistung gewesen. Die Produkte dieser Zeit sind aber lediglich Devotionalien einer Absicht. Ein Urinal wird nie eine Skulptur. Sie können es tausendmal auf ein Podest setzen, Sie können es 25mal ins Museum hängen, es bleibt ein Urinal. Also, es ist lediglich eine Devotionalie. Wenn man die Avantgarde in ihrer Zeit lässt, ist sie wunderbar.

Jetzt aber wurde plötzlich der Avantgardismus spannend und aufregend. Denn das konnte ja jeder machen, schließlich haben die Leute genug Einfälle. Da kam dieses fürchterliche Wort „kreativ“, jeder war plötzlich kreativ, und die Museen füllten sich mit irgendwelchen Einfällen, die immer auf diesen avantgardistischen Gedanken basierten, und führten dazu, dass die Museen heute wie Geisterbahnen aussehen, wo man mit kleinen Wägelchen durchfahren kann. Da kniet dann irgendwo ein Hitler, oder es hängt ein halbes Pferd aus der Wand. Das ist alles sehr amüsant und vielleicht auch lustig. Man sieht ja auch, Leute haben mal ihren kurzen Erfolg, dann fallen die Sachen um, oder, wie der Haifisch von Damien Hirst, der löst sich auf in Formaldehyd.

Solche Dinge lenken den Blick auf die Kunst, nur hatte der Avantgardismus etwas anderes vor. Er wollte nicht gelehrt werden; aber wenn Sie heute an die Akademien gehen, hören Sie diesen ganzen Unsinn. Den hat es zu meiner Zeit nicht gegeben, den habe ich gar nicht zugelassen.

Später, nach einem langen Leben, kann man sich dann mal einen Witz einfallen lassen, wie das meinetwegen bei den Künstlern der 20er Jahre passiert ist. Das ist möglich, aber nicht als Leistung, weil das keine Kunstwerke sind. Es sind Devotionalien einer ganz bestimmten Zeit und einer ganz bestimmten Idee. Schauen Sie den von mir so hochverehrten Beuys ...

**Florian Schuller:** ... auf den wollte ich gerade verweisen ...

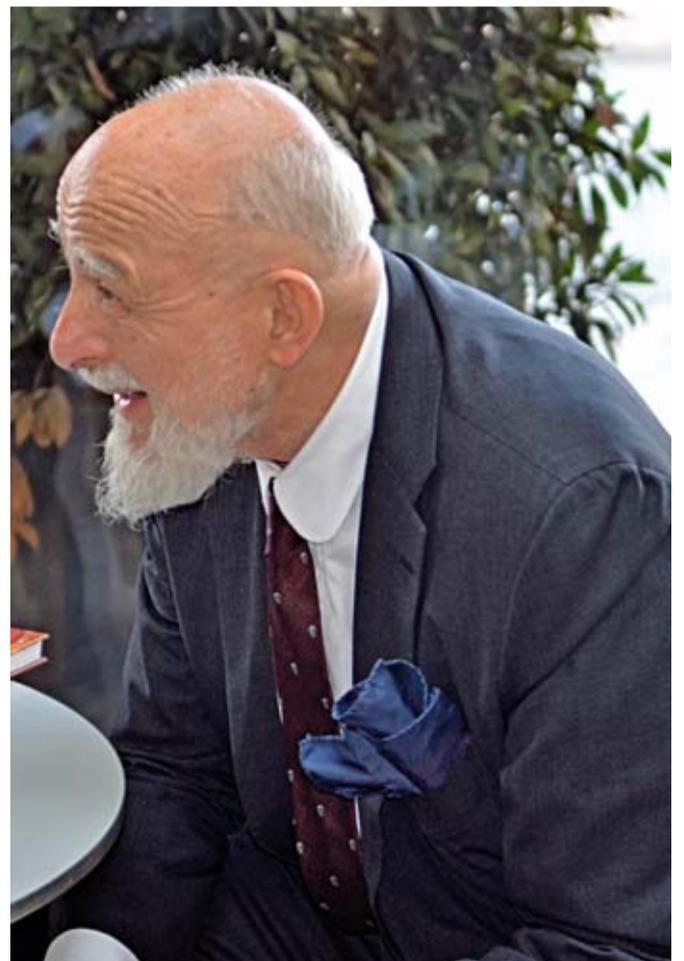


Saßen in der ersten Reihe (v.l.n.r.): Schweinfurts Oberbürgermeister Sebastian Remelé, Schweinfurts Landrat Florian Töpfer, Landtagspräsident a. D. Johann Böhm, Kunstfach-

mann Dr. Walter Zahner, Mitglied im Bildungsausschuss der Katholischen Akademie, und Bernhard Schweßinger, der Pressesprecher des Bistums Würzburg.

**Markus Lüpertz:** ... den ich ja für einen ganz großen Künstler halte, einen der wichtigsten deutschen Künstler, wie ich eingangs sagte, der uns international möglich gemacht hat. Wenn Sie heute eine Beuys-Ausstellung sehen, ist das dummes Zeug. Das Zeug ist alt, verrottet, ist versumpft, dann steht da ein intelligenter Kunsthistoriker daneben und

erzählt Ihnen was. Nur, eine Badewanne an der Wand mit ein paar Pflastern dran wird nie ein Kunstwerk. Sie ist eine Devotionalie einer Zeit, und warum nicht? Man kann ja durchaus den Zeigefinger von Francis Bacon bei sich in Formaldehyd zuhause liegen haben und das dann irgendwie als Kunstwerk verehren. Ist ja wunderbar, dagegen ist



**Markus Lüpertz:** „Es gibt kein Kriterium für ein Bild, wenn Sie nicht viele Bilder gesehen haben.“

nichts zu sagen. Nur, es sind eben, wie gesagt, keine Kunstwerke in dem Sinne, wie ich es verstehe.

Es hat immer Künstler gegeben, die sich absolut auf die Zeit eingelassen haben, Dieter Roth zum Beispiel. Er hat also eine Scheibe genommen, eine Salami, dann noch eine und noch eine und immer so weiter... Wenn Sie oben draufgeguckt haben, dann sieht das wunderbar aus, verrückt. Und heute? Der Mann, der das damals gekauft hat für teures Geld, der hat heute ein paar vergammelte Scheiben Wurst. Das kann er vielleicht einsprühen und in einen Käfig tun, mit einem Glas herum, und sagen, das ist toll. Man geht hin und sagt, was, das ist ein Dieter Roth, ja, toll, und die Wurst ist weg. Solche Dinge sind in ihrer Zeit wahnsinnig wichtig gewesen, weil sie für den Intellekt, für die Freiheit, für eine ganz bestimmte Nachdenklichkeit standen. Das sind gerade bei Dieter Roth, der Schriftsteller werden wollte, ungeschriebene Gedichte. Sie haben durchaus ihre Berechtigung und leben in ihren Fotografien. Mit ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung sind die Künstler gar nicht wegzudenken, aber was da steht, ist dummes Zeug.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Gerade bei Joseph Beuys sind die Aktionen, die er durchgeführt hat, und die nachher in den, wie Sie sagen, Devotionalien übrig geblieben sind, das Entscheidende. Aber ich würde auch sagen, das hat mit unserem Kunstbegriff nichts zu tun.

**Markus Lüpertz:** Solange Joseph daneben stand, war alles wunderbar. Ich habe noch nie einen Menschen kennengelernt, der einen Raum so füllen konnte wie er. Der hatte Magie, das war ein Zauberer, ein Hexenmeister. Der Mann war ein absolutes Phänomen, fröhlicher Rheinländer, lachte viel. Und in seinen Aktionen war er gnadenlos und phantastisch. Er hatte auch eine großartige zeichnerische Seite; das ist vielleicht, was künstlerisch bleibt. Er hat wunderbar gezeichnet, ganz im Stile von Ewald Mataré, dessen Schüler er war, mit Erwin Heerich zusammen. Der hat ja die Kölner Domtüren gemacht ...

**Bischof Friedhelm Hofmann:** ... er hat mit daran gearbeitet.

**Markus Lüpertz:** Da gibt es die schöne Geschichte: Mataré suchte weiße Mosaiksteine, aber solche waren nicht aufzutreiben, hat mir Heerich gesagt, kurz vor seinem Tode. Da sind sie dann nach Düsseldorf, dort gibt es die Mosaik von Johan Thorn Prikker und Heinrich Nauen. An Thorn Prikker haben sie sich nicht vergriffen, aber nachts haben sie aus dem Nauen die weißen Steine rausgeklaut, sind damit nach Köln gefahren und haben sie dann in die Kölner Domtür eingesetzt.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Das höre ich zum ersten Mal!

**Florian Schuller:** Man merkt die alte Gegnerschaft zwischen Düsseldorf und Köln!

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Ich weiß nur, dass Joseph Beuys einen Teil seines Rasierspiegels in diese Tür eingebracht hat. Aber der existiert auch nicht mehr.

**Florian Schuller:** Kommen wir noch einmal zum Thema Kunst und Kirche. Herr Bischof, Sie haben heuer eine Sammlung wichtiger Ansprachen am Würzburger Aschermittwoch der Künstler herausgegeben. Vom Aschermittwoch 2009 ist ein Gedicht von Reiner Kunze dokumentiert: „Geistlicher

Würdenträger, Künstlern ins Gewissen“. Das Gedicht lautet:

Er sagte nicht: seid  
schöpfer,  
Er sagte, dient  
dem glauben  
So gering ist sein glaube  
in die schöpfung

Herr Bischof, wie steht es im Allgemeinen mit der Offenheit, mit dem Engagement in der Kirche gegenüber der Kunst?

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Ich hoffe, dass wir offen sind für die Künstler, für die Kunst, und zwar auf Zukunft hin. Wir können nicht nur rückwärtsgerichtet das verwahren, was sich angesammelt hat, sondern müssen innovativ auf die Künstler zugehen und auf sie hören. Die Künstler sind kreativ auch im Glauben. Sie öffnen uns auch Augen und Wege, die wir von uns aus gar nicht verstehen, die das Wort nicht einholen kann. Das Bild hat eine völlig andere Funktion als das Wort, und insofern ist es wichtig, den Künstlern, auch gerade den bildenden Künstlern, den Freiraum zu lassen; denn sie sind Rufer in der Wüste, die unterwegs sind als Propheten. Davon bin ich fest überzeugt.

**Florian Schuller:** Umgekehrt, Professor Lüpertz, braucht Kunst auch die Kirche?

**Markus Lüpertz:** Die Frage kann man nicht generell beantworten. Die Menschen brauchen die Kirche, und auch die Künstler. Aber das ist ein menschliches Problem. Man ist gläubig oder nicht gläubig. Man setzt sich mit der Kirche auseinander; ich habe ein eigenes Kirchenbild, ich glaube an die Kirche, ich glaube an die katholische Kirche, ich glaube an ihre kulturelle Potenz, und ich bin fest davon überzeugt, dass diese Geschichte überlebt und auch irgendwann wieder eine ganz andere Notwendigkeit bekommt. Wir hatten ja gedacht, Demokratie habe etwas mit einer geistigen Freiheit zu tun. Aber man hat die Demokratie nur benutzt, um zu verblöden, und damit leiden auch ganz bestimmte Dinge wie Kunst, Kirche oder Glauben. Mysterien werden nicht mehr zugelassen.

Diese fehlende Bereitschaft zum Glauben verhindert aber auch die Bereitschaft zur Liebe. Wenn deine Frau sagt, ich liebe dich, dann musst du das ja glauben, du weißt es nicht. Wenn sie heute Eheverträge sehen, die sind so weit von Liebe entfernt, weil es nur darum geht, was passieren könnte, wenn die Sache auseinandergeht. Das ist absurd. Sie werden da getraut in der Kirche, bis dass Gott euch scheidet. Aber davon ist gar keine Rede. Die Notare füllen ganze Titel und Seiten aus. Dieser Glaubensverlust, der Verlust an eine Bereitschaft zu glauben oder an eine Freundschaft zu glauben oder an ein ewiges Leben zu glauben oder zu glauben, dass die Menschen gut sind, also, all das, was das Zusammenleben überhaupt möglich macht, liegt im Argen.

Wir leben deshalb ständig mit Versicherungen: Sie müssen sich im Auto anschnallen, weil ja was passieren könnte. Aber ich muss ein Idiot sein, wenn ich ins Auto steige, wenn ich wüsste, es passiert da etwas. Wir haben Frieden in Deutschland, schon ziemlich lange. Aber die Leute können gar nicht im Frieden leben, weil sie ihn gar nicht leben können, weil er ständig verteidigt wird. Wir sind ständig in einer Art Kriegszustand, den Frieden zu verteidigen.

**Florian Schuller:** Unser Gespräch führt über „Kirche und Kunst“. Ich bitte



Mit Prof. Dr. Michael Sendtner, Professor für Klinische Neurobiologie an der Universität Würzburg (li.), war auch ein Mitglied der Akademieleitung in Schweinfurt. Neben ihm saß

Domkapitular Dr. Norbert Jung, Leiter der Hauptabteilung Kunst und Kultur im Erzbischöflichen Ordinariat Bamberg.

Sie, zum Schluss nochmal kurz zu begründen, warum es gut ist, über diese Beziehung nachzudenken, und worin deren Herausforderung heute besteht.

**Markus Lüpertz:** Ich glaube, dass die Kirche einen großen Auftrag hat, diesen Frieden, in dem wir leben, zu sichern. Wenn wir nicht mit einer starken Religion gegen andere Formen von Religion, die aggressiver sind, mit einem gewissen Stolz und auch mit einem gewissen Glauben angehen, dann sind wir verloren. Die Kirche ist die letzte Institution, jenseits der Polizei, jenseits von Überwachung, die ethische Werte in die Menschen legen kann. Wir müssen daran glauben, dass die Leute gut sind. Selbst wenn irgendwo ganz fürchterliche Sachen passieren, kann man nicht davon ausgehen, dass die Welt schlecht ist. Wir haben keine andere Welt, wir werden nie eine andere erleben als diese unsere Welt jetzt. Warum sollte das nun die schlechteste und böseste sein? Das sehe ich nicht ein, das empfinde ich als Betrug. Deswegen glaube ich, dass es die schönste und beste, tollste Welt ist, die wir haben. Ich gehöre zu einer Generation, die nie in den Krieg musste. Mehr kann man eigentlich nicht erwarten. Stellen Sie sich einmal vor, was die Generation vor uns hatte! Mein Vater war in zwei Kriegen. Wir haben so viel auf der positiven Seite, und wenn das noch mit einer gewissen Mystik und Bereitschaft zum Glauben und Vertrauen gepaart wird, dann hätten wir eine glückliche Zeit.

**Bischof Friedhelm Hofmann:** Die Kunst und die Kultur sind im Raum des Glaubens entstanden. Wenn wir in die ganz alten Zeiten zurückschauen, nach Altamira oder Ayers Rock bzw. Uluru in Australien mit den Höhlenmalereien vor 20.000, vor 40.000 Jahren, sieht man, dass sich Kunst und Kultur im religiösen Raum wegen des Mysteriums entwickeln konnten. Und sie sind für mich immer auch Türöffner ins Jenseits, zu Gott. Die Kunst ist deshalb im kirchlichen Raum beheimatet und muss auch diese Heimat behalten. Wir dürfen das nicht abtrennen, wie im 19. Jahrhundert die Kunst auswanderte, auf die Straße ging, und dann ein Problem der Rezeption begann, weil die Leute die Kunst

zum Teil nicht mehr verstanden haben. Wir müssen helfen, dass die Menschen auch die Entwicklungen der zeitgenössischen Kunst verstehen und die Kunst auffassen als Zeugnis für Gottes Schöpfung. Die Künstler arbeiten in eine ungewisse Zukunft hinein, aber im Vertrauen und in der Hoffnung, dass das, was sie machen, Bestand hat. So geben sie eine Zukunftshoffnung mit, die auch für Frieden gilt, für Gerechtigkeit. Genau deshalb sitzen Kunst und Kirche in einem Boot.

**Florian Schuller:** Ihnen beiden ganz herzlichen Dank. Ich möchte schließen mit zwei Zitaten, die in ähnliche Richtung gehen. Das erste stammt von Ihnen, Professor Lüpertz: „Malerei ist die Begegnung mit dem Unbekannten, und durch dich, den Maler, gibt sich das Unbekannte zu erkennen.“ Und Sie, Herr Bischof, haben eine große Doktorarbeit über die Darstellungen der Apokalypse nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben und auf die letzte Seite dieser Arbeit ein Zitat von Reinhold Schneider gesetzt, der über christliche Dichtung spricht. Aber was er sagt, gilt nicht nur für Dichtung, gilt nicht nur für Christen, und deshalb möchte ich es allgemein auf Kunst hin formulieren: „Kunst, was ist sie? Baustätte ungebauter Dome, zertrümmertes Mal ungestaltbarer Vision, brechende Brücke, Pfeiler im Strom, geborstene Säule. Die Trümmer werden zu Zeichen und Zeugen der Wahrheit. Dass sie die Wahrheit, die frei macht, ins Herz senken, ist ihre einzige, ihre unabdingbare Macht.“ Reinhold Schneider. Und nochmal Lüpertz: „Malerei ist die Begegnung mit dem Unbekannten, und durch dich, den Maler, gibt sich das Unbekannte zu erkennen.“ Der heutige Abend hat etwas aufscheinen lassen von diesem Geheimnis der Kunst. □

## Bischof Dr. Konrad Zdarsa und Ministerpräsident Stanislaw Tillich

# Ein Akademiegespräch zu „Kirche in säkularisiertem Umfeld“

3. Mai 2017, Pfarrzentrum St. Salvator in Nördlingen

**Florian Schuller:** Das Thema „Kirche in säkularisiertem Umfeld“ zu reflektieren, war zunächst einmal von Bischof Konrad her selbstverständlich; wurden Sie doch stark von Ihrer Erfahrung in der DDR-Diaspora geprägt. Und Sie, Herr Ministerpräsident, sind Sachse und Sorbe und damit hängt dann auch katholisch zusammen ...

**Stanislaw Tillich:** ... genau ...

**Florian Schuller:** Herr Bischof, Sie sind ein Mensch mit sozusagen mehrfachem Migrationshintergrund. Der Vater stammt aus Neumarkt in der Steiermark, die Mutter aus der Oberpfalz. Ihr Wappen enthält die Farben der Länder Sachsen und Steiermark, weiß-grün, sowie Bayern, weiß-blau. Bischof sind Sie seit 2010 bei uns in Augsburg, und das Vögelchen mit Ölweig steht für die Heimatstadt Hainichen, wo Sie 1944 geboren wurden, der Fisch mit Schlüssel für den heiligen Benno und das Bistum Dresden-Meißen, wo Sie die Priesterweihe erhielten und später Generalvikar waren; die Jakobsmuschel weist auf die Kathedrale St. Jakobus im Bistum Görlitz hin, wo Sie von 2007 bis 2010 Bischof waren. Sie haben einmal zu Ihrem Bischofswappen erläutert: „Es soll meine natürliche und meine geistliche Herkunft, meinen natürlichen und meinen geistlichen Weg symbolisch bezeichnen.“ Für mich fehlt jetzt bei Ihrem Wappen nur noch ein einziges Symbol Ihrer diversen Migrationswege: eines für Rom, weil Sie dort ja auch einige Zeit gelebt haben. Von diesen vielen Bereichen, zwischen denen Sie migriert sind, welcher hat Sie am stärksten geprägt?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Nun, das ist natürlich – schon wegen der Länge der Zeit – zunächst einmal Sachsen. Aber, weil Sie Rom angesprochen haben, ich würde schon auf die Kirchenfarbe weiß-gelb, bzw. silber-gold hinweisen, die auch im Wappen mit drin ist. Die fünf Jahre des Studiums in Rom waren doch sehr prägend. Damit will ich mich aber nicht hervortun. Vielmehr hat mich das nicht nur die Mühe des Studiums gekostet, mit Vorlesungen noch in lateinischer Sprache, sondern mich auch immer wieder mit der Frage konfrontiert, warum gerade ich die Weltkirche vor römischem Hintergrund kennenlernen durfte. Ich bin im Nachhinein sehr dankbar dafür.

**Florian Schuller:** Herr Ministerpräsident, von Ihnen gibt es den Ausspruch: „Ich stamme aus Neudörfel, einem kleinen Dorf in der Oberlausitz. Dort wurde ich 1959 in einer sorbischen Familie geboren. Zuhause sprachen wir nur sorbisch miteinander.“ Wenn ich Ihrem Lebenslauf nachgehe: Sorbe, Sachse, Deutscher – und in der Politik waren Sie dann von Anfang an sehr stark auf Europa ausgerichtet. Wie hängt das zusammen?

**Stanislaw Tillich:** Das schließt sich keineswegs aus! Auch das Ries hier ist



Das Podiumsgespräch zwischen dem sächsischen Ministerpräsidenten Stanislaw Tillich (nach der Bundestagswahl im September hat er seinen Rücktritt

erklärt) und Bischof Dr. Konrad Zdarsa von Augsburg fand vor 200 Zuhörern statt. Die Moderation hatte Akademie-direktor Dr. Florian Schuller.

ein Landstrich mit Eigenarten. Die Sorben sind eine kleine slawische Minderheit im Osten Deutschlands. Ich bin froh, dass ich diese Sprache schon als Kind habe erlernen können. Wenn ich heute zu den Kollegen nach Tschechien oder Warschau fahre, kann ich auf den Dolmetscher verzichten, der Botschafter braucht meistens einen. Es ist aber nicht ganz richtig, dass sorbisch und katholisch gleich ist. Es gibt auch viele Sorben, die Protestanten sind; mein Vater war zum Beispiel einer. Er hat aber das Glück gehabt, meine Mutter geheiratet zu haben in der katholischen Gegend, und deswegen bin ich katholisch geworden. Panschwitz-Kuckau oder Kloster St. Marienstern, wo ich aufgewachsen bin, war zu 98 Prozent katholisch. Mit fünf Jahren habe ich von meinen Nachbarn Deutsch gelernt und erst ein paar Jahre später habe ich mitbekommen, dass es außer der katholischen Welt auch noch etwas anderes gibt.

**Florian Schuller:** Auf der offiziellen Homepage des Freistaats heißt es: „Er ist Sorbe und katholisch“. Da ist es schon rein grammatikalisch verbunden. Sie schreiben, „Meine Eltern erzogen mich im katholischen Glauben, der mich bis heute tief prägt und mir Halt gibt“. Wie hat diese konkret ausgesehen, Ihre katholische Sozialisation?

**Stanislaw Tillich:** Sie wurde von den Eltern mitgegeben und war zugleich in

der Umgebung verwurzelt. Ich erwähnte das Zisterzienserkloster, wo ich als Ministrant, später als Lektor am Kirchenleben teilgenommen habe. Ich bin heute noch Freundeskreisvorsitzender des Klosters St. Marienstern, die Verbindung ist ganz einfach da. Zweitens war es auch ein gewisser Schutz. Wir waren als Sorben eine Minderheit, die es nicht immer einfach hatte zu DDR-Zeiten, und schon gar nicht die Katholiken. Das hat einen natürlich bewegt, erst recht nicht nachzugeben.

Sie wissen, auch in der Wendezeit haben die Kirchen, die evangelische wie die katholische, eine wichtige Rolle gespielt. Sie waren Mitträger der friedlichen Revolution und Heimstatt für diejenigen, die sich dabei engagierten. Von daher ist das, was sich im Lebenslauf widerspiegelt, Ausdruck dieses Selbstbewusstseins. Angesichts einer Situation in Sachsen, wo drei Prozent der Bevölkerung katholisch sind, sollen die Menschen schon wissen, dass es einen Ministerpräsidenten gibt, der selbst gläubig ist und in seinem politischen Handeln vom Glauben geleitet wird. Bisher hat das geholfen und nicht geschadet.

**Florian Schuller:** Sie sind schon zweimal wiedergewählt worden.

**Stanislaw Tillich:** Richtig. Die Überschrift über mein erstes Interview, das gar nicht so beabsichtigt war, aber die Journalisten sind ja frei in dem, was sie

tun, lautete dann: „Der Glaube ist mein Anker“. Das war mein letzter Satz in jenem Interview, und ich fand das gut. Damit wussten auch alle Bescheid, wen sie da gerade gewählt haben. Also, von daher ist der Sorbe und ist auch der Katholik in Sachsen wohl akzeptiert.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, die Katholische Akademie Bayern hat 1970 dem damaligen Professor Joseph Ratzinger die Aufgabe gestellt, bei einem Vortrag vor tausend Personen die Frage zu beantworten: „Warum ich noch in der Kirche bin?“ Was hat Sie in die Kirche hineingeführt, über die Familie hinaus, was hat Sie in der Kirche gehalten und geprägt?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Diese Frage, warum ich noch in der Kirche bin, habe ich erst im Westen kennen gelernt. Das war für uns keine Frage. Ich kann es ganz einfach so sagen: Das Wichtigste für den Erstkommunionunterricht habe ich von meiner Mutter gelernt. Wir galten, wie man sich ausdrückte, als erzkatholisch. Insofern waren die Fronten von vornherein klar.

In meiner Lehrzeit kam der Ausbilder zu mir an die Drehmaschine und fragte, ob ich zu der politischen Veranstaltung für die Opfer des Faschismus mitkomme. Ich habe gesagt, nein, da kann ich nicht, denn da will ich in die Kirche. Darauf ging er sofort zu einem anderen Arbeitsplatz an eine andere



**Stanislaw Tillich:** „Die Sorben sind eine kleine slawische Minderheit im Osten Deutschlands. Ich bin froh, dass ich diese Sprache schon als Kind habe erlernen können.“

Maschine, das Thema war gegessen. Und das ist anwendbar auf alles. Man wusste sehr wohl, woran man bei uns war, und das war nicht erschwerend, sondern eher erleichternd. Allerdings konnte man dann auch nicht damit rechnen, dass man sonderlich gefördert und hofiert wurde.

**Florian Schuller:** Sie haben eben Ihre Lebensphase als Dreher angesprochen. Sie durften nicht studieren, weil Sie nicht bei der Jugendweihe teilgenommen hatten.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Ja, zunächst einmal, ich hatte sehr gute Zensuren. Im Abschlusszeugnis der 8. Klasse zehn Einsen und drei Zweien. Der statt meiner genommen wurde, der hatte zehn Einsen, zwei Zweien und eine Drei im Sport.

**Florian Schuller:** Sie hatten im Sport auch eine Zwei ...

**Bischof Konrad Zdarsa:** ... da war ich auch etwas beweglicher. Er war halt in einem Briefmarkensammelverein, das



Im vertrauten Zwiegespräch nach der Veranstaltung: Stanislaw Tillich und Konrad Zdarsa.

galt dann noch eher als gesellschaftliches Engagement. Aber den Ausschlag gab, dass ich nicht in der Pionierorganisation gewesen bin und auch nicht zur Jugendweihe gegangen war. Man hatte in der DDR eben wirklich kein Interesse, solche jungen Leute zu fördern. Ich war nicht der Einzige, dem das so gegangen ist. Auch Jugendliche ausgeprägt bürgerlicher Herkunft wollte man nicht weiterkommen lassen. Man hat mir einen Platz auf der zehnklassigen Mittelschule zugestanden. Und dann ging es darum, einen Beruf zu lernen. Später erst kam die Frage, wozu bin ich da, wie kann ich meine Gaben und Fähigkeiten am besten einbringen.

**Florian Schuller:** Was war dann der Auslöser, dass Sie in Richtung Priestertum gegangen sind?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Interessanterweise hatte ich nicht von vornherein in der Grundschule oder von der Erstkommunion an diesen Gedanken, sondern bin erst in jener Situation zum Nachdenken gekommen, als man mir einen normalen Bildungsweg verwehrt hatte. In Dresden haben wir einen heute noch sehr beliebten Exerzitiort, und dort kam ich mit einem Jesuiten ins Gespräch. Erst da hat sich der künftige Weg entfaltet und verfestigt.

**Florian Schuller:** Herr Ministerpräsident, zu Ihrer beruflichen Karriere: Was hat Sie bewogen, Diplom-Ingenieur im Bereich Elektrotechnik zu werden? Sind Sie ein naturwissenschaftlich denkender Mensch? Und wie bringen Sie das mit dem Glauben zusammen?

**Stanislaw Tillich:** Noch eine ergänzende Bemerkung zu Herrn Bischof Zdarsa, weil das etwas Wichtiges war, was er antippte. Zu DDR-Zeiten war es nicht üblich, dass man aus der Kirche austrat. Es ist erst Mode geworden nach der Wiedervereinigung.

**Florian Schuller:** Manche sind sogar sicherheitshalber aus beiden Kirchen ausgetreten, weil sie nicht wussten, in welcher sie drin sind.

**Stanislaw Tillich:** Bei uns war das – sorry, wenn ich das so sage – nicht eine Frage der Kirchensteuer, sondern der Überzeugung und des Glaubens. Das ist, Gott sei Dank, bis heute noch bei vielen so geblieben.

Jetzt zu Ihrer Frage. Bischof Zdarsa hat darauf hingewiesen: Arzt oder Journalist oder auch Jurist konnte man zur DDR-Zeit nur werden, wenn man die „richtige“ politische Überzeugung hatte. Ich habe mich in der Tat ein bisschen für Technik interessiert. Ich hatte noch das Glück, dass mir meine Eltern einen Stabilo-Baukasten schenkten – da ist dann irgendwo der Berufswunsch hängen geblieben. In der damaligen Zeit gab es nicht die großen Chancen, Berufe zu erlernen. Wir wurden in der Schule den ganzen Tag und die ganze Nacht bearbeitet, entweder Offizier der Nationalen Volksarmee zu werden oder Lehrer. Wenn man etwas anderes werden wollte, hatte man ein Problem. Deshalb war schon Ingenieur etwas Außergewöhnliches. Ich bin es heute noch und freue mich, wenn ich manchmal im Kollegenkreis unter Juristen oder Geisteswissenschaftlern als Naturwissenschaftler auch Bescheid weiß, wie manches zusammenhängt in dieser Welt.

**Florian Schuller:** ... wenn man nicht von Anfang an Berufspolitiker war ...

**Stanislaw Tillich:** ... auch das ist wichtig. Ich wünschte mir, dass die typische Politikerlaufbahn nicht so läuft: aus dem Kreißaal in den Plenarsaal.

Na ja, das ist die verkürzte Form. Ich könnte jetzt sagen: Kreißaal, Abitur, Studium der Politikwissenschaften, Assistent beim Landtagsabgeordneten, Landtagsabgeordneter oder Bundestagsabgeordneter, später Minister.

Es kommt schon darauf an bei einer Politikerkarriere, dass man mehr kennt als nur die politischen Zusammenhänge. Die Menschen haben ihre eigenen Biographien, ihre eigenen Lebenswirklichkeiten. Um darüber entscheiden zu können, wie diese sich entweder so oder so ändern sollen, weil man das aus seiner politischen Überzeugung heraus meint, dazu sollte man ein bisschen intensiver Bescheid wissen. Nur durch Zuhören alleine ist das nicht getan, sondern die eigene Erfahrung ist sicherlich eine Bereicherung, die einem niemand nehmen kann. Deswegen wünsche ich mir, dass es auch in Zukunft Menschen gibt, die sich dafür entscheiden, erst einen Beruf zu erlernen, um dann aus dem beruflichen Leben heraus in die Politik zu wechseln, damit es eben nicht nur jene anderen gibt.

**Florian Schuller:** Wobei es die Quereinsteiger in allen Parteien immer schwerer haben.

**Stanislaw Tillich:** Ja, da war unser Glück die Wiedervereinigung. Damals liefen Demonstranten um das Stasi-Gebäude herum und riefen: „Stasi in die Produktion“. Als die frei gewählte Volkammer zusammenkam, wurde gefragt, wer macht's, und dann hieß es, du hast die große Klappe, mach's mal. In der Zeit hatte ich gerade mein Unternehmen gegründet. Das hat sich nicht richtig miteinander vertragen, aber irgendwie ging es doch fünf Jahre gut. Irgendwann habe ich gesagt, ich bleibe jetzt in der Politik. Ich war in Brüssel, für einen Ostdeutschen eine ganz neue Welt. Sie wissen, wir haben ja nur auf Kurzwelle RTL 49-Meter-Band gehört. Das war in Dresden. Westliches Fernsehprogramm wie zum Beispiel ARD konnte man überall empfangen, außer im Raum Dresden ...

**Florian Schuller:** ... im Tal der Ahnungslosen ...

**Stanislaw Tillich:** ... und bei uns in der Oberlausitz war das noch einen Zacken schärfer, weil es in der Nachbarschaft den tschechischen Sender gab, der immer genau auf dem Kanal, auf dem die ARD sendete, hineinstrahlte. Früher hat man sich dann ein schönes vernebeltes Wochenende gewünscht. Heute wünscht man sich ein staufreies Wochenende. An einem vernebelten Wochenende gab es die ARD auch in der Oberlausitz und in Dresden, aber sonst nicht. Es gibt nicht so vieles, was man damals hat wissen können über die andere Welt. Ich hatte dann einen Lehrmeister, der auch in Bayern sehr bekannt ist. Wir saßen in der damaligen christdemokratischen Fraktion des Europäischen Parlaments nach dem Alphabet: Vor mir saß Otto von Habsburg, und neben mir saß Leo Tindemans, der ehemalige belgische Außen- und Premierminister. Die beiden haben mir die Welt erklärt, und ich habe das aufgesogen wie ein Schwamm.

**Florian Schuller:** Wir hatten schon ein paar Mal die innerkirchliche Situation angesprochen. Es gibt dazu ja die klassischen Stereotypen: Im Westen große Organisation, viel Geld, intensive Diskussionen, aber schwache Identität, andererseits in der DDR-Zeit klare Identität, aber auch als negatives Stereotyp von uns her, die katholische Kirche schließt sich in den Binnenkreis ein, wirkt nicht nach außen. Ist an diesen Stereotypen etwas dran?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Gegen Ende der DDR-Zeit hatte ich die Gelegenheit, die Vereinigten Staaten zu besuchen, gemeinsam mit meinem Freund, der von dort stammte, und mit dem ich in Rom zusammen studierte. Da hat mich der Zollbeamte am Flughafen gefragt, wenn Sie Priester sind, wie kommen Sie da klar in Eastern Germany. Mein Freund meinte, offensichtlich war dieser Zollbeamte irischer Abkunft, weil er sich dafür interessiert hat. Ich habe ihm gesagt, wissen Sie, in der Kirche dürfen wir fast alles, außerhalb der Kirche dürfen wir fast nichts. Das war sehr holzschnittartig und plakativ, denn wir durften in der DDR außerhalb der Kirche auch noch sehr viel. Es gab die Fronleichnamprozessionen in Dresden und Leipzig, ganz zu schweigen von den katholischen Sorben. Das ist ohnehin noch eine besondere Situation gewesen. Ich würde strikt verneinen, dass die katholische Kirche nur ein Nischendasein geführt hätte. Das ist nicht wahr. Unser Erfurter Theologisches Studium war schon weltweit bekannt durch seine Professoren, die auch in römischen Institutionen mitwirkten. Aber die Gemeinden und Bischöfe haben auch viel

geboren, wir haben uns damals mit dem Kreisschulrat herumgeschlagen. Der Kreisschulrat war für die Volksbildung zuständig, und da gab es urplötzlich die Regel, dass nur drei Tage unentschuldigtes Fehlen erlaubt waren. Nun können Sie sich vorstellen, Fronleichnam, bei uns katholischen Sorben einer der größten Feiertage, dann natürlich Ostermontag und noch Allerheiligen. Ich könnte noch die Heiligen Drei Könige aufzählen, ein Feiertag, der noch zu meiner Kindheit und Jugendzeit groß gefeiert wurde. Das wären dann vier oder fünf katholische Feiertage gewesen. Wenn man zu spät oder gar nicht in die Schule kam, weil man den Feiertag mit den Eltern begehen wollte, wurde das als unentschuldigtes Fehlen gerechnet, und damit war das Kind versetzungsgefährdet. Das Ergebnis war, dass wir dann früh um halb sieben in den Gottesdienst gegangen sind und kurz vor halb acht in der Schule auftauchten. Das klappte, weil der Pfarrer mit der Predigt schnell war. So haben wir uns in der katholischen Welt geholfen.

In der Nähe von Neudörfel, wo ich geboren bin, gab es ein Malteser-Krankenhaus, das immer kirchlich, also ka-



**Florian Schuller:** „Welche der Erfahrungen aus der DDR-Diaspora-Zeit könnten für heute in einer ganz anderen gesellschaftlichen Situation hilfreich sein?“

profitiert von der reichen Kirche des Westens. Es wäre gar nicht möglich gewesen, weiter zu existieren, wenn uns nicht so vieles zuteil geworden wäre. Es war ein sehr gutes brüderliches Miteinander, denke ich nur an den Benno-Verlag. Wir waren die einzigen, die einen katholischen Verlag hatten, der natürlich auch für die östlichen Länder arbeiten konnte und immer wieder ein Umschlagplatz war.

**Stanislaw Tillich:** Es war mit Sicherheit so, wie es der Herr Bischof beschrieben hat. Ich will das noch ergänzen: Meine Kinder sind 1981 und 1983

tholisch war. Selbst die Sowjets, die bei uns stationiert waren, ließen ihre Frauen da entbinden, aber ansonsten durfte dieses Krankenhaus nur als kleines Krankenhaus wirken. Man hat es geduldet, aber es nicht größer werden lassen. Was man zugelassen hat, dann aber von der Stasi durchsucht, waren die Wallfahrten. Wiederum in der Nähe von Neudörfel liegt der Wallfahrtsort des Bistums, Rosenthal, wo es Jugend-, Kinder- und Erwachsenenwallfahrten gab. Dort trafen sich 5000, 7000, ja sogar 10.000 Menschen und nahmen den Weg auf sich. In der DDR-Zeit sogar mehr als jetzt. Die Nahverkehrsverbindungen



**Bischof Konrad Zdarsa:** „Ich würde strikt verneinen, dass die katholische Kirche in der DDR nur ein Nischendasein geführt hätte. Das ist nicht wahr.“

waren damals grottenschlecht – das kann man sich alles gar nicht vorstellen. Autos gab es ja so gut wie keine. Oder man wartete vierzehn Jahre darauf ...

**Florian Schuller:** ... Sie haben Ihr Auto, glaube ich, mit 18 Jahren bestellt ...

**Stanislaw Tillich:** ... mit 18 Jahren bestellt, und ich hätte den Trabi 1989 bekommen. Ich habe dann darauf verzichtet, großzügig. Spaß bei Seite – zurück zum Thema: Also, die Kirche wurde geduldet. Beispielsweise hatten wir damals in Kamenz, der damaligen Kreisstadt, die Offiziershochschule der Luftstreitkräfte. In politischer Hinsicht gab es dort nur Überzeugte. Und für diese Leute wollte man in Kamenz wie in meinem Heimatort urplötzlich Wohnungen. Warum? Weil man wissen wollte, was die Leute reden. Die verstanden uns ja nicht. Sorbisch ist eine slawische Sprache, die hat mit dem Deutschen nichts zu tun. Und außerdem waren die Sorben Katholiken und hielten zusammen. Diesen Riegel wollte man auseinanderbrechen, deswegen brachte man die Offizierschüler und Offiziere und ihre Ehefrauen dorthin und deren Kinder in unsere Schulen. Wenn Sie einen Ort mit 1.200 Einwohnern nehmen und dort hundert neue Wohnungen bauen für rund vier- bis fünfhundert Menschen, verändert sich das Ortsbild gänzlich. Das Ergebnis war aber ein anderes ...

**Florian Schuller:** ... die haben alle sorbisch gelernt und sind katholisch geworden ...

**Stanislaw Tillich:** ... nee, katholisch sind sie nicht geworden, aber sorbisch haben sie tatsächlich gelernt und uns in Ruhe gelassen. Sie haben sich sogar mit uns zusammengetan, weil sie schließlich davon überzeugt waren, dass man den Menschen ihren Glauben lassen soll.

Und sie haben sich zumindest zurückgehalten bei der Kritik und auch bei der Einflussnahme. Das sind schöne kleine Beispiele, wie es in der Vergangenheit gewesen ist.

**Florian Schuller:** Wenn ich Sie recht verstanden habe, waren es damals die selbstverständliche Identität und die Möglichkeit, begrenzt auch außerhalb des Kirchenraumes präsent zu sein. Wenn wir die jetzige Situation ansehen – welche der Erfahrungen aus der DDR-Diaspora-Zeit könnten für heute in einer ganz anderen gesellschaftlichen Situation hilfreich sein? Was sollte bewahrt werden, was kann einen Impuls geben für Gemeinden, für Christen heute?

**Stanislaw Tillich:** Die Erfahrung, dass einem nichts geschenkt wird, sondern dass man sich das, was man will, auch erstreiten muss. Das Bekenntnis zum eigenen Glauben ist das eine, aber es leben viele, die damit wenig anzufangen wissen. Manchmal kommt man in Verruf, etwas altmodisch zu sein. Dazu gehört aber auch ein Stück weit, dass man den Verlockungen widerstehen kann, die eine neue Zeit bietet, ohne dass man mir als katholischem Gläubigen unterstellt – jetzt rede ich mal nicht als Ministerpräsident sondern als Privatperson – dass ich irgendwo vom hinteren Walde bin. Der Glaube gehört zu meinem Leben und ist für mich ein Wertekanon, der mich prägt. Das muss mein Gegenüber lernen zu akzeptieren. Das ist das eine.

Trotz der demographischen Schwierigkeiten wachsen gerade die katholischen Gemeinden in Dresden nicht nur durch Zuzug, sondern auch zunehmend durch junge Menschen, die sich zur katholischen Kirche bekennen. Das ist ein zartes Pflänzchen, es sind nicht Tausende, es sind Hunderte, aber es passiert.

Da funktioniert etwas, was wir bei der ersten Landesausstellung, das Konzept ist übrigens von Bayern abgeschaut,



Gäste bei der Podiumsdiskussion: Prof. Dr. Adalbert Keller, Leiter des Akademischen Forums Augsburg (li.), und der evangelische Dekan von Nördlingen Gerhard Wolfermann.

erreicht haben. In meinem Heimatort im Kloster St. Marienstern hatten wir mit 100.000 Besuchern gerechnet, am Ende waren es 340.000. Der damalige Bischof Joachim Reinelt schloss die Kuratoriumssitzung nach der Landesausstellung mit den Worten: „Ich glaube, dass sich in Sachsen etwas bewegt hat. Die Menschen haben versucht, etwas über die Kirche zu erfahren.“ Die Landesausstellung hatte in Respekt auch vor den evangelischen Mitchristen nicht den ursprünglichen Titel „Zisterzienserklöster im Herzen Europas und ihre

Wirkung für die Entwicklung Europas“, sondern einen etwas unverfänglicheren Titel, nämlich „Zeit und Ewigkeit“. Und die Menschen sind gekommen.

Bei der Seligsprechung von Alois Andritzki, einem sorbischen katholischen Priester, der 1943 im KZ Dachau ermordet wurde, in Dresden am 13. Juni 2011 standen 11.000 Menschen vor der Hofkirche in Dresden. Das waren nicht nur Katholiken. Und jetzt der Katholikentag in Leipzig. Die Leipziger haben sich am Anfang sehr schwer getan damit. Aber es war eine richtige Wahl,



Stanislaw Tillich: „Ich glaube, bei Begegnungen zwischen zeitgenössischer Kunst und Kirche geht es darum, neue Wege zu beschreiten, neue Ideen zu haben, neue Ausdrucksformen zu finden.“

nach Leipzig zu gehen und nicht nach Dresden. Dort wäre es ein Heimspiel gewesen, Leipzig war ein Auswärtsspiel für die katholische Kirche. Die Leipziger waren neugierig, sind hingegangen, haben sich informiert. Die Frage bleibt, wie erreicht man die Menschen seitens der Kirchen.

**Florian Schuller:** Was tun die Gemeinden bei Ihnen in Sachsen, dass der christliche Glaube interessant wird?

**Stanislaw Tillich:** Das traue ich mich gar nicht zu beurteilen, denn ich bin ja nur einfaches Gemeindeglied.

**Florian Schuller:** Sie gehen jeden Sonntag in den Gottesdienst, haben Sie geschrieben. Wie sind denn da zum Beispiel die Predigten?

**Stanislaw Tillich:** Unterschiedlich. Wir reden ja viel von der globalisierten Welt. Die Menschen suchen nach einem Hort des Miteinanders, und da hat die Kirche etwas anzubieten, nämlich ein geistiges und geistliches Miteinander, aber auch das Bewusstsein, eine große Familie zu sein – das können die Gemeinden bei uns bieten. Im Erzgebirge ist das sehr schön zu beobachten. Die Bergleute waren ja traditionell sehr gläubig. Die haben damals unter Tage gearbeitet und Silber geschürft. Denen blieb nichts anderes übrig, als sich Gott anzuvertrauen, denn sie wussten nicht, ob sie das Tageslicht noch einmal sehen werden. Und das hat die Zeit überdauert. Man ist dort noch heute sehr gläubig. Mich rührt das jedes Mal richtig an.

Die Gemeinden müssen einfach da sein und offen sein. Sie dürfen sich nicht in sich kehren, und das tun sie auch nicht. Sie sind offen und laden die jungen Menschen genauso ein wie die älteren. Kirche ist ja im Osten Deutschlands nicht nur Gotteshaus, sondern mittlerweile fast schon eine gesellschaftliche Bewegung. Krankenhäuser, Kindereinrichtungen, Alteinrichtungen, Ansprechpartner in verschiedenen Bereichen auch zum Beispiel der Drogenberatung. Das übernehmen wir als Kirchen, also nicht nur Schwangeren-, sondern auch Drogenberatung. Kirche ist heute nicht mehr wegzudenken aus dem gesellschaftlichen Leben, aber sie wird von denjenigen, die böswillig sind, immer noch auf das Gotteshaus und auf den Gottesdienst selbst reduziert. Da bleibt noch eine Aufgabe, die ich auch als Politiker sehe: Bei uns hat „Die Linke“ zum Beispiel bereits zum dritten Mal den Antrag gestellt, endlich die Kirchenstaatsverträge abzuschaffen.

**Florian Schuller:** Da müssen Sie Ihren Kollegen Bodo Ramelow dann irgendwie wieder einfangen.

**Stanislaw Tillich:** Das ist einer, der damit kokettiert, dass er gläubig ist. Das sind die ganz Gefährlichen, das sind die Wölfe im Schafspelz. Das muss ich ganz offen sagen.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, wenn Sie an Ihre Dresdener, sächsischen, Görlitzer Erfahrungen denken: Was würden Sie gerne in unsere geliebten Augsburger Gemeinden und in die Herzen der Augsburger Diözesanen einpflanzen wollen?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Erfahrungen lassen sich ja nicht einteilen in Aufenthalt dort und Aufenthalt da, sondern unser Thema heute Abend heißt ja „gelebter Glaube in säkularisiertem Umfeld“. Da wäre zuerst einmal zu klären, wo ist denn das säkularisierte Umfeld. Ist etwa der alte Westen von der Säkularisierung total frei?

**Florian Schuller:** Das glaubt niemand.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Ich würde eher sagen, wir haben das erlebt. Zum Beispiel führe ich immer die große missionarische Chance der Bestattungen an, oder die Trauerfeiern. Wenn man die Feier begonnen hat mit dem Kreuzzeichen und merkt, dass es maximal noch der Sohn der Verstorbenen konnte, vielleicht sogar niemand mehr, dann kann passieren, dass sich bei der Predigt ein richtiger Dialog entspinnt. Auch wenn nur einer geredet hat, wollte man mit dem Besten, was man hat, den Leuten glaubwürdigen Trost spenden. Das waren wirklich Feiern, wo man darauf vertrauen konnte, dass man gesät hat. Man hat die Leute nie wieder gesehen, aber man hofft, dass das eine oder andere Wort doch irgendwann Frucht bringt.

Ich erlebe oft, dass Leute, die wirklich tabula rasa sind, was Glaubens- und Kirchendinge betrifft, oftmals die besseren Fragen stellen. Da geht einem das Herz auf, man erzählt von dem, was man glaubt, und um was es bei unserem Glauben geht. Bei denen, die vielleicht meinen, alles schon zu wissen, steht man manchmal wie vor einer Wand. Darum halte ich es für notwendig, dass wir die Entwicklung der um sich greifenden Säkularisierung aushalten oder nicht nur aushalten, sondern bestehen. Das heißt, dass wir immer bereit sind, da greife ich zurück auf den Petrusbrief, einem jeden Auskunft zu geben über die Hoffnung, von der wir beseelt sind, aber in Bescheidenheit, denn wir haben ein gutes Gewissen.

**Florian Schuller:** Mich treibt seit Jahren eine These des französischen Soziologen Olivier Roy um. Die These lautet: Die Säkularisierung hat die Religion nicht minimiert, sondern freigestellt und Autonomie gegeben. Das Problem besteht dann aber darin, so Olivier Roy, dass die religiöse Welt die säkularisierte Welt als das Gegenüber ansieht; die Religionen verstehen sich als autonom und sind nicht mehr im Gespräch mit der Gesellschaft. Fragen nach Bildung, nach religiösem Austausch, nach gegenseitigem Interesse nehmen radikal ab. Ich denke da immer an Papst Paul VI. und seinen berühmten Satz: „Der Bruch zwischen der Kultur und der Religion ist das große Drama unserer Epoche.“ Oder an den emeritierten Erzbischof von Poitiers Albert Rouet, dessen These lautet: Die Kirche steht in der Gefahr, eine Subkultur zu werden. Wie stehen Sie zu dieser These?

**Stanislaw Tillich:** Ich glaube, dass es kaum ein Unternehmen auf der Welt gibt, das auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblicken kann. Aber auch wenn die Kirche 2000 Jahre überdauert hat, ist sie nicht davon entbunden, darüber nachzudenken, wie bleibe ich attraktiv – auch wenn das ein bisschen politisch klingt – wie bleibe ich ansprechbar.

Wir haben dieses Jahr 500 Jahre Reformation. Damals ist letztendlich die Frage beantwortet worden, dass man nicht mehr Staat und Kirche in einem haben wollte. Aber zumindest von Deutschland und von Sachsen kann ich sagen: Bei uns gibt es eine gute Partnerschaft, und das ist die wichtigste Voraussetzung, dass man in Politik und Gesellschaft um den gesellschaftlichen Wert der Kirchen weiß.

Fünf Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs war ich in Warschau. Da gab es eine Veranstaltung mit Polen, Deutschen, Tschechen und Ungarn – an einem Sonntagvormittag. Da trat der Vertreter einer tschechischen Partei, nämlich der ODS ans Pult, dieser Kollege ist



**Bischof Konrad Zdarsa:** „Ich erlebe oft, dass Leute, die wirklich tabula rasa sind, was Glaubens- und Kirchendinge betrifft, oftmals die besseren Fragen stellen. Da geht einem das Herz auf.“

noch heute im Europäischen Parlament, und belehrte die Polen, dass sich die Tschechen durch ihren Atheismus auszeichnen würden, aber die Polen würden viel zu viel Zeit damit verplempern, sich nach den Zehn Geboten zu richten, und deswegen wären sie wirtschaftlich so darniederliegend. Das war natürlich ein Affront, aber gleichzeitig merkte man, was die Erziehung in einer Gesellschaft bewirken kann, die letztendlich zu Trugschlüssen führt und die Menschheit in eine falsche Richtung bewegt. Denn der Materialismus alleine macht die Menschen nicht glücklich.

Jetzt zurück zum Thema „säkularisierte Welt“: Heute ist es wichtig und notwendig, in allen Gesellschaftsformationen, sich des Wertes sowohl des christlichen Glaubens, wie auch der anderen Religionen bewusst zu sein, aber gleichzeitig zu vermeiden, dass die Religion über dem Recht steht. Es muss klar sein, dass die Kirche und die Religion Privatangelegenheiten im ureigensten Sinne des Wortes sind, aber gleichzeitig die Kirche ein gesellschaftlicher Player ist und eine gesellschaftliche Rolle spielt, die über das Individuum hinausgeht. Wenn beides klar akzeptiert wird, hat die Kirche in der heutigen Gesellschaft und unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung eine gute Perspektive. Eine bessere Perspektive als man vielleicht meint.

Die Deutsche Bank hat einmal Kundenshopper abgeschafft, weil die Leute alle Bankgeschäfte online erledigen sollten. Heute kommen sie wieder zurück, weil das Gespräch vom Kundenberater zum Kunden wichtig ist. Darauf hat die Kirche immer Wert gelegt, sie muss dieses Gespräch bereithalten. Der Gläubige ist in gewissem Sinne auch für den Klerus ein Kunde, und das Kirchenmitglied ist für den Nichtgläubigen im Prinzip ein Ansprechpartner.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Das ist für mich das Stichwort. Ich habe das mal

vor den Mitbrüdern gesagt, ausgehend von der Bergpredigt Jesu. Da kommen alle von den naheliegenden Städten der



noch konkretisieren im Blick auf die Verantwortlichen, die Strukturen, die Existenzweise der Kirche?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Das setzt natürlich voraus, dass ich weiß, was ich glaube, und Auskunft geben kann über meinen Glauben. Ich habe die Sorge, dass das viele heute nicht mehr vermögen, und dass es wesentlich wäre, dafür mit den Familien zu arbeiten und anfangen zu fragen, was ist für uns wesentlich, worauf beruht unser Glaube.

**Florian Schuller:** Herr Ministerpräsident, ich habe gelesen, Sie haben zwei große persönliche Leidenschaften. Die eine ist die Leidenschaft für Fußball, und deshalb stehen Sie auch hinter RB Leipzig. Und die andere, sowohl in Ihrer Familie wie bei Ihnen persönlich, ist das Interesse an zeitgenössischer Kunst. Kunst ist ja der Bereich, in dem man zu ahnen beginnt, was Menschen fühlen und was sie bewegt. Haben Sie Erfahrungen, wie Begegnungen mit Kunst zum Beispiel auch jenseits der Leipziger Schule, für die sie große Begeisterung zeigen, in der Kirche fruchtbar werden können?

**Stanislaw Tillich:** Zum einen erst einmal, zur Richtigestellung, damit ich nicht verhaufen werde, wenn ich nach Sachsen zurückkehre: Ich bin seit 1973 bekennender Fan von Dynamo Dresden und dort auch Mitglied. Ich bin aber auch stolz darauf, dass es endlich gelungen ist, die Bayern zu jagen ...

**Florian Schuller:** ... das sagen Sie hier im Heimatort von Gerd Müller ...

**Stanislaw Tillich:** ... und ich bin traurig darüber, dass es eines österreichischen Unternehmers bedurfte, der einen ostdeutschen Club letztendlich in die Erste Bundesliga gebracht hat. Das

Dekapolis, um ihre Kranken heilen zu lassen. Ich habe das umgekehrt interpretiert. Es geht darum, für jeden Menschen gesprächsbereit zu sein, ganz konkret zu jedem hinzugehen und mit jedem ein Wort zu wechseln, mit der Verkäuferin, mit dem Tankwart, und sich zu erkundigen nach dem und jenem, auf dieses und jenes hinzuweisen, und dann mehr und mehr in Kontakt zu kommen. Es geht dabei nicht darum, bloß ein freundlicher Mensch zu sein – keep smiling –, sondern auch zu sagen, wer ich bin, und wie ich die Dinge betrachte, um die Menschen auf diese Weise bekannt zu machen mit der Person Jesu Christi.

Ich habe das kürzlich erst erlebt, als ich in einem Hotel mit einem Mann ins Reden kam: Sie sind doch sicher dienstlich hier, war seine Frage. Und so ging das Gespräch hin und her. Dann kam das Übliche: Er war streng katholisch erzogen worden, aber nicht mehr praktizierend. Dann sagte er, für ihn wäre das Wichtigste im Glauben die Vergebung. Was ihn zu dieser Aussage bewegte, habe ich nicht gefragt, aber es war für mich das Stichwort, wo ich einhaken konnte. Sehen Sie, sagte ich darauf, das habe ich genauso erlebt, als uns einmal ein Exeget die Geschichte von Zachäus erläutert hat. Bei diesem Volksverräter und Kollaborateur hat sich Jesus einquartiert, er hat ihn nicht abgeschrieben. Und dadurch hat sich Zachäus um 180 Grad gewendet.

Das meine ich damit, dass wir uns zuwenden sollen zu jedermann, und dass wir so die Freundlichkeit Gottes nahebringen und auf diese Weise die Menschen öffnen können für das, was uns in der mündlichen und schriftlichen Überlieferung geschenkt ist.

**Florian Schuller:** Könnten Sie diese Bereitschaft zum Gespräch und zum unmittelbaren face to face-Austausch

Mit fast 200 Besuchern war der Pfarrsaal St. Salvator fast vollständig gefüllt.



Der Bischof von Augsburg und der sächsische Ministerpräsident trugen sich anlässlich eines Empfangs im

Bundessaal ins Goldene Buch der Stadt Nördlingen ein. Rechts: OB Hermann Faul.

haben die deutschen Unternehmer nicht fertiggebracht.

**Florian Schuller:** Das freut den Herrn Bischof, weil der auch österreichische Wurzeln hat.

**Stanislaw Tillich:** Sie wissen ja, es gibt viel Gerede, warum Dietrich Mateschitz den Verein in Leipzig unterstützt, und dass das alles kommerziell wäre. Ich wüsste aber nicht, dass Ingolstadt ganz ohne Unterstützung aufgestiegen wäre, oder andere. Und da sind wir wieder beim Ingenieur von vorhin: Ein Ingenieur, der keine Phantasie, keine Vorstellungskraft hat, kann nicht sein. Man muss wissen, wo man hin will, man muss sich das vorstellen können, und ich bin überzeugt, dass zumindest viele der Jüngeren so ticken wie ich: Wir denken vom Ergebnis her. So stellt man sich auch das Werk eines Künstlers vor. Ich musste erst lernen, dass Künstler rein aus Inspiration ihr Kunstwerk entstehen lassen. Das finde ich bewundernswert und auch befreiend, weil da kein Zwang herrscht, sondern die können ja wieder übermalen oder schmeißen die Notenblätter aus dem Fenster und fangen nochmal von vorne an. Das ist natürlich beim Ingenieur anders. Jetzt komme ich wieder zurück zu der Brücke zwischen Kirche und Kunst, die Sie angesprochen haben. Ich finde das schön, wenn Sie mich als Ministerpräsident so viel nach der Kirche fragen. Ich glaube, bei Begegnungen zwischen zeitgenössischer Kunst und Kirche geht es darum, neue Wege zu beschreiten, neue Ideen zu haben, neue Ausdrucksformen zu finden. Die müssen nicht gleich von allen verstanden werden. Das heißt, man muss auch ein bisschen Ausdauer haben, als Künstler, aber auch als Kirche.

Es gibt einen großen, himmelweiten Unterschied zwischen der Welt, wo ich aufgewachsen bin und heute noch lebe, wo, übertrieben und in Führungsstrichen, „die Welt noch in Ordnung ist“, und den Landstrichen, nicht nur in Sachsen, sondern in Deutschland und weltweit, wo einiges durcheinander geht, die Regeln nicht mehr eingehalten werden. Dort hat es die katholische Kirche richtig schwer, in der Diaspora, wo sie sich wirklich um jedes einzelne Schäfchen kümmern muss. Genau da muss

sie die Kreativität des zeitgenössischen Künstlers entwickeln. Sie muss sich etwas einfallen lassen und sie muss wesentlich flexibler, moderner, auf den Menschen zugehen, als ich das vielfach heute wahrnehme.

Zu DDR-Zeiten war die Situation bei mir zu Hause in Neudörfel wie bei Don Camillo und Peppone. Da gab es einen SED-Bürgermeister, aber der frug immer beim Pfarrer nach, was als nächstes in der Gemeinde passieren muss, denn ohne die Zustimmung der Pfarrgemeinde ging nichts im Ort. Und so hat der Pfarrer dann wieder die Zementsäcke für die Totenhalle bekommen, und der Bürgermeister kriegte seinen Bürgermeistertkanal gebuddelt, weil der Pfarrer am Sonntag sagte, morgen geht ihr alle abends den Abwasserkanal buddeln, und alle gingen hin. Bis heute ist es so, wenn am Wahlsonntag der Pfarrer predigt, weiß ich auch, was die alle wählen.

**Florian Schuller:** Das ist immer noch so?

**Stanislaw Tillich:** Die meisten halten sich doch daran, und die Wahlergebnisse in unseren sorbisch-sprachigen Gemeinden sprechen für sich: gute 70 Prozent, 60 Prozent ...

**Florian Schuller:** ... diese Prozentzahlen gibt es nicht einmal mehr in Niederbayern ...

**Stanislaw Tillich:** ... ja, mein Bürgermeister ruft mich immer an und entschuldigt sich, dass elf die SPD gewählt haben. Sorry, das war jetzt weg vom Thema – ich wollte nur meine Heimat ein bisschen näher bekannt machen.

Ich glaube, dass die Brücke zwischen zeitgenössischer Kunst und Diaspora wirklich wichtig ist. Zweite Bemerkung: Es ist ein interessantes Momentum, wenn Sie einen Künstler einfach mal fragen, wie er zu dem gekommen ist, was er da geschaffen hat. In gewissem Sinne glauben ja manche, ein Künstler ist ein bisschen verrückt. Ich weiß nicht, was ein Ungläubiger von uns, also von katholisch Gläubigen, denkt. Der meint vielleicht auch, wir sind ein bisschen verrückt. Also muss man versuchen, sich in ihn hineinzusetzen. Sind Sie einmal mit einem Künstler durch seine

Ausstellung gegangen? Wenn Sie vorlaut sind – ich bin es manchmal – und sagen, ha, ich erkenne das, antwortet der Künstler, nein, das wollte ich damit gar nicht sagen. So entsteht ein Diskurs darüber, was das Bild oder die Musik ausdrücken wollen. Zwischen zeitgenössischer Kunst und Kirche gilt der gleiche Einsatz.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Es gibt einen griechischen Philosophen, der glatt behauptet hat, die Künstler wissen überhaupt nicht richtig, was sie machen. Da muss erst einer kommen, der das entfaltet und erklärt. Für Rainer Maria Rilke war zum Beispiel einer der besten Interpreten Romano Guardini. Und Goethe hat sich gewundert, was man alles in seinen „Faust“ hineingelesen hat. Die Intuition des Künstlers selbst ist eben noch nicht die ganze Entfaltung des Kunstwerkes und der Botschaft, die ein Kunstwerk bringen kann.

**Florian Schuller:** Wir haben jetzt über zeitgenössische Kunst als Ansatzpunkt für die Kirche gesprochen. Herr Bischof, wo sehen Sie weitere Andockpunkte in einer säkularen Gesellschaft, für die wir als Kirche noch wacher sein sollten?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Wie ich vorhin sagte, es geht darum, miteinander ins Gespräch zu kommen und einander kennen zu lernen. Dann merkt der andere, hoppla, mit dem kann man ja ganz normal reden. Mir hilft, wenn ich auf meine eigene Biographie zurückschaue: Ich habe selber auch mal Nachtschicht gearbeitet und weiß, wie man einen Nagel in die Wand schlägt. Bei Visitationen in landwirtschaftlichen Betrieben – das liegt wieder am Beruf meines Vaters – kann ich die eine oder andere Frage stellen, die durchaus Sinn hat.

**Florian Schuller:** Ich sehe viele Priester hier im Raum. Was würden Sie uns empfehlen? Wir können jetzt nicht alle die Dreherlehre nachholen, die Sie gemacht haben. Aber was ist Ihr Traum von der Gemeinschaft der Priester in der Diözese, welche Interessen, welche vielleicht manchmal auch Spintisierereien oder ungewohnten Fähigkeiten würden Sie sich im Presbyterium stärker wünschen?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Es ist ein Impuls, den uns Papst Franziskus gibt. Von uns wird eine stärker personenzugewandte Seelsorge erwartet. Zeit haben für den Einzelnen, weil es nicht darauf kommt, alphabetweise, jahrgangweise Dinge über die Bühne zu bringen, sondern sich dem Einzelnen zuzuwenden. Der anglikanische Bischof Ramsey hat einmal seinen Priestern gesagt, durch die Beschäftigung mit dem Einzelnen werden die vielen erschlossen. Es kommt nicht darauf an, was ich tue, sondern wie ich es tue, nämlich mit ganzer Empathie und Zuwendung zum Einzelnen. Nebenbei gesagt, das ist auch ein Wort von Leo Tolstoi, der nun nicht gerade dezidiert, römischer Katholik war.

**Florian Schuller:** Das ist auch die klassische Position von Bischof Klaus Hemmerle.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Aus seinen Maximen, die er einmal an die Priester weitergereicht hat, schöpfe ich viel und würde sie nach wie vor als hochaktuell für die Mitbrüder betonen.

**Florian Schuller:** Da müssen wir dann nur schauen, wie wir das mit den berühmten Sachzwängen in Einklang bringen, die eben auch da sind.



**Stanislaw Tillich:** „Man darf nicht vergessen: Modern ist nicht, dass man das Alte wegwirft, um was Neues zu machen, nur aus Prinzip.“

**Bischof Konrad Zdarsa:** Bischof Bode hat kürzlich in seiner Silvester-Ansprache gesagt, zwei alte Sachen wegfallen lassen und dafür etwas Neues machen.

**Florian Schuller:** Gut. Wir dürfen uns auf diesen Satz berufen, Herr Bischof, wenn wir etwas wegfallen lassen.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Ja.

**Florian Schuller:** Jetzt waren wir bei der Innenstruktur der Kirche. Wenn man schon die Chance hat, mit einem Ministerpräsidenten zu sprechen, kommen wir nicht um die Fragen von Kirche und Politik herum. Es gab in der letzten Zeit ziemlich unterschiedliche Positionen einerseits von Politikern und andererseits von Verantwortlichen der Kirche, wie stark sich die Kirche, oder die Bischöfe, wenn wir es personalisieren, in politische Debatten einbringen sollten.

**Stanislaw Tillich:** Eine gute Frage. Wir leben in einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, und die Kirche ist ein gesellschaftlicher Mitgestalter. Von daher steht es ihr frei, sich zu äußern. Die Kirche weiß aber auch um ihre besondere gesellschaftliche Verantwortung, das heißt, auch Nicht-Kirchenmitglieder achten genau darauf, was die Kirche sagt. Das muss sie wissen, und das weiß sie wahrscheinlich auch. Von daher glaube ich, wir Christdemokraten können im Prinzip nicht davon ausgehen, dass die Kirche zu den Christdemokraten steht ...

**Florian Schuller:** ... außer Ihrem Bürgermeister ...

**Stanislaw Tillich:** ... ja, das kann sein. Es gibt in allen Parteien Christen, und das ist auch wichtig, denn damit wächst das Verständnis, was Christen in der Gesellschaft leisten. Deshalb habe ich eine etwas differenziertere Meinung. Ich glaube schon, dass Kirchen sich äußern können und halte es auch für richtig. Ich hatte jetzt gerade eine Diskussion mit einigen unserer Mitglieder der Evangelischen Landeskirche. Es ging um Kirchenasyl, ein nicht ganz unheißes Thema. Ich habe gesagt, wir erwarten immer wieder, dass die Bürger sich an Recht und Gesetz halten, wir erwarten vom Staat, dass er sich an Recht und Gesetz hält, und die Kirche ist eine Körperschaft öffentlichen Rechts, also sollte sie auch daran denken, dass Sie Verantwortung trägt, das heißt, sich im Prinzip zu Recht und Gesetz bekennt. Wenn das Asylrecht eben die zwei Seiten hat, nämlich Anerkennung und Abschiebung, muss man auch das respektieren. Das ist meine Auffassung als Ministerpräsident.

Wenn man diese Diskussion beginnt, merkt man, dass es auch dem anderen Partner durchaus schwer fällt. Unser evangelischer Landesbischof ist da sehr konsequent, unser eigener Bischof Heinrich Timmerevers auch. Beide versuchen mitzuhelfen, dass sich auch die Kirchen in dieser Frage konsequenterweise auf die Seite des Rechtes und des Gesetzes stellen. Aber das muss man miteinander ausdiskutieren. So verstehe ich die Rollen zwischen Politik und Kirche.

Umgekehrt kann uns die Kirche natürlich gelegentlich auch mahnen. Ich habe die gleichen Fragen, wenn ich sehe, dass wir Menschen in Krisenregionen abschieben. Am Ende des Tages wird aber sowieso das unliebsame Geschäft den Politikern überlassen, denn sie müssen die Entscheidung treffen, die die einen für gut, die anderen für falsch halten. Wenn sie Glück haben, ist es mehr als die Hälfte, die es für gut hält.

In der Öffentlichkeit wird aber meistens der gehört, der kritisiert, und was Bundestagsabgeordnete genauso wie ich immer wieder erfahren müssen, ist, dass man selten Lob bekommt. Viel öfter hört man Kritik; das ist so und wird auch so bleiben, auch die Kirche muss sich genauso damit auseinandersetzen. Sie muss sich auch gefallen lassen, dass ein Politiker sie mal kritisiert.

**Florian Schuller:** Darf ich nachfragen zum Thema Kirchenasyl. Wie schaut es in Sachsen aus?

**Stanislaw Tillich:** Wir haben ganz wenige Fälle, Gott sei Dank. Das sage ich bewusst, weil unsere beiden Bischöfe wahrscheinlich Einfluss genommen haben. Es schwappt jetzt aus dem Brandenburgischen nach Sachsen hinein. Wir haben eine Härtefallkommission, die läuft mit der Evangelischen Landeskirche hervorragend. Wir wollen es erst gar nicht zu einem Kirchenasyl kommen lassen und versuchen, das Problem vorher zu klären.

Natürlich gibt es auch obskure Fälle. Sie kennen die Herrnhuter Brüdergemeine in Herrnhut. Dort ist eine irakische Familie untergekommen, die aus der Tschechischen Republik geflohen ist, weil sie sich in Tschechien nicht wohl gefühlt hat. Das kann man so oder so sehen. Das Ende vom Lied war, sie sind nicht im Kirchenasyl geblieben, sondern zu ihren Verwandten nach Bayern gezogen. Gegenwärtig gibt es eine Handvoll. Von daher ist Kirchenasyl bei uns tatsächlich keine akute Auseinandersetzung.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, Kirche und Politik?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Der Herr Bürgermeister von Nördlingen hat seine Begrüßung beschlossen mit dem Wort aus dem Propheten „Suchet der Stadt Bestes“. Wir müssen da aber sauber auch in den Begriffen sein. Politik kommt von Polis her, von der menschlichen Gemeinschaft. Insofern muss die Kirche, müssen die Christen politisch sein, wenn es um das Gemeinwohl geht. Aber ich würde mich hüten, in irgendein parteipolitisches Rohr zu blasen. Ein glaubwürdig gelebtes christliches Leben ist von immenser politischer Sprengkraft. Das haben wir auch erlebt, als die Mauer gefallen ist, und als man mit Gewaltlosigkeit für Recht und Freiheit demonstriert hat. Ich sage das immer wieder, wenn es um die Zukunft der Kirche geht. Wenn sogar Atheisten damals meinten, es sei ein Wunder geschehen beim Mauerfall, weil das so gewaltlos gehen konnte, um wieviel mehr müssen wir Christen von der Hoffnung auf Wunder in allen unlösbaren Problemen ausgehen, ohne dabei die Hände in den Schoß zu legen.

*Nördlingens Oberbürgermeister Hermann Faul: Zusammen mit vielen Lokalpolitikern, Kirchen- und Medienvertretern nahm er im Anschluss an den Empfang auch an der Veranstaltung im Pfarrsaal teil, wo er die Teilnehmer noch einmal im Namen der Stadt begrüßte.*



**Bischof Konrad Zdarsa:** „Ein glaubwürdig gelebtes christliches Leben ist von immenser politischer Sprengkraft.“

**Florian Schuller:** Herr Ministerpräsident, darf ich ein zweites konkretes Beispiel bringen, wie Kirche und Politik miteinander umgehen sollen oder auch nicht. Thema AfD. Es gibt viele kirchliche Äußerungen, die AfD sei nicht wählbar. Umgekehrt kam jetzt ein Antrag auf dem AfD-Parteitag, man solle aus der Kirche austreten.

**Stanislaw Tillich:** Beim Katholikentag in Leipzig ist ja die AfD ganz bewusst nicht eingeladen gewesen. Jetzt,

beim 500-jährigen Luther-Jubiläum und auch bei den Veranstaltungen „Kirche auf dem Weg“ wird die AfD mit eingeladen. Wenn man eine politische Auseinandersetzung führen will, kann man sie nicht dadurch führen, dass man den anderen zur Seite schiebt, sondern man muss sich mit ihm inhaltlich auseinandersetzen und politisch argumentieren. Man kann ja nur dabei gewinnen, wenn man ihn an den Rand dessen führt, wo er keine Überzeugungskraft mehr hat. Das ist eine Erfahrung, die wir in der





Stanislaw Tillich und Daniela Philippi, langjährige Sprecherin des bayerischen Ministerpräsidenten Horst Seehofer.

DDR gesammelt haben, weil wir uns immer wieder rechtfertigen mussten.

**Florian Schuller:** Die Katholische Akademie in Dresden hat für einen Diskussionsabend auch einen AfD-Vertreter eingeladen.

**Stanislaw Tillich:** Ja. Dafür wird man dann von den Linken verhaufen, und es wird so getan, als ob das unzulässig ist. Ich glaube nicht, dass man gewinnt, indem man den anderen nicht beachtet oder nicht zur Diskussion kommen lässt, sondern man kann ihn dadurch entzünden, dass man ihn in die Diskussion zwingt. Deswegen fand ich es damals auch falsch, dass einige Politiker meiner Partei gesagt haben, mit denen gehe ich nicht in eine Talk Show. Erste Bemerkung.

Zweite Bemerkung, vielleicht noch einmal zur säkularisierten Welt und der Kirche. Ich will jetzt für niemanden eine Lanze brechen, aber wir haben in Polen eine politische Partei an der Macht, die mit Sicherheit nicht dadurch an die Macht gekommen ist, dass sie jemanden weggeputscht hat, sondern sie ist demokratisch gewählt worden. Sie ist auch sehr geprägt durch den Katholizismus in Polen. Nicht alle polnischen Katholiken sind mit der PiS einverstanden, aber was wir im Westen gegenüber Polen zurzeit artikulieren, ist zumindest aus meiner Sicht oftmals von grober Unkenntnis geprägt.

Eine ähnliche Diskussion hatten wir in Deutschland, als im Februar 2012 „Pussy Riot“ auf dem Altar der Christ-Erlöser-Kathedrale in Moskau aufgetreten ist. Die Kirche war vorher als Schwimmbad benutzt und dann mit Geldern der Bevölkerung Moskaus, die ja damals noch nicht unbedingt reich war, als Kirche wiederaufgebaut worden. Das war deren ganzer Stolz. Wie sind wir damals über den russischen Staat hergefallen! Man kann ja sagen, er hat überreagiert, okay, aber dass man es sanktioniert, dass irgendwelche Leute vor dem Altar irgendwelche Lieder abspielen ohne Respekt vor dem, was ein Kirchenraum ist, könnte man schon erwarten.

Oder als Ungarn seine Verfassung geändert und in einem der ersten Artikel auch das Bekenntnis zum Christentum hineingeschrieben hat, da gab es eine Aufregung in der westlichen Welt, nicht

bei allen, aber gerade auch auf der linken Seite. Da frage ich mich immer, wie weit sind wir bereit, auch gegenseitig tolerant zu sein. Es kann nicht nur sein, dass ein Christ tolerant ist, auch der andere muss tolerant sein gegenüber den Christen.

Auch in der Politik gehört es dazu, dass man diese Toleranz zulässt, also den Polen zubilligt, dass sie eine freie Entscheidung getroffen haben, und darüber nachdenkt, was haben vielleicht die anderen Parteien falsch gemacht, dass ein Herr Jaroslaw Kaczyński an die Macht gekommen ist. Diese Auseinandersetzung müsste man eigentlich führen, ohne jetzt die Polen dafür insgesamt zu bestrafen, dass sie eine solche Regierung haben.

Es war auch kein Zufall, dass es vor dem Kölner Dom diese Silvesternacht gab. Es wurde ja zwar von vielen, aber nicht von allen Journalisten berichtet, dass damals auch der Gottesdienst gestört worden ist. Darüber muss man offen miteinander diskutieren.

Wir sind manchmal zu schnell mit unseren Urteilen; was anders ist als bei uns, ist falsch. Da will ich Ihnen sagen, das habe ich schon einmal gehört, vor 1989. Die Partei, die Partei, die hat immer Recht. Ich habe eins gelernt, das habe ich dann in Brüssel noch verfeinert, mich in die Gedankenwelt des Anderen hineinzuversetzen. Dieses Hineinversetzen ist für mich wichtig, und deswegen möchte ich gerne, dass die Dialogfähigkeit bleibt, und wir nicht immer nur mit erhobenem Zeigefinger durch die Gegend laufen.

**Bischof Konrad Zdarsa:** Ich bin dem Herrn Ministerpräsidenten sehr dankbar für seine Äußerungen. Von vorneherein ist klar, dass ich nicht einer europafeindlichen Strömung anhängen oder mich gar zum Multiplikator der AfD machen will. Aber ich habe dort einen Satz gehört, den kann ich voll unterstreichen, nämlich: Die „political correctness“ gehört auf den Müllhaufen der Geschichte. Es muss um Ehrlichkeit gehen, um Redlichkeit im Austausch miteinander, und nicht dauernd um die Frage, was ist denn gerade angesagt und gefällt.

**Florian Schuller:** Sie, Herr Bischof, haben jüngst in unserer Diözese zwei Kirchen offiziell liturgisch entschützt, in denen böse Schmierereien entdeckt

worden waren. Auch ein Zeichen unserer Zeit?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Das ist vom Kirchenrecht so vorgeschrieben; und wir sind der Sache erst richtig inne geworden, als das mit der zweiten Kirche passiert ist, und noch in viel drastischer Weise, nämlich mit satanischen Parolen am Altar, an den Heiligenfiguren und im gesamten Raum. Ich glaube schon, dass wir das nicht nur dem Kirchenrecht entsprechend, sondern auch allgemein richtig gemacht haben, um ein ganz eindeutiges, klares Zeichen zu setzen, dass wir uns das nicht gefallen lassen. Es ist unser Recht, dass die heiligen Orte geschützt werden. Dann habe ich einen Artikel gelesen mit dem Motto: Das Mittelalter kommt nach Bellenberg. Da hat man alles angeführt, was irgendwie negativ interpretiert werden kann, mein höheres Alter und meine Herkunft, ganz korrekt, aber in Wirklichkeit so konzipiert, dass es eine ganz bissige Kritik war.

**Florian Schuller:** Wir sind in der Zielgeraden angekommen. Das war jetzt am Schluss noch eine Reflexion über Toleranzfähigkeit. Wie gehen wir miteinander um in einer säkularen, weltanschaulich sehr differenzierten Gesellschaft? Wagen wir zum Schluss aber noch einen Blick weit nach vorne, sagen wir, ins Jahr 2050. Herr Ministerpräsident, was würden Sie der katholischen Kirche in Bayern für die Zeit um 2050 wünschen, ausgehend von der jetzigen konkreten Situation, auch im Blick auf ihre Geschichte?

**Stanislaw Tillich:** Meinen Sie jetzt wirklich ernsthaft Bayern, oder meinen Sie Sachsen?

**Florian Schuller:** Ich meine Bayern, mit Volksreligiosität und all dem, was man eben mit Bayern verbindet.

**Stanislaw Tillich:** Ich weiß nicht, ob ich das qualifiziert beantworten kann. Wir werden eine Zeit erleben, gar nicht so weit weg, in der das Wissen auf der Welt überall und immer verfügbar ist, in der man sich in einer solchen Geschwindigkeit austauschen und Nachrichten verbreiten kann, dass es den Wunsch geben wird nach einem Ruhepol, einer Einkehrmöglichkeit. Genau darin sehe ich eine große Chance der Kirche. Es muss uns auch gelingen; denn wenn diese Rolle der Kirche nicht mehr existiert, müsste sie jemand anderes übernehmen. Man darf nicht vergessen: Modern ist nicht, dass man das Alte wegwirft, um was Neues zu machen, nur aus Prinzip, sondern dass man auf dem aufbaut, was sich bewährt hat, und dann Neues entwickelt. Das ist klassisch-konservativ. Und das ist es, was die Kirche kann, weil sie aus einem Wertegefüge kommt, das über 2000 Jahre gewachsen ist.

Kirche hat sich immer wieder hinterfragen müssen, muss sich auch in der Gegenwart hinterfragen. Deswegen wiederum, positiv in die Zukunft gedacht: Kirche wird ein Ansprechpartner sein und ein Anker. Wie stark sie in Bayern sein wird, liegt an den Menschen selbst. Das ist keine Frage der Kirche, sondern der Menschen. Wenn sie wollen, dass es eine Kirche gibt, wird es sie auch geben. Kirche kann nicht existieren ohne die Gläubigen, und die Gläubigen werden etwas brauchen, wohin sie gehen können. Deswegen muss es eine Institution geben. Die heißt katholische Kirche, evangelische Kirche, übrigens auch andere Religionen, zukünftig in Bayern genauso wie in Sachsen. Ich hoffe zumindest, dass es das gibt, und nicht einen leeren Raum. Das wäre schade für unsere Gesellschaft.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, Ihr Wunsch für Sachsen im Jahr 2050?

**Bischof Konrad Zdarsa:** Ich hätte Ihnen auch den Wunsch für Bayern sagen können. Ich könnte mir denken, dass die Christen in Sachsen noch enger zusammen ihren Glauben bezeugen, in wirklich entschiedener und vollendeter ökumenischer Verbundenheit, und mit der gleichen Überzeugungskraft den Glauben bekennen und vertreten. Denn das, was ich für Bayern sagen wollte, und womit ich mich auf prominente, theologisch durchaus nicht auf einer Linie liegende Theologen berufen hätte, gilt nicht nur für Bayern oder Sachsen, das gilt weltweit. Es wird vor allem ein entschiedenes Christentum geben müssen, und das wünschte ich Sachsen. Wenn sie das nicht tun, werden sie nicht sein. Wenn sie das tun und leben, werden sie sein. Und wenn ich die Entwicklung der vergangenen 25 Jahre bei der Jugend sehe, mit all den Aufbrüchen, dann habe ich keinerlei Gründe, in irgendeiner Weise für die Zukunft der Kirche in Sachsen und Bayern pessimistisch zu sein.

**Florian Schuller:** Herr Bischof, wir waren einmal als Bischöfliche Beauftragte für den Ständigen Diakonat bei Ihrem Vorgänger, Bischof Rudolf Müller. Der war ja bekannt für flapsige Sätze und hat uns, als wir uns bei ihm bedankten, mit auf den Weg gegeben: „Es gibt in der katholischen Kirche den klassischen Satz, den Sie immer wieder nach Veranstaltungen hören: nebst Gott danken wir vor allem dem Herrn Bischof.“ Diesen urkatholischen Satz aus Görlitz dürfen wir heute deutlich ausweiten: Nebst Gott danken wir vor allem dem Herrn Bischof und dem Herrn Ministerpräsidenten. Danke, dass Sie beide da waren, sich den Fragen gestellt und gegenseitig die Bälle zugespitzt haben. □

**Bischof Dr. Rudolf Voderholzer, Bischof Dr. Tomáš Holub  
und Professor Klaus Unterburger**

# Die Ostausrichtung des Bistums Regensburg in Geschichte und Gegenwart

20. Mai 2017, Centrum Bavaria Bohemia in Schönsee

## Ostbayern und Böhmen in der Geschichte

Klaus Unterburger

Zum Selbstverständnis der Diözese Regensburg gehört es, Mutterkirche des 973-976 gegründeten Bistums Prag und damit Böhmens zu sein. In einer zentralen Stelle der Vita des Heiligen Wolfgang, der 972 bis 994 Bischof von Regensburg war und heute als Hauptpatron der Diözese verehrt wird, heißt es: „Eine kostbare Perle nämlich sehen wir im Boden jenes Landes verborgen, eine Perle, die wir nicht erwerben können, wenn wir nicht entsprechend von unserem Habe verkaufen. Darum höret, was ich sage: Gerne gebe ich mich selbst und alles das Meinige hin, auf dass dort das Haus des Herrn gefestigt werde, indem die Kirche erstarkt.“

Die Absicht des Geschichtsschreibers ist klar: Wolfgang gibt heroisch das Eigene hin, um Glauben und Kirche zu fördern. Er zielt auf Nachahmung und Verehrung. Historisch bleiben dagegen Fragen: Cosmas von Prag berichtet in seiner „Chronica Boemorum“ nichts von Wolfgang und dessen Beteiligung an der Errichtung des Prager Bistums. Wieso sollte aber überhaupt das Christentum, die kostbare Perle, erst geborgen werden können, wenn Regensburg auf seine Ansprüche verzichtet?

Die Analyse dieser Stelle wird uns im Folgenden in einem ersten Schritt zurückführen in die religiöse Logik frühmittelalterlicher archaischer Stammeskulturen. Ein zweiter Teil gibt einen Überblick über den darauf aufbauenden religiösen Ideen- und Kulturtransfer zwischen bayerischem und tschechischem Christentum. In einem dritten Teil soll die Frage angeschnitten werden, wieso es – bei allem Austausch und allen entwicklungsgeschichtlichen Parallelen – zu jener deutlich spürbaren unterschiedlichen Gestalt des Christentums westlich und östlich des Böhmerwaldes gekommen ist, von der jeder schnell etwas spürt, der die Grenze überquert.

### I. Ostausrichtung Regensburgs im Mittelalter und Frühgeschichte Tschechiens

In schriftlichen Quellen erscheinen die Böhmen seit dem 9. Jahrhundert als ethnische Größe. Drei Mal spielt die Stadt Regensburg hier eine Rolle als Ort (ost)fränkischer Herrschaft.

1. Die Fuldaer Annalen berichten für das Jahr 845, dass auf Anordnung König Ludwigs des Deutschen vierzehn „duces“ der Böhmen getauft wurden. Der Ort war wohl Regensburg. Deutlich wird, dass die Böhmen aus Sippen mit jeweiligen Anführern bestanden und noch kein einheitliches Stammesherzogtum bildeten, dass hier aber doch



Prof. Dr. Klaus Unterburger, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Regensburg, sprach über Ostbayern und Böhmen in der Geschichte.

die Sippenverbände als ethnische Einheit gefasst werden. Slawen hatten vom 6. bis zum 8. Jahrhundert Ost- und Mitteleuropa besiedelt, vielfach existierten westgermanische und slawische Siedlungen nebeneinander. Bis ins 9. Jahrhundert hinein war die schriftlose slawische Kultur nach Ausweis der archäologischen Zeugnisse vom Christentum kaum berührt.

2. Ab etwa 830 erscheint das großmährische Reich in der Geschichte mit seinem Zentrum im heutigen Südmähren und der heutigen Slowakei. Dessen Herrscher öffneten sich dem Christentum, lavierten jedoch zwischen Byzanz und Rom. Fürst Rastislav öffnete sich Ostrom, politische Abhängigkeit von einem der beiden Nachbarn und die Übernahme von dessen Kult waren zwei Seiten einer Medaille: westlich-fränkischer und oströmisch-byzantinischer Einfluss konkurrierten. Aus Ostrom wurden die gelehrten Brüder Konstantin-Kyryll und Methodios entsandt, die schon vorher Slawenmission betrieben hatten und der slawischen Sprache mächtig waren. Mit dem von ihnen geschaffenen glagolithischen Alphabet übersetzten sie liturgische Texte.

Ein Umschwung setzte ein, als Svato-pluk seinen Onkel Rastislav gefangen setzen ließ: Er wurde in Regensburg 870 vor einer Versammlung fränkischer und slawischer Großer zu Blendung und Klosterhaft verurteilt. Methodius wurde

in ein Kloster gesperrt. Grundlage war die Auffassung, dass die aus der Mission durch die Franken erwachsende Treuepflicht gebrochen worden war. Obwohl das Pendel nach einigen Jahren noch einmal zugunsten des Methodius ausschlug: Dem fränkischen Einfluss konnte man sich langfristig nicht entziehen, zumal um 900 die Ungarn die mährische Herrschaft zusammenbrechen ließen.

3. Für das Jahr 895 berichten die Fuldaer Annalen: „Mitte Juli wurde in Regensburg eine Reichsversammlung abgehalten; dorthin kamen aus dem Slawenland alle Herzöge der Böhmen, die Herzog Svato-pluk von der Verbindung mit dem bayerischen Volk und seiner Herrschaft längst gewaltsam abgerissen hatte. Die vornehmsten von ihnen waren Spythiniw und Witizla. Die Herzöge wurden vom König ehrenvoll empfangen und unterwarfen sich, wie es Sitte ist, durch Handschlag wiederum der königlichen Gewalt.“ Parallel zum Niedergang des mährischen Reiches orientieren sich die böhmischen Großen also wieder zum fränkischen Herrschaftszentrum nach Regensburg. Nur noch zwei Führer werden genannt. Es ist die Formationsphase der Herrschaftsbildung der Přemysliden, ein einheitliches Stammesherzogtum bildete sich aus.

In den nächsten Jahrzehnten kam es im Kontext der Ausbildung eines einheitlichen přemyslidischen Stammesherzogtum und der Christianisierung Böhmens zu zwei Morden: Die genauen Vorgänge liegen im Dunkel legendärscher Überlagerungen. Sicher ist, dass um 921 Drahomir, die Mutter König Wenzels, deren Schwiegermutter Ludmilla ermorden ließ. Wenzel, der unter dem Einfluss Ludmillas erzogen worden war, wurde um 935 von seinem leiblichen Bruder Boleslav getötet. Bei diesen Morden ging es – anders als es die späteren Legenden dann verklärten – nicht darum, dass eine heidnische Reaktion das Christentum bekämpfen wollte und so christliche Märtyrer schuf, auch wenn Wenzel dann als heiliger König und vorbildlicher christlicher Märtyrer verehrt wurde. Vielleicht spielte die Frage einer slawisch-ostkirchlich geprägten Ausrichtung bei Ludmilla eine Rolle, wohl auch unterschiedliche Bündnisoptionen mit anderen slawischen Stämmen. Noch zentraler könnte ein Gegensatz in der Ausrichtung nach Westen gewesen sein, denn das 10. Jahrhundert stand unter dem Gegensatz zwischen sächsisch-ottonischem Königtum und antagonistischen bayerischen Ansprüchen. 929 hatte der Sachse Heinrich I. erstmals Böhmen in einem

Feldzug unter seine Oberhoheit gezwungen. Wenn der Schriftsteller Widukind von Corvey die Ereignisse mit einer spürbaren Sympathie für die Mörderin Ludmillas und für den Bruder-mörder und Nachfolger Wenzels, Boleslav, schildert, könnte auch ein sächsisch-bayerischer Gegensatz hinter den Bluttaten gestanden haben, trieb doch Boleslav die Orientierung an Sachsen voran, während Wenzel stärker noch nach Regensburg ausgerichtet gewesen zu sein scheint und nach Ausweis der Christianslegende aus dem 10. Jahrhundert ein enger Freund des Regensburger Bischofs Tuto war. Relikt des Regensburger Einflusses blieb übrigens das Egerland, das bis 1808 zum Bistum gehörte.

Der zunehmende sächsische Einfluss und die Neuorientierung der Prager Herrscher nach Sachsen ist der Hintergrund bei der Errichtung einer eigenständigen Diözese Prag 973/976. Die Wolfgangsvita berichtet ja von der Bitte des sächsischen Königs Otto. Patron der Prager Bischofskirche wurde dann bekanntlich der heilige Veit, dessen Reliquien ja im sächsischen Hauskloster Corvey verehrt wurden. Erster Prager Bischof wurde der Sachse Thietmar. Prag wurde der Mainzer Kirchenprovinz zugeordnet, wohl eine Art Kompensation für die Abtretung weiterer Mainzer Gebiete an das neue ottonische Erzbistum Magdeburg, das eine Art Missionszentrale für die östlichen, slawisch besiedelten Gebiete werden sollte. Dass damit der geistige Einfluss Regensburgs nicht völlig zum Erliegen gekommen ist, ist daran zu sehen, dass weiterhin herzogliche Familienmitglieder im Regensburger Großkloster St. Emmeram erzogen wurden. Versuche Boleslavs, die Abhängigkeit von Sachsen abzuschütteln, misslangen. Er und die nachfolgenden Přemysliden wurden treue Verbündete der sächsischen und dann der salischen Herrscher. Die böhmische Kirche wurde eine Kirche der Herzöge, die Prag zu ihrem Herrschaftszentrum und auch als sakralen Ort ausbauten, in dem mit Wenzel der Patron des eigenen Hauses und des ganzen Landes verehrt wurde.

Karl IV. ließ dann im 14. Jahrhundert im neugebauten, gotischen Veitsdom die Wenzelskapelle errichten. Auf dessen Reliquienhaupt wurde die Festkrone Pragle aufbewahrt. So blieb für Böhmen Prag lange Zeit das einzige Bistum, während für Mähren 1063 das Bistum Olmütz hinzukam. Zwar wurde Prag 1344 zum Erzbistum erhoben und erhielt mit Leutomschl ein Suffraganbistum, das aber wieder unterging. Der königliche Plan, ein westböhmisches Bistum Kladrau

1393 abzuspalten, misslang ebenfalls. Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden Leitmeritz und Königgrätz eigene Bistümer. Auch deren Bischöfe wurden vom König ernannt. Der Plan, auch Budweis und Pilsen zu Bistümern zu machen, scheiterte damals. Budweis folgte im Josephinismus 1784/85, Pilsen erst nach der Wende im Jahr 1993.

Die frühmittelalterliche Prager Kirche war als Herzogskirche errichtet worden. Die archaischen, zunächst schriftlosen Stammeskulturen des Frühmittelalters folgten religionsgeschichtlich gesehen jener gesellschaftlichen und religiösen Ordnung, die der Religionswissenschaftler Jan Assmann als Primärreligion beschrieben hat. Der Herrscher an der Spitze stand einer sakral begründeten Herrschaft vor, die eine Scheidung in weltlich und geistlich nicht kannte. Die gesellschaftliche Ordnung entsprach der kosmologischen: Der Herrscher besaß das Königsheil, war also für das Heil der Untertanen verantwortlich. Sippen und Stämme dachten in der Logik von „in-group“ und „out-group“, standen also zumindest potentiell in einem ständigen Kriegszustand mit anderen Gruppen außerhalb. Politische Unterwerfung bedeutete so kultische Unterwerfung und der überlegene Kult hatte irdischen Erfolg als Kennzeichen. Primärreligiöse Kulturen waren und sind deshalb durch einen tiefgehenden Tun-Ergehens-Zusammenhang geprägt: das Handeln gemäß der Ordnung, die rituell korrekte Anrufung des Göttlichen hatte irdisches Wohlergehen zur Folge. Eine sündhafte Störung der Ordnung rief den Gotteszorn heraus und musste rituell durch Opfer gesühnt werden. Das Christentum, von seinen Ursprüngen her eine vergeistigte und verinnerlichte, personalisierte Buch- und Hochreligion, war in diese primärreligiöse Logik eingetreten. Mission geschah von oben und kollektiv. „Kostel“, das tschechische Wort für Kirche, leitet sich vom Wort für Burg ab, die Kirchen entstanden am Sitz des Herzogs und der adeligen Grundherren und waren eigenkirchlich geprägt. Reliquien sollten den göttlichen Schutz garantieren. Der überlegene Kult verehrte den stärkeren Gott, der militärischen Sieg und wirtschaftliches Wohlergehen verlieh. Die überlegene christliche Zivilisation war gemäß dieser religions-

geschichtlichen Logik Pendant des stärkeren Gottes.

So sehr das Christentum im Frühmittelalter der Logik der Stammesreligion gemäß rezipiert wurde, als Buch- und Hochreligion hat es dann aber seine eigenen Gesetzmäßigkeiten entfaltet. Ein langfristiger Prozess der Ethisierung und Personalisierung setzte seit dem Hochmittelalter ein, der die Stammesgrenzen transzendierte und der im Folgenden charakterisiert werden soll. Er führte zu intensiven Austauschprozessen zwischen dem ostbayerischen und dem böhmischen Raum.

## II. Christlicher Ideen- und Kulturtransfer zwischen Ostbayern und Böhmen

Frühzeitig die Logik von „ingroup“ und „outgroup“ bekam der Heilige Adalbert/Vojtěch als zweiter Prager Bischof zu spüren, der aus der noch konkurrierenden, später eliminierten, Adelsfamilie der Slavnikiden stammte und seine Erziehung in Magdeburg erhalten hatte. Christliche Reformgedanken und der Gegensatz der Přemysliden zu seiner Familie machten ihn beim Herzog verhasst, sodass er nach Rom in das Alexioskloster ausweichen musste, wo er in engem Austausch mit dem jungen ottonischen Kaiser Otto III. stand. Schließlich wurde er als Missionar der heidnischen Prußen getötet, nachdem er 997 noch in Břevnov bei Prag ein Benediktinerkloster gegründet hatte. Seit her setzte eine Fülle von Kloster- und Stiftsgründungen in Böhmen ein. Eine monastische Welt bildete sich aus, die in enger Verbindung zu den benachbarten Klöstern stand. Nun erfolgten die benediktinischen Gründungen in Ostrov, das von Niederaltaich besiedelt wurde, in Sazava, wo eine slawische Liturgie gepflegt wurde, und 1115 auch in Kladrau, das von Mönchen aus Zwielfalten begründet wurde. Von den Waldsassener Zisterziensern leiten sich die Klöster in Sedlitz und Osseg ab, andere von Ebrach und Langheim. Die Prämonstratenser im Prager Kloster Strahov, von wo aus Ende des 12. Jahrhunderts Stift Tepl gegründet wurde, kamen aus Steinfeld in der Eifel. Nahe Tepl stiftete kurz darauf derselbe Hroznata von Ovenec, der inzwischen selig gesprochen ist und dessen Familie im



Auch Msgr. Dieter Olbrich, der Vorsitzende der Ackermann-Gemeinde – Kooperationspartner bei der Veranstaltung –, begrüßte die Teilnehmer in Schönsee.

Egerland begütert war, das Prämonstratenserinnenstift Chotieschau.

Die walddreichen Gebiete des östlichen Mitteleuropas waren Europas Agrarreserven. Mit dem Bevölkerungswachstum seit dem 12. Jahrhundert setzte eine Siedlungs- und Rodungsbeziehung ein, wobei die Siedler aus allen Richtungen kamen, die Bewegung aber im Wesentlichen von West nach Ost ging. Diese Ansiedlungen wurden zunächst von den Herzögen, seit Ottokar I. auch von den Königen von Böhmen gefördert und privilegiert. Sie brachten ja Bevölkerungswachstum, Kultivierung des Landes und wirtschaftlichen Aufschwung. Diese Siedlungsbewegung war in der nationalen Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert immer wieder hochumstritten: Klar ist, dass mit Klöstern und Siedlern agrarischer, technischer Fortschritt kam, eine zunehmende Vergetreidung der Agrarproduktion einsetzte und eine zunehmende wirtschaftliche und kulturelle Verdichtung die Folge war. Ottokar I. und seine Nachfolger ließen planmäßig Städte errichten – später folgten adelige Gründungen –, in denen den Siedlern Privilegien und Rechte verliehen wurden.

Eine der königlichen Stadtgründungen war 1295 (Neu-)Pilsen, das Wenzel II. durch den Lokator Heinrich errichten ließ. Auch wenn die Siedlungsbewegung im Wesentlichen von West nach Ost ging, so ist zu betonen, dass die Deutschen selbst von Westen her Stadtrechte und agrarische Innovationen erst empfangen haben, wobei sich Verstärkung und intensivierter Landbau wechselseitig bedingten. Deutsche und Slawen haben sich zudem schnell vermischt, sodass aus Einheimischen und Eingewanderten ein neues Volk entstanden ist. Die meisten Ortsnamen haben slawische Wurzeln. Deutsche Siedler waren aber andererseits auch nicht nur Kolonisten oder Gastarbeiter. Nicht nationale Gesichtspunkte bestimmten die Ansiedlung, sondern wirtschaftliche. Im Laufe der Zeit tendierten Minderheiten dazu, sprachlich von der jeweiligen Mehrheit absorbiert zu werden, sodass sich deutsche und tschechische Sprachgebiete bildeten. Seit dem 13. Jahrhundert wurde der Bergbau planmäßig betrieben, der dann in spätmittelalterlicher Zeit, nachdem die Přemysliden 1306 ausgestorben waren, zum

enormen wirtschaftlichen Aufschwung Böhmens führte.

Auch geistig waren die mitteleuropäischen Gesellschaften des Hochmittelalters von Innovation und Fortschritt geprägt: Niemand wollte dabei ein Neuerer sein. Als normativ und gut galt das Alte. Aber das Christentum war eine Buchreligion mit normativen Texten, mit verinnerlichten, personalen Normen. So wurden zunächst die Klöster, dann die 1346 in Prag gegründete Universität zu Orten, wo Konzepte einer „re-formatio“, einer Erneuerung gemäß normativen, schriftlichen Grundsätzen konzipiert wurden. Mit Gert Melville kann man sagen, dass die eigentlichen „Innovationslaboratorien der Moderne“ die mittelalterlichen Klöster gewesen sind, hat man doch hier als erstes systematisch versucht, das Leben zu reflektieren, zu verbessern, methodisch stringent die Zeit zu nutzen, die eigenen Affekte zu kontrollieren und zu modellieren. Von Prag gingen im 14. Jahrhundert umfassende Reformanstrengungen aus, das Leben der Priester und Mönche zu verbessern, verwiesen sei auf die Raudnitzer Reformbewegung, die die Kanonikerstifte erfasste, und auch auf die Kastler Reform, bei der von Kastl und dann Reichenbach in der Oberpfalz die Benediktinerklöster erneuert werden sollten, die aber wesentliche Impulse aus Prag und Böhmen erhalten hatte. Schließlich wuchs auch im Bürgertum der Städte das Bedürfnis nach bewusst und reflektiert gelebtem Glauben, nach Predigt, Bildung und individueller Seelenführung.

Es waren vor allem die Bettelorden, besonders also die Franziskaner und Dominikaner, die durch das neue Konzept einer auf Predigt und Seelenführung in der Beichte konzentrierten Seelsorge klösterliche Reformen und Innovationen einer christlich-frommen Elite vermittelten, indem sie seelsorglich auf deren Bedürfnisse reagierten. Die Bettelorden waren mobiler als die alten Orden, letztlich transnationale Gemeinschaften. Sie verbanden die Gebiete westlich und östlich des Böhmerwaldes in geistlicher Hinsicht. In Pilsen gab es so seit dem 13. Jahrhundert ein Franziskanerkloster, dessen Barbarakapelle ein beeindruckender spätmittelalterlicher Freskenzyklus über das Leben der Heiligen schmückt, ebenso eine Ende des



Die Bischöfe Tomáš Holub und Rudolf Voderholzer mit (v.l.n.r.) Landrat Thomas Ebeling von Schwandorf, Birgit Höcherl, 1. Bürgermeisterin von

Schönsee, Akamediedirektor Florian Schuller und Hans Eibauer, der Leiter des „Centrums Bavaria Bohemia“.



Regensburgs Bischof Rudolf Voderholzer zeigte die Pracht der Klosterkirche Kladruby, die im Stil der Barockgotik erbaut wurde, und hielt zum Abschluss eine Statio.

18. Jahrhunderts abgetragene Dominikanerkirche und auch ein Dominikanerinnenkloster. Meditative Vertiefung des Glaubens und bewusste individuelle Lebensgestaltung nach dem Vorbild Christi verband vielfach Ordensleute und fromme Laien, sodass man von einer „böhmischen Devotio moderna“, einer neuen, innerlichen, persönlichen Frömmigkeit gesprochen hat.

Entscheidend ist, dass es in Sachen der Reform, also der innovativen Verinnerlichung des Christentums, enge Austauschprozesse zwischen Böhmen und Ostbayern gab. Parallel zum wirtschaftlichen Aufschwung des Spätmittelalters wurde dabei auch in geistiger Hinsicht Böhmen der primär gebende Part, obwohl sich Transferprozesse wechselseitig vollzogen. Auf den benediktinischen und augustinischen Einfluss wurde bereits hingewiesen. Doch auch andere Orden brachten Reformimpulse hervor, der Abt des Zisterzienserklosters Königssaal bei Prag etwa seine einflussreiche spirituelle Schrift „Malogranatum“. Auch zwischen der Prager Universität und der wenig später erfolgten kurpfälzischen Universitätsgründung in Heidelberg gab es intensiven Ideentransfer in Bezug auf kirchliche Reformkonzepte. So erwuchs Jan Hus aus der böhmischen Reformbewegung des 14. Jahrhunderts. Reform von Klerus und Laien, sittenstrenge, arme, predigende Geistliche waren das Ideal seiner Predigt, die immer mehr eine tschechische Reformbewegung mit antideutscher Spitze wurde, auch, da die hohen, einkommensstarken kirchlichen Stellen weitgehend in der Hand von Deutschen waren.

So bedeutete das Agieren des Jan Hus, vor allem aber die Formierung seiner Anhänger nach dessen Hinrichtung durch das Konstanzer Konzil 1415 eine erste Form nationaler Spaltung. Es kam zur Formation des Hussitentums auf der Basis der Prager Artikel von 1420/21, zum Kreuzzugsaufruf von Papst und deutschem König gegen die Böhmen, zu kriegerischen Auseinandersetzungen und dem Einfall hussitischer Scharen nach Ostbayern. In antikerischem Eifer wurden Kirchen und Klöster in Böhmen und Bayern durch diese zerstört. Hussitismus und Antihussitismus waren auch ethnisch konnotiert, die Tschechen waren meist Hussiten, die Deutschen

Antihussiten. Obwohl der wirtschaftliche Austausch nie ganz abgerissen ist, kam es zu einer Entfremdung zwischen Böhmen und Bayern. Trotzdem gab es auch im Bistum Regensburg Hus-Anhänger. Durch die Verbindung mit Waldensern entwickelte sich ein Teil der Hussiten zu einer internationalen Untergrundbewegung weiter. Umgekehrt waren nicht alle Gebiete Böhmens hussitisch geprägt. In Böhmen zerfiel der Hussitismus in eine radikal-kriegerische Minderheit und in eine vom Adel beherrschte Mehrheitskirche, die sich von den Katholiken vor allem durch die Kommunion unter beiderlei Gestalt unterschied. Nachdem die radikalen Hussiten niedergerungen waren, wurde die utraquistische Mehrheitskirche von einem Konsistorium an der Prager Teyn-Kirche aus geleitet, während der katholische Erzbischofssitz von 1421 bis 1561 vakant blieb. Da einem Teil der Frommen diese utraquistische, ständisch dominierte Kirche noch zu katholisch war, bildeten sich die Böhmisches Brüder, die ein friedliches, radikal-biblizistisches Christentum leben wollten und schließlich nach Verfolgungen unter dem Schutz mancher Adelige toleriert wurden. Falsch wäre es, die böhmische Utraquistenkirche als isolationistisch einzuschätzen. König Georg von Podiebrad verfolgte ab 1462 weitreichende europäische Föderationspläne. Im 16. Jahrhundert drang aus Deutschland die Reformation nach Böhmen vor und fand zahlreiche Anhänger, auch bei der Brüdergemeinde. Neue transnationale Allianzen bildeten sich aus.

1526 erbte das Haus Habsburg die Wenzelskrone. Ein katholisches Herrscherhaus stand dem machtbewussten, meist protestantischen Adel gegenüber. Gegenreformatorische Maßnahmen setzten in Böhmen sukzessive ein. 1561 ernannte der König wieder einen katholischen Prager Erzbischof, 1556 übergab er das Prager Clementinum dem Jesuitenorden, ab 1583 residierte mit Rudolf II. der Kaiserhof in Prag, der eine immer entschiedeneren gegenreformatorische Orientierung verfolgte. Wichtige Protagonisten hatten Regensburger Wurzeln: Der Břevnov Abt Wolfgang Selender war vorher Prior in St. Emeram, Erzbischof Zbynko Berka war vorher für den minderjährigen Wittelsbacher Fürstbischof Philipp Wilhelm

geistlicher Diözesanadministrator des Bistums Regensburg. In der Zeit, als Petrus Canisius das Prager Jesuitenkolleg gründete, war er Domprediger in Regensburg. Lange Zeit konnten die Habsburger den Widerstand der Ständemehrheit jedoch nicht brechen, die sich seit 1575 zur „Confessio Bohemica“ bekannte. 1609 nutzten die Stände den Habsburger Bruderzwist, um in einem königlichen Majestätsbrief die Bekenntnisfreiheit auf adeligen Gütern zugesichert zu bekommen. Der Widerstand gegen dessen später restriktive Auslegung führte dann zum Fenstersturz des kaiserlichen Statthalters aus dem Hradschin und der Wahl des calvinistischen Pfälzer Kurfürsten zum König, was den Dreißigjährigen Krieg auslöste. Hier wurde der 8. November 1620 als Tag der Schlacht auf dem Weißen Berg für Böhmen schicksalhaft. Der Sieg der katholischen Truppen wurde dem Beistand der Gottesmutter zugeschrieben und der Widerstand des protestantischen Adels gewaltsam gebrochen. Für die Waffenhilfe der Liga ließ sich Bayernherzog Maximilian vom Kaiser neben der Kurwürde die Oberpfalz zusichern. Es setzte eine systematische Rekatholisierung ein, in der Oberpfalz wie in Böhmen. Widerstrebende Geistliche wurden ausgewiesen, dann Adelige, die dem widerstrebten. Truppeneinquartierungen waren ein gefürchtetes Zwangsmittel. Instrumente der Rekatholisierung waren die Orden, neben den älteren Gemeinschaften wurden die Jesuiten wichtig. Mehr noch als in der Oberpfalz wurde Böhmen nun mit einem Netz von Jesuitenniederlassungen überzogen. An sie gingen auch die Prager Universität und fast das ganze höhere Bildungswesen über.

Diese einschneidenden Ereignisse bildeten die Grundlage für die Barockperiode in Böhmen und Ostbayern, die erneuten religiösen, kulturellen und künstlerischen Austausch brachte. Mit der Schlacht auf dem Weißen Berg ist die Legende von einem Marienbild verbunden, das der Kapuzinerbeichtvater des bayerischen Herzogs in Schloss Stienowitz gefunden und zum Schlachtfeld mitgenommen habe, wo es übernatürlich strahlend den Sieg gewirkt habe. Unter dem Titel „Maria vom Sieg“ wurde am Ort der Schlacht eine Wallfahrtskirche errichtet. Maximilian I. hingegen ließ in München parallel die

Mariensäule aufstellen. Dort gab es am Sonntag nach dem 8. November jeweils eine feierliche Siegesprozession. Imitationen vielverehrter bayerischer Marienbilder wurden nun auch in Böhmen um Fürbitte angerufen, die Altöttinger Schwarze Madonna etwa in Prag und im südböhmischen Neuötting. An mehreren Orten verehrte man auch Abbildungen des Passauer Maria Hilf-Bildes. Nach Neukirchen beim Heiligen Blut wallfahrteten auch Böhmen; im südböhmischen Lautschim wurde eine Kopie der Statue verehrt. Auch sonst verband die Heiligenverehrung die beiden Länder. Als Johannes Nepomuk 1729 heiliggesprochen wurde, wurde er von den Jesuiten als Märtyrer des Beichtgeheimnisses propagiert und Böhmen, mehr aber noch Bayern wurde mit Brückenstatuen des Heiligen überzogen. Einen böhmischen Heiligen wie Wenzel verehrte man in Oberlauterbach bei Ingolstadt, den Niederaltaicher Gunther in Břevnov, Wolfgang von Regensburg in Chudenitz. Auch künstlerisch kam es zu Austauschprozessen: So arbeiteten die Brüder Asam auch in Böhmen, etwa in Kloster Břevnov und die Baumeisterfamilie Dientzenhofer wirkte in vor allem in Böhmen, Franken und der Oberpfalz.

### III. Gegensätze im tschechischen und bayerischen Katholizismus ab 1800

Wieso aber haben dann bei aller Verflechtung und allem geistlichen Austausch der bayerische und der böhmische Katholizismus im 19. und im 20. Jahrhundert eine ganz unterschiedliche Entwicklung genommen? Natürlich kann man schon in der Barockkultur gewisse Unterschiede ausmachen, setzten in Bayern Entwicklungen früher ein und konnten die Bruderschaften – so Jiří Mikulec – auch quantitativ mehr Gläubige erfassen. In der Aufklärung galt Böhmen mit dem Schulgründer und Reformator Ferdinand Kindermann als Muttergebiet des Josephinismus, früher als andernorts setzte eine Industrialisierung beziehungsweise deren Vorformen ein. Dennoch sind alle Thesen, die aus der Vorgesichte eine fragilere, schwächere Position der Kirche im Vergleich zu Bayern ableiten wollen, fragwürdig. Ende des 18. Jahrhundert waren Böhmen und Ostbayern weitgehend geschlossen katholische Gebiete, hier wie



Dompfarrer Emil Soukup führte durch die Kathedrale von Pilsen, in der die Gäste aus Bayern auch die sonntägliche Eucharistie feierten.



Architektonisch herausragend ist auch das Rathaus der westböhmischen Stadt ...



... sowie die Kathedrale.

dort wurde der Glaube praktiziert. Trotz des Toleranzedikts von 1782 bekannten sich rund 98 Prozent der böhmischen Bevölkerung zum katholischen Glauben. Auch die Oberpfalz hatte ja im Vergleich zu Altbayern mehrere Glaubenswechsel, eine späte Rekatholisierung unter staatlichem Druck und eine Verspätung konfessionalisierter Institutionen aufzuweisen, und doch war am Ende dort der katholische Glaube ähnlich verankert wie in Altbayern. Mit dem Königgrätzer Theologen Tomáš Petraček kann man konstatieren, dass die Bevölkerung in Tschechien um 1800 nicht weniger katholisch war als andernorts. Wieso dann aber die tschechische Eigenentwicklung, wieso die bald schwächere Stellung der Kirche?

Die Grundlagen hierfür wurden im 19. Jahrhundert gelegt: die Art der Ausbildung eines tschechischen Nationalbewusstseins und die frühe Industrialisierung. In Böhmen mit seinem gut ausgebauten Schulwesen wurden zunächst, neben Philologen und Historikern, eine Reihe von gelehrten Priestern Träger des nationalen Erwachens der Tschechen. Da die Sprache in staatlicher Bürokratie, Adel und kirchlicher Führungsschicht deutsch war, bildete sich dieses tschechische Nationalbewusstsein gegen den Habsburger Staat und sukzessive auch gegen die damit eng verbundene Kirche aus, die im Konkordat von 1855 stark privilegiert wurde. Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts, von den Ideen Johann Gottfried Herders geprägt, sah in den Nationen und deren Sprachen einen durch die Jahrhunderte wirkenden Volksgeist lebendig. So zerfiel ein spezifisches böhmisches Landesbewusstsein immer mehr zwischen den Nationalismen der Tschechen und der Deutschen. Während die deutsche Minderheit sich entweder an Wien und dem Kaiser oder aber großdeutsch orientierte und dann teilweise von der antiklerikalen, nationalen Los-von-Rom-Bewegung erfasst wurde, bildete sich in der tschechischen Bevölkerungsmehrheit eine Geschichtssicht aus, für die das einflussreiche Werk des Historikers František Palačský stand. Die slawischen Tschechen seien

demokratisch und fortschrittlich orientiert gewesen, wurden von den Habsburgern und der Kirche aber in ihrer Entwicklung gehemmt. Seine Darstellung der tschechischen Geschichte ließ er konsequenterweise 1526 enden. Vielfach getragen vom Gegensatz zwischen Lehrern und Pfarrern bildete sich eine antiklerikale, szientistische Sicht bei den Gebildeten aus, denen der tschechische Katholizismus als eine rückständige, agrarisch geprägte Volksreligion galt. Hinzu kam, dass in Tschechien die Industrialisierung und Verstädterung früher als andernorts einsetzte. Mit ihr, der Entwurzelung der Bevölkerung aus dem Herkunftsmilieu und der Überforderung der traditionellen Pfarrestruktur, musste die Kirche erst ihre Erfahrungen machen, ehe sie reagieren konnte. In Tschechien erfolgte die Reaktion deshalb relativ spät. Im Gegensatz dazu die bayerische Entwicklung: Dort waren weite Gebiete ländlich-agrarisch geprägt, die Ausbildung eines bayerischen Bewusstseins verlief gegen Berlin und Preußen und begünstigte, ja verstärkte eher die katholische Identität der Bevölkerung.

Die Kirche in Tschechien war so schon geschwächt, als es 1918 zur ersten Republik kam und Tomáš Masaryk erster Staatspräsident wurde. Auch die kirchlichen Organisationen und christlichen Parteien bestanden für Tschechen und Deutsche getrennt und parallel. Symbolisch wurde die Mariensäule am Altstädter Ring als Zeichen einer katholisch-habsburgischen Unterdrückung zerstört und wenig später durch ein Denkmal für Jan Hus ersetzt. Die Politik Masaryks mit seinem antiklerikalen, demokratischen Humanismus führte nicht nur zu Bedrohungsängsten der deutschen Minderheit, sondern auch zu schweren Spannungen mit der katholischen Kirche, etwa um Staatssymbole und die Abschaffung katholischer Feiertage. Staatlich gefördert wurde die Gründung der „Tschechoslowakischen Kirche“, die an tschechisch-hussitische Traditionen anknüpfen sollte und demokratisch-humanistisch orientiert war. Obwohl die Übertrittspropaganda massiv war, traten ihr doch nur etwa zehn

Prozent der Bevölkerung bei. Dennoch kann man konstatieren, dass die Kirche in Tschechien bereits geschwächt war und einem einflussreichen Antiklerikalismus gegenüber stand, also sie unter die Herrschaft des nationalsozialistischen und dann des kommunistischen Regimes geriet.

Die Nationalsozialisten betrieben in den seit 1938 annektierten Gebieten, die sie als „konkordatsfrei“ betrachteten, eine scharfe Entkonfessionalisierungspolitik: Diese Territorien wurden jurisdiktionell den benachbarten Diözesen zugewiesen, sodass Regensburg vier Dekanate seelsorglich zu betreuen hatte (Schlackenwerth, Trautenau, Nikolsburg, Branitz). Von den sudetendeutschen Priestern wurden 47 in einem KZ inhaftiert. Noch schlimmer traf es die tschechischen Priester im Reichsprotectorat ab 1939. Sie wurden als Teil der tschechischen Intelligenz gesehen, die es aus ideologischen Gründen zu eliminieren gab. Von 371 Priestern im KZ starben 73, alle Klöster wurden aufgehoben. Die Vertreibung der Deutschen nach 1945 bedeutete einen schweren Aderlass an praktizierenden Katholiken. Die in den ehemaligen sudetendeutschen Gebieten angesiedelte neue Bevölkerung hatte meist keinen Bezug zu den regionalen kirchlichen Traditionen. Mit der kommunistischen Machtübernahme ab 1946 unter Klement Gottwald setzte erneut eine Politik ein, die die Kirche aus Schule und Öffentlichkeit verdrängen und auf das gottesdienstliche Leben beschränken wollte. Die Orden wurden aufgehoben. Charakteristisch wurde die völlige staatliche Kontrolle und Überwachung der Kirche. Da diese unter Kardinal Beran ihre Eigenständigkeit gegenüber staatlicher Durchdringung wahren wollte, kam es zu zahlreichen Verhaftungen und zur Strategie, Kirche und Priester durch Spitzel und regimeloyale Gruppierungen von innen zu unterwandern. Diese Unterwanderung, die Restriktion der Kirche auf Pfarrgottesdienste – wobei schon Katechese und andere elementare Formen der Glaubensweitergabe verhindert wurden – und schließlich die Haft oppositioneller Priester in Arbeits-

lagern führten zu einer zunehmenden Austrocknung des kirchlichen Lebens. Sie trafen auf eine bereits in ihrer Stellung geschwächte Kirche. Ab etwa 1970 bildete sich die Untergrundkirche, da die Gefahr bestand, dass die offizielle Kirche ganz ausgerottet würde. So war und ist Tschechien nach 1989 eine der entkirchlichsten Regionen der Welt, besonders stark im Westen, also in der Diözese Pilsen. Beim staatlichen Zensus von 2011 gaben nur noch 10,4 Prozent an, katholisch zu sein, wenn es auch eine höhere Dunkelziffer gibt, die keine Angaben machte. Durch die langjährige Unterdrückungspolitik geschwächt, tat sich die Kirche nach 1989 zunächst schwer, eine konstruktive, informierte Antwort auf die Herausforderungen der Moderne zu geben. Der Streit um die Rückgabe kirchlichen Besitzes und um Wiedergutmachungen zeigt, wie stark antiklerikale Strömungen noch immer die tschechische Mehrheitsgesellschaft prägen.

#### IV. Fazit

Die Ansiedlung rund einer Million sudetendeutscher Heimatvertriebener in Bayern, die geographische Lage und die historischen Traditionen haben in Regensburg ein besonderes Bewusstsein der Verantwortung für und eine Verbundenheit mit den östlichen Nachbarn, vor allem mit Tschechien, entstehen lassen. Hier können die Gründungen der 1970er Jahre eingereicht werden: die Ostdeutsche Galerie, das Institut für osteuropäische Kirchen- und Kulturgeschichte, das Ostkirchliche Institut. Wir haben gesehen, dass mit der Christianisierung Prozesse des kulturellen Austauschs einsetzten, ja, dass es das Christentum gewesen ist, das durch eine Dynamik der Verinnerlichung und Ethisierung die Grenzen frühmittelalterlicher archaischer Stammesgesellschaften zu überwinden half. Es hat so zu Fortschritt und Modernisierung einen erheblichen Beitrag geleistet, auf dessen Boden wir noch immer stehen.

Der Nationalismus des 19. und die totalitären Regime des 20. Jahrhunderts haben dann aber zwei stark geschiedene religiöse Landschaften geschaffen, die erst wieder in eine positive Beziehung kommen mussten. Noch immer steht die Regensburger Kirche nicht nur finanziell, sondern auch was die Partizipation am kirchlichen Leben angeht, gefestigter da als die Kirche im Westen Tschechiens. Dennoch wird man die Frage stellen können, ob nicht auch die deutsche Kirche von den Erfahrungen der dortigen Kirche in einer noch massiver säkularisierten Umwelt lernen kann, gleichsam an einem Laboratorium forcierter Säkularisierung. Wie kein anderer hat wohl Tomáš Halík diese Situation reflektiert. Die Kirche hat in Tschechien nach 1989 die Erfahrung machen müssen, dass weder das Sichberufen auf Traditionen noch auf rechtliche Ansprüche von nachhaltigem Erfolg gekrönt war, dass antiklerikale Muster und Stereotypen weiter leben. Zugleich zwingt die extreme Minderheitensituation zu Kreativität und kann mobilisierend wirken. Ein Rückzug von Möglichkeiten, in die Öffentlichkeit hinein zu wirken, ist nicht angesagt. Alles wird aber darauf ankommen, im Zweifelhenden, im Suchenden und Nachdenkenden den Bruder zu sehen. Als ein Vertrauen darauf, trotz allen Verhängnisses in Gott geborgen zu sein, ist Glauben im Tiefsten ja immer eine persönliche, kulturell ungesicherte existentielle Haltung. Zachäus wollte fern von Jesus stehen. Wo christliche Spiritualität, christliche Selbstlosigkeit und freie christliche Reflexion das Bild der Kirche in seinen Augen bestimmen werden, wird die Begegnung wieder gelingen. □

# Podiumsgespräch zwischen Bischof Rudolf Voderholzer, Bischof Tomáš Holub, Klaus Unterburger und Florian Schuller

**Florian Schuller:** Bei welcher Epoche oder Jahreszahl brennt Ihnen das Herz ganz besonders?

**Bischof Tomáš Holub:** Ich nehme lieber ein ganzes Jahrhundert. Für mich immer neu ist das 19. Jahrhundert. Dort hat sich alles bei uns geändert. Warum? Das bleibt für mich eine große Frage. Deswegen – vielleicht 1848, das Revolutionsjahr.

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Im positiven Sinne das Jahr 1115, Gründung des Klosters Kladrau. Damit wird natürlich auch meine eigene Lebens- und Familiengeschichte greifbar und sehr präsent. Im schwierigen und auch im belastenden Sinne: das Jahr 1945/46. Es ist für mich außerordentlich bewegend, heute hier sein zu können. Einer der ersten Orte aus dem Bayerischen oder Böhmer Wald, die mir aus den Erzählungen der Mutter nahe gebracht worden sind, ist Eslarn. Bei Eslarn ist meine Mutter im Winter 45/46 „schwarz“ über die Grenze. Sie ist damit der Vertreibung der übrigen Familie zuvor gekommen, weil die Gefahr bestand, dass sie in ihrem Alter eventuell in das Landesinnere deportiert würde. Aber das war eben eine Strecke, die man in einer Nacht mit einer kleinen Gruppe gehen konnte. Dass ich jetzt als Bischof von Regensburg hier sitze und über die bereits mehr als 25 Jahre zurückliegende Grenzöffnung sowie die damit zusammenhängende geschichtliche Umwälzung reflektieren darf, bewegt mich tief. Aber auch viele andere Daten kommen mir in den Sinn. Ich bräuchte noch Zeit, das alles zu sortieren und in mir zu identifizieren, was als meine eigene Geschichte in mir lebt. Ich könnte noch weitere Jahreszahlen nennen, aber die beiden genannten wollte ich herausgreifen.

**Florian Schuller:** Die Familie der Mutter, wie weit können Sie deren Geschichte zurückverfolgen?

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Cousins haben Familienforschung betrieben. Ich selbst bin kein so großer Familienforscher, aber meine Mutter war immer sehr stolz auf ihre Familie. Sie war eine geborene Schill und sogar mit dem Major Schill, einem der wichtigsten Offiziere im Heer Wallensteins, verwandt.

**Florian Schuller:** Dann gibt es auch bei Ihnen ein ziemlich kämpferisches Gen?

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Das müssen andere beurteilen, aber ich habe der Sache keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Grundsätzlich – ich meine auch, dass das 19. Jahrhundert den Schlüssel birgt für Probleme der weiteren Geschichte. Und darin brauchen wir Klarheit, wenn wir die politischen Probleme, die leider auch die Kirche mit beeinflusst haben, verstehen und lösen wollen.

**Florian Schuller:** Im Vortrag von Professor Unterburger wurde ja deutlich, dass im 19. Jahrhundert der Bruch kam, warum es diesseits der Grenze anders weiter ging als jenseits. Es gibt aber auch jene andere These, dass der Bruch schon deutlich früher anzusetzen ist, nämlich nach der Schlacht auf dem Weißen Berg bei Prag und der nachfol-



*Bischof Dr. Tomáš Holub, Prof. Dr. Klaus Unterburger, Dr. Florian Schuller und Bischof Dr. Rudolf Voderholzer (v.l.n.r.) diskutierten die Beziehungen zwischen dem Bistum Regensburg und Tschechien.*

genden sehr harschen Habsburger-Herrschaft. Herr Bischof Holub, wenn Sie mal Ihr böhmisches Herz öffnen?

**Bischof Tomáš Holub:** Es ist unklar, wie tief man gehen soll mit den Habsburgern. Die entscheidende Frage bleibt, wie die Kirche jetzt in der speziellen Situation, die wir erleben, wirken soll. Ich sage immer, dass wir heute in der Tschechischen Republik beim Glauben vom Punkt minus zehn anfangen müssen. Zuerst müssen wir erklären, dass es normal ist, zu glauben ...

**Florian Schuller:** ... öffentlich in der Gesellschaft? ...

**Tomáš Holub:** ... in der Gesellschaft. Ich glaube, das gehört zu einer Mentalität, die in Böhmen sehr tief verwurzelt ist, und zwar nicht nur gegenüber der Kirche, weil man eine Institution zunächst als etwas sehr Verdächtiges versteht. Es ist wahrscheinlich in ganz Europa ein allgemeines Problem postinstitutioneller Situationen, aber bei uns greift es noch tiefer. Deswegen geht es nicht nur um die Habsburger.

**Florian Schuller:** Bischof Holub, Sie waren früher auch Militärseelsorger und hatten dadurch vielleicht einen privilegierten Zugang zu jungen Menschen, die bis dahin mit Religion nicht in Kontakt gekommen waren. Haben Sie da Ablehnung gespürt, oder einfach totales Nichtwissen, dass es die Institution Kirche überhaupt gibt?

**Bischof Tomáš Holub:** Ja, es geht darum, dass eine Institution als etwas sehr Wichtiges gesehen wird, weil sie

Kontakte und persönliche Beziehungen ermöglicht. Aber da sind eben die Tschechen sehr skeptisch.

**Florian Schuller:** Trotzdem nochmals die Frage nach dem 19. Jahrhundert. Wenn ich die Situation nach der polnischen Teilung ansehe: Da gab es nicht nur das protestantische Preußen als Sieger oder das orthodoxe Russland, sondern auch das katholische Österreich. Warum konnte sich aber der Anti-Institutionen-Effekt, der Anti-Kirchen-Effekt in Polen nicht so durchsetzen wie in Böhmen?

**Bischof Tomáš Holub:** Ich finde, ähnlich wie Professor Unterburger, einen Teil der Antwort, und sicherlich nur einen Teil, in der Industrialisierung, die bei uns sehr schnell gegangen ist. Die Kirche wurde bei uns auf dem Lande sehr stark, die Beziehung zwischen Lehrer und Pfarrer war sehr wichtig. Damals wollte die Kirche in Böhmen einen gewissen Rückschritt zur barocken Mentalität vollziehen, das heißt zu einer kulturellen Mentalität, einer Tradition, die schön war, allerdings nicht so sehr auf der intellektuellen Ebene. Sie befand sich nicht im Austausch mit den Intellektuellen, die gegen die Kirche eingestellt waren. Deshalb ging für Jahrzehnte die Fähigkeit zum Dialog verloren.

**Florian Schuller:** Herr Bischof Voderholzer, wenn Sie Ihre Diözese heute ansehen: Wie dankbar sind Sie für die fortdauernde Volksreligiosität, für das Barocke in der Diözese Regensburg? Und wo würden Sie sagen: Wir müssen aufpassen?

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Bischof František Radkovský hat einmal von seinem Bistum als der atheistischsten Diözese weit und breit gesprochen. Da darf ich für das Bistum Regensburg sagen, zumindest was Westdeutschland betrifft, dass wir von den Statistiken her vielleicht doch das Bistum mit der noch größten kirchlichen Praxis sind. Wir werden nur übertroffen durch Görlitz und einige Gegenden Ostdeutschlands, wo durch die besondere Diasporasituation nochmal ganz andere Verhältnisse bestehen. Aber die Statistik ist das eine, die Realität nochmal das andere. Ich bin nicht so blauäugig zu meinen, dass wir nicht auch zu einem ganz hohen Maße von Säkularisierungstendenzen betroffen sind. Aber wir klagen auf einem hohen Niveau, auch was die persönliche Situation betrifft. Ich kann das auch sagen, weil es am wenigsten mein Verdienst ist. Ich habe es geerbt. Aber ich betrachte es natürlich als eine ganz große Verpflichtung, als ein Geschenk, mit dem wir auch wuchern müssen.

Es hat keinen Sinn, sich darauf auszuruhen. Wir werden in jedem Fall alles unternehmen müssen, den Glauben zu stärken als eine persönliche Überzeugung, die den Einzelnen befähigt, gegen alle Widerstände und Anfechtungen intellektuell redlich zum Glauben und zur Gemeinschaft der Kirche zu stehen. Wir müssen alles tun, um Auskunftsfähigkeit und Dialogfähigkeit zu fördern und gerade auch unsere jungen Menschen auszurüsten mit dem intellektuellen Handwerkszeug, das man braucht, um in unserer Gegenwart intellektuell redlich Christ sein zu können. Meines Erachtens kann man sogar intellektuell redlich, was die letzten Überzeugungen



**Bischof Tomáš Holub:** „Die entscheidende Frage bleibt, wie die Kirche jetzt in der speziellen Situation, die wir erleben, wirken soll. Ich sage immer, dass wir heute in der Tschechischen Republik beim Glauben vom Punkt minus zehn anfangen müssen.“

betrifft, nur Christ sein. Aber es geht nicht von selbst, und genau das ist unsere große Herausforderung.

Ich bin sehr der Überzeugung, die Professor Unterburger am Schluss angedeutet hat, dass wir in vieler Hinsicht

lernen können, was in Pilsen und Prag Realität ist, weil uns möglicherweise nur wenige Jahre oder Jahrzehnte vom Grad der Säkularisierung trennen, die Pilsen und Prag jetzt schon erleben. Ich will nicht schwarz malen, aber ein



**Florian Schuller:** „Warum konnte sich aber der Anti-Institutionen-Effekt, der Anti-Kirchen-Effekt in Polen nicht so durchsetzen wie in Böhmen?“

gewisser Realismus tut gut, und wenn wir von euch lernen können, bin ich der erste, der dazu bereit ist.

**Florian Schuller:** Professor Unterburger, Sie haben die Situation in Böhmen als Laboratorium wachsender Säkularisierung vorgestellt. Könnten Sie das noch etwas konkretisieren?

**Klaus Unterburger:** Das eine ist natürlich, dass man rein statistisch gesehen realistisch sein muss. Dann hat sich aber auch der Glaube gewandelt, von einer primär religiösen Stammesreligion hin zu Verinnerlichung. Vor allem im 19. Jahrhundert hat die Kirche eine enorme Modernisierungsleistung vollzogen. Als überall in Europa die Kulturkämpfe zwischen Liberalen und Katholiken, später auch von Liberalen und Sozialisten gegen die Katholiken, tobten, mussten die Gläubigen immunisiert und der Glaube bewusst reflektiert werden. Deshalb hat man die Vereine gegründet, die katholischen Zeitungen, die Verbände, man hat Massenwallfahrten

Zeuge für ein solches Vertrauen auftritt, und nicht aller mögliche Ballast das Bild der Kirche verdunkelt. Genau darin liegt die Chance, nachdem vieles in Böhmen weggebrochen ist, dass die Kirche wieder diesem Zachäus, diesem suchenden Menschen, ein glaubwürdiger Vermittler von Antworten sein kann.

**Florian Schuller:** Daraufhin könnte ich jetzt die einfachere Frage stellen: Was können wir von Pilsen lernen? Versuchen wir es aber zunächst mit der schwierigeren Frage: Was können die Pilsener von uns lernen? Wo könnten bei der Regensburger Volkskirche Impulse liegen für Pilsen?

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Darauf eine Antwort zu geben, die nicht arrogant oder besserwisserisch klingt, ist ausgesprochen schwierig. Ich glaube, dass wir schon sehr viel miteinander gelernt haben und, an gemeinsamen Traditionen arbeitend, auf einem ganz guten Weg sind. Es ist zweifellos richtig,



**Bischof Rudolf Voderholzer:** „Ich bin nicht so blauäugig zu meinen, dass wir nicht auch zu einem ganz hohen Maße von Säkularisierungstendenzen betroffen sind.“

veranstaltet und politische Parteien gegründet. So hat das katholische Milieu zu einer enormen Stabilisierung der Kirche beigetragen. Seit den 60er Jahren nimmt nun dieses Milieu aus verschiedenen Gründen ab; das ist keine Schuld der Kirche, sondern bedingt durch die zunehmende Modernisierung.

Heute sind andere Faktoren für die Überzeugungsbildung wichtiger als das Aufwachsen in der katholischen Jugend, in Vereinen und so weiter. Diese kulturellen Sicherungsmechanismen, diese Immunisierungsmittel fallen mit der Zeit weg. Der Glaube ist aber im Tiefsten etwas Existentielles. Wenn die Sicherheiten der vorletzten Dinge mit Krankheit und Tod zerstört werden, geht es um das Vertrauen, trotzdem in Gott geborgen zu sein. Das Entscheidende ist, dass dann die Kirche als intellektuell und moralisch glaubwürdiger

dass wir nicht irgendwelchen Milieus nachtrauern dürfen. Aber der Glaube ist nicht ungeschichtlich, und die Antworten des christlichen Glaubens transportieren immer auch eine konkrete geschichtliche Gestalt, eine konkrete kulturelle Form mit sich. Auch heute kann einem jungen Menschen der Glaube nicht gegen die Geschichte vermittelt werden, sondern nur auf der Basis einer positiven Einstellung zu dieser Geschichte. Es gibt keine Christlichkeit ohne die Kirche. Da gibt es dunkle Seiten, da gibt es aber auch wunderbare Seiten. Wir müssen lernen, mit den guten, wie mit den weniger guten Seiten umzugehen. Das impliziert die Geschichtlichkeit des Glaubens. Und deswegen meine ich, dass die großen Schätze der Kunst, der Kultur, der Musik, der Literatur, auch der Architektur als Antworten erschlossen werden

können auf die letzten Fragen hin, die die Menschen zweifellos umtreiben. Von einer bloß traditionellen zu einer persönlich verantworteten Glaubensentscheidung weiter zu helfen, ist allererste Aufgabe der Hirten unserer Tage. Da bin ich voll bei Professor Unterburger. Aber nicht in einem weltlosen, sozusagen abstrakten Glauben, sondern einem konkreten Glauben, der den ganzen Reichtum ausschöpft, den uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Vorhin sind die Jesuiten ein paar Mal genannt worden. Was uns die Jesuiten vermittelt haben an Versichtbarung des Glaubens, an Anschaulichkeit, vom Theater über die Musik bis hin zur Krippenkunst und all diese Dinge, das birgt so viel Potential; aus dem sollten wir schöpfen. Da verbindet uns in Bayern und Böhmen außerordentlich viel.

**Florian Schuller:** Bischof Thomas, auch Ihnen die schwierige Frage: Was können wir in Bayern von Ihnen lernen?

**Bischof Tomáš Holub:** Ich sage dasselbe wie Bischof Rudolf: Wir lernen gegenseitig. Es gibt aber eine Sache, die wir schon durchgelitten haben, und die vielleicht auch wichtig für andere werden kann. Das ist etwas, was wir zwar theoretisch alle wissen, aber es zu erleben, schaut anders aus, als wenn man es nur philosophisch reflektiert. Ich komme da nicht nur von der tschechischen oder böhmischen Geschichte her, sondern auch von meiner persönlichen Geschichte. Wenn ich etwas wirklich Wichtiges aus der Militärseelsorge gelernt habe, dann ist es gerade jene Situation, dass alles verloren geht. Das war meine Erfahrung in Bosnien, in den ersten Monaten, und eine der wichtigsten Erfahrungen meines Glaubens. In dieser Situation habe ich neu um den Glauben gekämpft und dadurch kann ich auch zum Beispiel die Situation in

Pilsen, allgemein in Böhmen, besser reflektieren. Diese existentielle Erfahrung haben wir gemacht und sie können wir anbieten.

**Florian Schuller:** Professor Unterburger, in Ihrem Referat haben Sie besonders auch die Barockzeit und den damaligen Kulturaustausch betont. Wenn man böhmische Kirchen besucht, meint man ja, man sei in Bayern.

**Bischof Tomáš Holub:** Die in Bayern sind prächtiger, das muss man zugeben.

**Florian Schuller:** Da waren häufig die gleichen Künstlerfamilien unterwegs. Es war aber mehr als ein Kulturaustausch, es war eine gemeinsame kulturelle Ebene. Auf die Gegenwart bezogen: In welchen Bereichen könnte oder sollte es eine verstärkte kulturelle Begegnung geben? Gibt es dazu in den Diözesen gemeinsame Überlegungen? Pilsen war ja zum Beispiel eben erst Kulturhauptstadt Europas. Wurde das kirchlicherseits aufgegriffen?

**Bischof Tomáš Holub:** Da war ich noch nicht direkt dabei. Deshalb würde ich lieber über die heutige Situation sprechen. Es gibt natürlich ein Problem mit der Sprache. Früher war die Kultur mehr mit der lateinischen Liturgie verbunden und damit für die Menschen von beiden Seiten gleich zugänglich. Ich spüre es bei den Begegnungen zwischen Pfarreien. Da wird es schwierig, das Offizielle zu überschreiten, weil gerade dann das Problem der Sprache auftritt. Bei der Jugend ändert es sich mit der gemeinsamen Kenntnis der englischen Sprache. Was meiner Meinung nach gelingt und Hoffnung für die Zukunft schenkt, ist die Kirchenmusik. Die Regensburger Seite hat da natürlich eine absolute Tradition; im Vergleich dazu sind wir ganz klein, aber der Wille und die Bereitschaft sind da, in diesem



**Bischof Tomáš Holub:** „Wenn ich etwas wirklich Wichtiges aus der Militärseelsorge gelernt habe, dann ist es gerade jene Situation, dass alles verloren geht. Das war meine Erfahrung in Bosnien, in den ersten Monaten, und eine der wichtigsten Erfahrungen meines Glaubens.“



**Klaus Unterburger:** „Vor allem im 19. Jahrhundert hat die Kirche eine enorme Modernisierungsleistung vollzogen.“

Bereich etwas zu machen. Und mit der Musik überbrückt man auch gerade die sprachlichen Probleme.

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Zunächst einmal möchte ich meiner ganz großen Dankbarkeit Ausdruck verleihen, dass uns in Gestalt von Bischof Tomáš diese fast beschämende Sprachkompetenz entgegenkommt. Ich habe einige Anläufe gemacht, mir das Tschechische etwas besser anzueignen, aber das Repertoire ist relativ gering, sodass ich damit keinen großen Staat machen kann. Also vielen Dank, dass immer Ihr diesen ersten Schritt in der Sprache macht. Das kann man nicht deutlich genug erwähnen.

Wenn die Ebene der Kultur angesprochen wird, darf ich vielleicht erinnern an die gute Kooperation beim Katholikentag 2014 und die Gegeneinladung anlässlich der Ernennung von Pilsen als Kulturhauptstadt. Mir war schon immer wichtig, dass Kultur und Kult etwas miteinander zu tun haben, und dass über die Jahrhunderte hinweg die Kultur auch aus dem Kult heraus entstanden ist. Deswegen ist auch gemeinsam Gottesdienst zu feiern, gemeinsam zu singen, gemeinsam einzutauchen in unsere kirchenmusikalische, aber auch architektonische, aus dem Glauben heraus entstandene Kultur und ihren Vollzug in der Gegenwart, ein erster und wesentlicher Schritt in Richtung Kultur. Kultur kann sich ja nicht beschränken auf das Herstellen von leistungsstarken Motoren oder das Brauen von Bier.

Wenn ich beobachte, dass wie bei einem Reißverschluss die Wallfahrten von diesseits der Grenze und jenseits ineinanderfließen, dann ist das für mich Kultur. Es begegnen sich Menschen, die miteinander singen, beten, auch sich freuen, die sich miteinander fit halten, Bildprogramme lesen zu können, die miteinander das ganze Programm der christlichen Ikonographie durchbuchstabieren können. Alles das sind wesentliche Elemente von Kultur.

Man muss nur einmal mit den Menschen zusammenkommen, die nach

dem Krieg völlig entwurzelt in jene Orte gekommen sind, aus denen meine Vorfahren vertrieben worden waren, und die sich wie Analphabeten diesen Zeugnissen gegenüber verhalten. Auch die Zeitstruktur, die uns durch die christliche Liturgie und unser Kirchenjahr in Fleisch und Blut übergegangen ist, was wir ja gar nicht mehr reflektieren, ist genauso Ausdruck von Kultur. Wenn wir das lebendig halten und wissen, warum wir es tun, und auch weitergeben können, dann leisten wir einen grandiosen Beitrag zur Weitergabe der Grundlagen unserer abendländischen Kultur.

**Bischof Tomáš Holub:** Ich bedanke mich vielmals für die Bemerkung zu den Wallfahrten, weil das stimmt. Sie sind mit der Volkskirche verbunden und wirken bei uns wieder neu. Etwas gemeinsam zu feiern, was zum Ort gehört und mit der Tradition verbunden ist, die unterbrochen wurde, aber jetzt neu gesucht wird, ist ein Zeichen nicht nur des Kultes, sondern vor allem auch der Kultur. Danke.

**Florian Schuller:** Weil vorhin Bischof Rudolf Ihr Deutsch so gelobt hat, erzählen Sie doch mal aus Ihrer Lebensgeschichte, warum Sie so gut deutsch sprechen.

**Bischof Tomáš Holub:** Erstens stamme ich aus einer Gegend, die immer tschechisch-deutsch gemischt war, im Sudetenland im Riesengebirge. Ein Teil der Familie meiner Großmutter hieß Scholtz, deutsch geschrieben. Dann gab es in diesem Gebiet auch Priester, die in Kontakt mit den Vertriebenen standen. Deshalb hatte ich schon als Gymnasiast die Möglichkeit, in die DDR zu fahren und dort bei den sogenannten religiösen Kinderwochen mitzumachen. Weil ich schon ein bisschen Deutsch gesprochen hatte, ergab sich die Möglichkeit, gleich nach der Wende ein einjähriges Stipendium in Salzburg zu bekommen.

**Florian Schuller:** Und Österreichisch zu lernen.



**Klaus Unterburger:** „Das Bild von Jan Hus ist seit dem 19. Jahrhundert erinnerungsgeschichtlich immer mehr überfrachtet worden: Vorläufer der Demokratie, des Fortschritts, des Kommunismus und so weiter.“

**Bischof Tomáš Holub:** Das hört man, ja?

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Er hat einen Salzburger Dialekt.

**Bischof Tomáš Holub:** Dann habe ich einen Teil meiner Doktorarbeit in Hamburg geschrieben, am Institut für Theologie und Frieden, und darin den Kampf gegen den Terrorismus aus ethischer Sicht behandelt.

**Florian Schuller:** Professor Unterburger, wir haben vorhin über die Möglichkeiten kultureller Begegnungen gesprochen und stark auf Kult, Gottesdienst abgehoben. Wenn Sie in die Geschichte blicken, finden Sie da Anregungen, wie wir dies heute diessseits und jenseits der Grenze neu initiieren oder fundieren könnten?

**Klaus Unterburger:** Der Herr Bischof hat völlig zu Recht gesagt, dass unsere kulturellen Traditionen die Menschen interessieren. Die sind schon eine Chance, Glaube zu erschließen, oder überhaupt kulturellen Austausch zu eröffnen. Was selbstverständlich ist, nimmt man nicht wahr; solange man gesund ist, nimmt man es nicht wahr, bis man krank wird. So ist es auch mit dem Christentum. Das Christentum hat viel beim Stammesdenken, beim Denken an Grenzen überwunden. Das ist nicht selbstverständlich, sondern an einem bestimmten Ort weltgeschichtlich entstanden, vielleicht mit Ausnahmen und Ansätzen anderswo, aber ganz stark im christlichen Europa. Wenn das wegbreicht, wird man erst merken, was fehlt. Denn schon dem Christentum an sich wohnt eine kulturell verbindende Potenz und Dynamik inne. Das kann man in der Geschichte sehen und muss man pflegen.

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Da will ich gleich anknüpfen. Ein Hauptmoment

meiner Motivation für das Engagement in dieser Richtung ist die feste Überzeugung, dass das Christentum vor allem auch in seiner katholischen Ausprägung die beste Antinationalismus-Prophylaxe ist, die es gibt. Es war auch innerkirchlich nicht immer leicht. Blut ist zäher als Wasser, aber das Wasser der Taufe muss sich immer durchsetzen gegen die Zähigkeit des Blutes. Das heißt für mich, katholisch sein: alle Grenzen des bloß Nationalen zu überwinden, ohne deswegen in einem konturlosen Kosmopolitismus aufzugehen. Zum Menschen gehört eine besondere kulturelle Prägung, an einem Ort zu Hause zu sein, und gleichzeitig zu wissen, dass man nirgendwo anders ein Fremder ist. Das kann man in der katholischen Kirche wunderbar lernen. Insofern sehe ich unsere Partnerschaft paradigmatisch. Es gibt wahrscheinlich wenige Nachbarschaften, die eine so schwierige, auch mit so vielen Verletzungen verbundene Geschichte haben. Aber es gibt gleichzeitig kaum eine Partnerschaft, die so viel Verbindendes hat. Wenn wir das Verbindende stark machen, können wir auch die Verwundungen heilen und werden unserem Auftrag gerecht. Das ist meine tiefste Überzeugung. Überall dort, wo sich das zähe Blut durchgesetzt hat gegen das Wasser der Taufe, ist es in den Gräben gegangen, und das müssen wir in Zukunft verhindern.

**Florian Schuller:** Lassen sie uns zum Schluss ein paar Jahrhunderte zurückschauen. Es wurde auch Jan Hus erwähnt, was nicht anders geht, wenn man in die Geschichte Böhmens blickt. Es gibt Kunsthistoriker, die die These vertreten, dass die bekannte Physiognomie des heiligen Johannes Nepomuk bewusst jener des Jan Hus, soweit diese rekonstruierbar sei, angeglichen wurde. Und in den Neunziger Jahre hat Papst Johannes Paul II. die tschechischen Bischöfe ermuntert, erneut über Jan Hus nachzudenken. Gibt es vielleicht sogar

einen Weg, Jan Hus zur Ehre der Altäre zu erheben, beziehungsweise mit diesem Prozess zumindest langsam anzufangen? Wäre das auch eine Möglichkeit, die Geschichte Böhmens mit der Geschichte der Kirche wieder stärker zu verzahnen?

**Bischof Tomáš Holub:** Der heilige Papst Johannes Paul II. wollte, dass die tschechischen Bischöfe wirklich qualifiziert und gemeinsam mit den anderen Kirchen die Geschichte von Jan Hus studieren. Das wurde auch wirklich getan und war ein großer Schritt zur Versöhnung. Es wurde allerdings nicht über seine Heiligsprechung gesprochen. Ich habe mich während meines Studiums mehr als normal mit Jan Hus beschäftigt und kann mir nicht vorstellen, dass jemand, der in der Lehre der Kirche etwas so Schwieriges vertrat, heiliggesprochen wird. Persönlich war Hus ein frommer Mann und hatte sicher die besten Vorstellungen und Wünsche. Aber seine Lehre war falsch. Sicher ist er im Himmel, davon bin ich persönlich überzeugt, das wage ich als tschechischer Bischof zu sagen. Aber das hat nichts damit zu tun, jemanden zum Heiligen zu erheben.

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Der Bischof von Pilsen hat schon wunderbar dogmatisch geantwortet. Ich würde pastoraltheologisch antworten. Heiligsprechung ist keine Sache der Bischöfe, sondern des gläubigen Volkes. Die kirchliche Autorität bestätigt immer nur die Verehrung, die im Volke da ist. Eine solche sehe ich momentan nicht. Insofern ist die Frage sehr abstrakt.

**Klaus Unterburger:** Das Bild von Jan Hus ist seit dem 19. Jahrhundert erinnerungsgeschichtlich immer mehr überfrachtet worden: Vorläufer der Demokratie, des Fortschritts, des Kommunismus und so weiter. Dabei ist in der Forschung das eigentlich Theologische

etwas vernachlässigt worden. Bei ihm kommen zwei Strömungen zusammen. Das eine ist die tschechische Reformbewegung mit Konrad von Waldhausen und anderen, die natürlich katholisch waren. Sie stellten moralische Forderungen auf und wollten einen reinen Klerus. Und dann gibt es den englischen Einfluss von John Wyclif. In der theologiegeschichtlichen Forschung gibt es immer noch unterschiedliche Thesen. Ein belgischer Benediktiner, Paul de Vooght, hat gemeint, Hus würde einen radikalen Augustinismus vertreten, und das sei etwas anderes als bei Wyclif. Andere Forscher sagen das Gegenteil. Letztendlich ist Hus von einer Doppeldeutigkeit geprägt. Auch Heilige sind hartnäckig, aber Hus war schon richtig starsinnig. Ich selber mag da kein Urteil fällen, aber ein so ganz angenehmer Zeitgenosse war er wohl nicht; als Nachbarn hätte man ihn wohl nicht haben wollen.

**Florian Schuller:** Aber die anderen, die ihn auf den Scheiterhaufen gebracht haben, waren auch keine angenehmen Zeitgenossen.

**Klaus Unterburger:** Ja, das stimmt.

**Bischof Tomáš Holub:** Ich wollte nur eine ironische Bemerkung machen: Ich kenne auch einige Heilige, bei denen man nicht unbedingt der Nachbar sein möchte.

**Bischof Rudolf Voderholzer:** Das ist oft verwandt, das ist schon richtig.

**Florian Schuller:** Schließen wir mit dieser tröstlichen Erkenntnis, dass sich Starsinn sogar mit Heiligkeit verbinden lässt. Vielen Dank, Bischof Rudolf, Bischof Tomáš, Professor Unterburger, für einen hochinteressanten Ausflug in die Vergangenheit, die Berichte über die Gegenwart und den Ausblick in die Zukunft. □



**Bischof Rudolf Voderholzer:** „Wenn ich beobachte, dass wie bei einem Reißverschluss die Wallfahrten von diessseits der Grenze und jenseits ineinanderfließen, dann ist das für mich Kultur.“

# Ein Akademiegespräch zu „Kirche und Staat“

14. Juli 2017, Schloss Herrenchiemsee/Insel Frauenwörth

**Florian Schuller:** Zu Beginn zwei persönliche Fragen. Herr Kardinal, bei Ihrer Vita spielen Politik und Katholische Soziallehre immer eine große Rolle. Ihre Doktorarbeit behandelte sogar die Möglichkeiten und Grenzen einer soziologischen Betrachtungsweise der Kirche. Und in Interviews mit Ihnen habe ich manchmal gelesen: Wenn nicht Priester, wären Sie gerne Politiker geworden. Was hätte Sie als Politiker gereizt?

**Kardinal Reinhard Marx:** Na, ich habe mich ja bewusst anders entschieden.

**Florian Schuller:** Aber es muss ja ein gewisser Reiz dagewesen sein?

**Kardinal Reinhard Marx:** Ja, aber nicht so stark, dass ich es wirklich hätte tun wollen. Ich bin in einem diskussionsfreudigen Elternhaus groß geworden. Mein Vater war Gewerkschafter und Betriebsrat, immer progressiv eingestellt. Im Umfeld meiner Verwandtschaft aus Landwirten bezog er eine andere Perspektive. Wir haben gestritten, wir haben diskutiert über die Nachrichten, über die Politik. Insofern ist mir das in die Wiege gelegt. Und später wurde ich vom Erzbischof von Paderborn gefragt: Würden Sie sich im Feld der Katholischen Soziallehre spezialisieren? Da habe ich sehr schnell Ja gesagt. Als Student hatte ich allerdings stärker den Traum, Augustinus zu erforschen oder die Kirchenväter insgesamt. Aber als dann diese Anfrage kam, habe ich mich an meinen Vater erinnert und gedacht, das ist eigentlich doch der richtige Weg für mich.

**Florian Schuller:** Herr Präsident, wenn man Jura studiert, hat man nachher ganz verschiedene berufliche Möglichkeiten. Gab es bei Ihnen auch einen zweiten Schwerpunkt oder eine Motivation jenseits des Jurastudiums?

**Andreas Voßkuhle:** Wenn man jung ist, hat man viele Dinge im Blick. Ich bin allerdings durch meinen Vater, der Verwaltungsjurist war, von Anfang an mit Rechtsfragen konfrontiert worden. Er war als junger Ministerialrat zuständig für die Neugliederung von Nordrhein-Westfalen. Ich fand das spannend. Eine Alternative für mich wäre Architekt gewesen. Architektur interessiert mich noch heute sehr. Damals waren die Architekten allerdings bettelarm. Ich dagegen wollte in der Lage sein, mit dem, was ich verdiene, mein Leben zu fristen. Insofern habe ich den – jedenfalls aus damaliger Perspektive – nahrhafteren Beruf gewählt.

**Florian Schuller:** Ihre Doktorarbeit „Rechtsschutz gegen den Richter – Zur Integration der Dritten Gewalt in das verfassungsrechtliche Kontrollsystem vor dem Hintergrund des Art. 19 Abs. 4 GG“ behandelt die Freiheit des Einzelnen, genauso wie Ihre Augsburger Habilitationsschrift über „Das Kompensationsprinzip – Grundlagen einer prospek-



Fotos (12): Robert Kiderle

*Diskutierten auf dem Podium im historischen Bibliothekssaal des ehemaligen Augustiner-Chorherrenstifts auf Herrenchiemsee: Kardinal Reinhard*

*Marx, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Verfassungsgerichtspräsident Prof. Dr. Andreas Voßkuhle (v.l.n.r.).*

tiven Ausgleichsordnung für die Folgen privater Freiheitsbetätigung“. Zweimal also das Thema Freiheit. Und auch Sie, Herr Kardinal, nehmen mit Ihrem bischöflichen Wahlspruch aus dem Zweiten Korintherbrief die Freiheit in den Blick: „Ubi spiritus domini, ibi libertas – Wo der Geist des Herrn herrscht, da ist Freiheit“. Sie haben einmal gesagt: Mit diesem Wort wollte ich deutlich machen, dass Freiheit das wesentliche Thema unseres Glaubens ist. In der modernen Welt wurde dem Glauben ja unterstellt, dass er mit einem Freiheitsverlust einhergeht. Aber das Gegenteil ist der Fall. Was verstehen Sie beide unter Freiheit? Was treibt Sie an, das Thema Freiheit voranzubringen?

**Andreas Voßkuhle:** Freiheit ist die Grundlage unserer Gesellschaft. Wir verstehen die Ordnung des Grundgesetzes als Freiheitsordnung. Dabei muss die Freiheit des Einzelnen immer mit der Freiheit des anderen kompatibel sein. Deshalb hört auch die Aufgabe nie auf, diese Freiheitsordnung mit Leben zu erfüllen. Es wird immer wieder Phasen geben, in denen sie in Frage gestellt wird. Ich empfinde es heute gerade in meiner Funktion als Präsident des Bundesverfassungsgerichts als die schönste Aufgabe, alles dafür zu geben, diese Freiheitsordnung zu verteidigen. Deshalb ist es auch wichtig, dass wir hier zusammenkommen und darüber prospek-

ten, denn wir sind es mittlerweile gewohnt, in einer freien Gesellschaft zu leben. Die Bundesrepublik hat insofern eine wunderbare Entwicklung genommen. Das war nicht unbedingt so absehbar, als man hier auf Herrenchiemsee 1948 beim Verfassungskonvent über die künftige Ordnung nachdachte. Aber eines war damals bereits klar: Den Mittelpunkt dieser Ordnung muss der einzelne Mensch bilden. Deshalb wird die Menschenwürde schon am Beginn des Grundgesetzes aufgerufen: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Damit verbunden ist, dass ich den Anderen immer als Freien und Gleichen betrachte und alle Regeln des Grundgesetzes in diesem Geist auslege. Dafür müssen wir immer wieder eintreten. Wir sehen jetzt gerade in anderen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union, die uns sehr verbunden sind, etwa in Polen oder Ungarn, wie die Freiheit langsam abgebaut wird: nicht nur im Fall der Presse, auch bei der Justiz. Wenn Sie heute durch Warschau gehen, ist die Situation eine andere als noch vor fünf Jahren. Insofern sind wir immer wieder aufgefordert, für die Freiheit zu kämpfen.

**Kardinal Reinhard Marx:** Die Freiheit hängt zusammen mit der Würde des Menschen. Da kann ich gut an Herrn Voßkuhle anschließen. Für uns Christen ist sie auch Ausdruck des christlichen Menschenbildes. Die Frei-

heit ist ganz eng verbunden mit der Gottebenbildlichkeit. Wir sind ja nicht Bild Gottes, weil wir zwei Füße haben oder zwei Ohren oder zwei Augen, sondern weil wir frei und verantwortlich sind, teilhaben an der schöpferischen Freiheit Gottes, die bei uns natürlich eine menschliche, geschöpfliche ist. Aber ohne Freiheit gibt es keine wirkliche Würde des Menschen. Paul Kirchhof, einer der früheren Verfassungsrichter, hat einmal sinngemäß gesagt: Das Grundgesetz ist wie ein Baum, die Wurzeln dieses Baumes sind stark geprägt vom christlichen Menschenbild, von der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Die Freiheit ist die Möglichkeit, sich zu entscheiden, sich zu binden, sich zu engagieren, Verantwortung zu übernehmen. Das ist der wesentliche Ausdruck des christlichen Menschenbildes. Deswegen war mir wichtig, dass man die Freiheit nicht als etwas sieht, das von der Kirche bekämpft wird.

Der Wurzelgrund unserer Verfassung ist also stark geprägt vom christlichen Menschenbild. Wir sehen natürlich den Baum, Artikel 1 Grundgesetz, und was daraus folgt. Aber die Frage bleibt: Kann der Baum auch ohne die Wurzeln sein? Oder wo sind die Wurzeln weiterhin kräftig? Gibt es andere Wurzeln, andere Quellen, die den Baum tragen können? Das ist eine der wichtigsten Voraussetzungen, wenn wir darüber nachdenken, wie eine moderne, freie,



*Pontificalgottesdienst in der Klosterkirche Frauenwörth mit Kardinal Marx (2.v.l.). Es konzelebrierten (v.l.) Inselpfarrer Msgr. Konrad Kronast,*

*Akademiedirektor Florian Schuller und Abtpräses Jeremias Schröder OSB von Sankt Ottilien.*

offene, globale Gesellschaft zukunftsfähig wird. Und da sollte sich die Kirche mit engagieren. Es geht darum, dass die Freiheit ein Projekt von Dauer ist, nicht nur eine Episode in der Menschheitsgeschichte, die dann wieder vorbei ist, wenn sich andere, autoritäre Strukturen oder Staatsgebilde durchsetzen. Wir müssen zeigen, auch aus christlicher Perspektive, dass eine freie, offene Gesellschaft, in der sich jeder in Freiheit für das Gute entscheiden kann, der Weg ist, der von der Kirche mitbefeuert werden muss. Aber es ist mühsamer geworden, das zu begründen und durchzusetzen.

**Florian Schuller:** Kommen wir zu den Wurzeln. Herr Präsident, bei einem Vortrag in der Siemensstiftung haben Sie das Grundgesetz als „Verfassung der Mitte“ definiert und dabei das Verhältnis Kirche-Staat als „offene Neutralität“, als Fluchtpunkt einer dynamischen Mitte, die keine statische ist, und als positive Grundhaltung gegenüber der religiösen Pluralität. Dem kann ich in vielen Punkten natürlich zustimmen: Garantie der Binnenpluralität der weltanschaulichen religiösen Diskussion, Sicherung des Gesprächsrahmens, Ermöglichung kritischer Auseinandersetzung, radikale Bestrebungen in die Schranken weisen.

Aber es bleibt die Frage: Die Wurzeln dieser Grundhaltung, kommen diese beim Begriff der „offenen Neutralität“ auch zum Tragen, oder bedeutet „offene Neutralität“ nur die Ermöglichung eines weltanschaulichen Disputs verschiedener Gesprächspartner?

**Andreas Voßkuhle:** Vielen Dank dafür, dass Sie mir die Möglichkeit geben, auf das Konzept einer Verfassung der Mitte einzugehen. Dahinter stehen die DNA des Grundgesetzes und ein Teil unserer kulturellen Herkunft. Dazu zählt auch in erster Linie das Christentum. Es ist aber nicht statisch aufgefangen und nicht im Konzept einer Staatskirche aufgegangen, nicht als Konzept einer dominanten Unterstützung, sondern einer wohlwollenden Neutralität. Wenn Sie versuchen, dieses Konzept einer Richterkollegin, einem Richterkollegen aus dem Ausland klar zu machen, wird das relativ schwierig. Entweder man ist neutral oder man ist nicht neutral. Was heißt „wohlwollend neutral“? Wohlwollend neutral heißt, dass wir uns aufgrund unserer christlichen Wurzeln als Staat mit der Kirche nicht identifizieren. Wir dürfen nicht sagen: Das ist die Religion, die wir privilegieren. Aber wir ermöglichen Religion, wir versuchen, Räume zu schaffen, in denen Religion lebendig sein kann, in denen unsere Wurzeln leben können.

Dieses Konzept ist zwar relativ schwierig und anspruchsvoll, aber es umfasst besonders gut die historische Bedingtheit des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Wir hatten zum Ende des Ersten Weltkriegs eine Situation, bei der nicht klar war, welche Rolle die Kirchen spielen, und wie es insbesondere mit den evangelischen Landeskirchen weitergehen würde. Man hat dann in der Weimarer Reichsverfassung einen Kompromiss entwickelt. Dieser stellte sich folgendermaßen dar: Es gibt keine Staatskirche, aber es gibt die Möglichkeit, sich in der Kirche als Körperschaft des öffentlichen Rechts zu betätigen, es gibt eine Binnenpluralität, ein Selbstbestimmungsrecht. So hat man ein recht komplexes Gefüge entwickelt.

Die Leistung, die dahinter steckt, wurde erst klar, als man in Herrenchiemsee wieder über die Verfassung nachgedacht hat. Es gab durchaus laizistische Bestrebungen, aber auch solche hin zu einer stärkeren Dominanz



*Nicola Heckner aus Breisach trug den Text der Lesung vor.*



*Kardinal Reinhard Marx: „Als Student hatte ich allerdings stärker den Traum, Augustinus zu erforschen oder die Kirchenväter insgesamt.“*

der Kirchen. Schlussendlich kam es zu Artikel 140 Grundgesetz. Man sagte: Wir übernehmen den Kompromiss aus der Weimarer Reichsverfassung und werden ihn in der Bundesrepublik mit neuem Leben erfüllen. Das haben wir geschaffen und jetzt müssen wir dafür sorgen, dass diese kulturelle Besonderheit auch vor dem institutionellen Hintergrund einer Europäischen Union nicht verloren geht. Aber was das bedeutet, kann man nur nachvollziehen, wenn man in Deutschland sozialisiert wurde und weiß, wie viele Kämpfe zwischen den beiden Kirchen und zwischen Kirchen und Staat ausgetragen wurden.

Das ist in Bayern nicht so dominant gewesen, wie etwa in Ost-Westfalen, wo ich herkomme. Mein Vater hat mir einmal erzählt, dass er sich als junger Mann im Regierungspräsidium Detmold vorstellen musste, und der Regierungspräsident sagte: „Herr Voßkuhle, sagen Sie mal, das darf ich jetzt eigentlich nicht fragen, spielt auch eigentlich keine große Rolle, aber sind Sie eigentlich katholisch oder evangelisch?“ Und mein Vater sagte, er sei evangelisch. Dann der Regierungspräsident: „Ach, das ist gut, sonst hätten wir Sie nicht genommen.“ Das war die Situation früher, und nur im Verhältnis einer wohlwollenden Neutralität hat sich die Lage so entspannt, dass wir heute gut miteinander umgehen können.

**Florian Schuller:** Herr Kardinal, reicht offene Neutralität?

**Kardinal Reinhard Marx:** Was wir speziell in Deutschland erlebt haben und weiter erleben, ist für die Kirche eine große Chance und Möglichkeit, diese offene Gesellschaft positiv zu gestalten. Das hat mit dazu geführt, dass wir als Kirchen mit der freien und pluralen Gesellschaft besser umgehen können als vielleicht in anderen Ländern, wo ein stark laizistischer Staat die Kirche mehr oder weniger in den privaten Raum drängen will. Aber ein Spezifikum des Verhältnisses von Staat und Kirche ist nicht nur in Deutschland zu fassen, es hat typologisch mit dem Christentum zu tun. Manche Theoretiker haben gesagt, auch die Spannung zwischen Kirche und Staat, vom Mittelalter angefangen, sei ein Teil der Freiheitsgeschichte, die auch darin besteht, dass es eine Institution gibt, die den Staat begrenzen will.

Es ist zwar noch nicht individuelle Freiheit in unserem Sinn, aber deren Anfang, wenn dem Staat gesagt wird: Du hast Grenzen, jenseits derer du nichts zu sagen hast.

Wir haben natürlich als Kirche sehr viel Nachholbedarf im Blick darauf, was Demokratie bedeutet. Aber es bleibt ein ganz wichtiger Punkt: Eine offene Gesellschaft muss nicht wertindifferent sein, sie ist zwar neutral gegenüber den Religionen, aber wohlwollend religionsfreundlich, und der Staat ist nicht identisch mit der Gesellschaft. Wohlwollende Haltung des Staates bedeutet dann: Ihr, die Kirchen, die Religionen seid ein wichtiger Partner für uns; wir schreiben niemandem vor, was er glauben soll, aber es gehört mit dazu und ist gut für alle, dass Religion lebendig, kräftig im Gemeinwesen präsent ist. Eine solche Haltung, das sage ich auch in Europa meinen bischöflichen Kollegen, macht es der Kirche leichter, die offene Gesellschaft, die manche nicht so einfach zu akzeptieren scheinen, zu akzeptieren und zu sagen: Ja, in einer solchen Gesellschaft wollen wir leben.

**Andreas Voßkuhle:** Vielleicht darf ich noch einen Aspekt hinzufügen. Schauen Sie auf die Entwicklung in der Türkei. Sie war ursprünglich sehr stark

geprägt durch den Islam, und dann haben der Kemalismus und Atatürk dafür gesorgt, dass ein extrem laizistisches System etabliert wurde. Was ist das Resultat? Eine Radikalisierung des Glaubens und eine Auflösung dieses laizistischen Systems von innen.

Unsere Lösung ermöglicht es eher, Staat und Kirche, Freiheit und Pluralität, als gemeinsames Konzept zu entwickeln. Und das ist eindeutig ein Erfolgsmodell. Leider wird es häufig lediglich als deutscher Sonderweg beschrieben, der sehr viel mit den Erfahrungen aus dem Dreißigjährigen Krieg zu tun habe.

Anderes Beispiel: Frankreich hat sich verfassungsrechtlich für den Laizismus entschieden. Auch dort lassen sich Religionskonflikte aber nicht vermeiden, etwa wenn die überwiegend katholisch sozialisierten Bürgerinnen und Bürger auf der Straße gegen bestimmte „laizistische“ Gesetzgebungsvorhaben demonstrieren. Umgekehrt ist in England die Lage der anglikanischen Staatskirche ebenfalls nicht sehr erfreulich, weil sie sich in ihrer staatlichen Umfasstheit offensichtlich nicht gut entwickeln konnte. Deshalb plädiere ich dafür, dass wir unser Modell der wohlwollenden Neutralität ein bisschen offensiver durchaus auch im europäischen Raum vertreten.

**Kardinal Reinhard Marx:** Ich würde noch darüber hinausgehen. Wenn wir uns vor Augen führen, dass 80 bis 90 Prozent der Menschen auf der Welt religiös geprägt sind, dann ist es eigentlich nicht mehr vorstellbar, dass ein Modell für die Mehrzahl der Menschen wirklich akzeptabel sein soll, das Religion zur Privatsache erklärt oder jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit sichtbar werden und keine gesellschaftliche Kraft entfalten lassen will. Das können Sie vergessen, das wird nicht möglich sein. Deshalb müssten wir häufiger und deutlicher sagen, dass die Demokratie der Zukunft weder eine radikal laizistische sein wird, noch eine Staatskirche, sondern eine, in der die verschiedenen gesellschaftlichen und religiösen Kräfte wertgeschätzt werden. Und wo zudem eine kulturelle Prägung hineingetragen wird in das Gemeinwesen. Das ist die Zukunftsidee.

**Florian Schuller:** Herr Präsident, wie sehen Sie die Entwicklung beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte? Geht die in jene Richtung, die Sie und der Herr Kardinal eben angesprochen haben?

**Andreas Voßkuhle:** Schwierige Frage! Sagen wir mal so, es fällt im Augenblick auf, dass beide Gerichtshöfe, also der Straßburger Gerichtshof für Menschenrechte ebenso wie der Europäische Gerichtshof stärker laizistisch denken und Schwierigkeiten haben, die besondere kulturelle Prägung des Verhältnisses von Staat und Kirche bei ihrer Rechtsprechung zu etablieren. Ich habe aber die Hoffnung, aufgrund der Entwicklung der letzten zwei, drei Jahre, bei der das Bundesverfassungsgericht durchaus beteiligt war, und vieler Gespräche, die wir führen, dass die Sensibilität für kulturelle Besonderheiten gewachsen ist. Europa ist ja nicht deshalb stark als Einheit, weil es alles gleich macht, sondern weil es vielfältig ist, weil wir unendlich viel an unterschiedlicher kultureller Prägung besitzen. In den letzten Jahrzehnten stand der Aspekt der Einheitsbildung vielleicht zu stark im Vordergrund und nicht so sehr die Wertschätzung der Vielfalt. Das hat sich auf die Gerichte übertragen.

Im Verhältnis der Gerichte untereinander geht es daher darum, deutlich zu



**Andreas Voßkuhle:** „Eine Alternative für mich wäre Architekt gewesen. Architektur interessiert mich noch heute sehr.“

machen, dass wir einerseits einen gemeinsamen Standard haben, den man auch nicht unterschreiten darf, dass es andererseits aber kulturelle Besonderheiten gibt, die man berücksichtigen muss. Und dazu gehört in Deutschland ganz bestimmt das spezifische Konzept der wohlwollenden Neutralität zwischen Staat und Kirche, genauso wie unsere Sensibilität etwa beim Datenschutz. Auch in Fragen der Menschenwürde sind wir aufgrund unserer Geschichte etwas sensibler. Es gibt andere Mitgliedsstaaten der EU, die haben beispielsweise mit Methoden wie Waterboarding kein Problem. Wir haben damit ein Problem, und zwar zu Recht. Das müssen wir in einem europäischen Miteinander deutlich machen können, und dazu müssen die Gerichte ihren Beitrag leisten.

**Kardinal Reinhard Marx:** Vielleicht müssen wir als Kirche auch versuchen, deutlich zu machen, dass das Verhältnis bei uns keine Privilegierung der Kirche bedeutet, was nicht immer leicht fällt. Wir müssten deutlicher nachvollziehbar erklären, warum dieses Verhältnis für alle und nicht nur für die Kirche besser ist. Manchmal erscheinen die Diskussionen auch in den aktuellen Debatten nur so, als ob sich die Kirche durchsetzen wolle. Sie haben gerade ein paar Punkte wie Menschenwürde genannt, die nicht unbedingt kirchliche Themen sind, sondern bei denen es um das Menschenbild geht, um Grundlagen, die uns alle angehen.

**Florian Schuller:** Herr Kardinal, Sie haben eben vom Lernprozess auf Europa-Ebene gesprochen, wie schaut es mit



Das Verfassungszimmer im ehemaligen Augustinerchorherrenstift.



Josef Auster Mayer (2.v.l.), Vorstand der Schlösser- und Gartenverwaltung Herrenchiemsee, führte Alois Glück, früher Landtagspräsident und dann Präsident des Zentralkomitees der

deutschen Katholiken, Florian Schuller, Andreas Voßkuhle und Kardinal Marx durch das Museum mit dem Verfassungszimmer.

dem Lernprozess Ihrer europäischen bischöflichen Mitbrüder aus?

**Kardinal Reinhard Marx:** Die Bischöfe sind wie die Gerichte eingebunden in ihre Gesellschaften, genauso wie es Herr Voßkuhle von den europäischen Gerichten erläutert hat. Und des-

halb sind Bischöfe eben manchmal antilaizistisch geprägt, erst recht, wenn sie den Kommunismus erlebt haben oder aus kleineren Ländern stammen, die sehr stark um ihre Identität ringen. Ich versuche immer, Verständnis zu wecken für die Unterschiedlichkeit auch der kirchlichen Wahrnehmung in den Län-

dern und dafür, dass nicht alle so denken wie wir. Es gibt unterschiedliche Prägungen, aber natürlich auch Standards: das Kirchenrecht, die Theologie, das Neue Testament. Wir können die Kirche schließlich nicht selber erfinden und auch die Menschenwürde nicht.

Es ist aber nicht ganz einfach, in einer offenen, freien Gesellschaft zu leben. Auch wir haben es mühsam gelernt, Schritt für Schritt, wenn Sie nur an die Debatten der 50er Jahre zwischen Kirche und Staat beziehungsweise der Öffentlichkeit denken. Deshalb sollten wir auch mit anderen Ländern Geduld haben. Da kann es auch Rückschläge geben. Aber wir müssen uns gegenseitig helfen, denn eine Alternative zu einer wirklich wertebundenen, aber offenen, freien Gesellschaft ist nicht erkennbar. Und wir als Kirche haben die Verpflichtung, aus theologischen wie sozialem Gründen, für die Freiheit einzustehen und nicht Unfreiheit zu befördern.

**Florian Schuller:** In dieser Runde muss selbstverständlich das berühmte Böckenförde-Zitat aus dem Jahr 1964 eingebracht werden: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“ Nochmals zurückgefragt, Herr Präsident: Diese Voraussetzungen des freiheitlichen, säkularisierten Staates, beziehungsweise des, im Sinne von Jürgen Habermas, postsäkularen Staates – welche sind das?

**Andreas Voßkuhle:** Ich bin mit diesem Diktum groß geworden. Herr Böckenförde hat lange in meiner Bibliothek im Institut für Staatswissenschaft und Rechtsphilosophie in Freiburg gesessen und seine letzte Rechtsphilosophie als emeritierter Professor dort geschrieben. Wir haben uns viel ausge-

tauscht. Ich bin mir nicht so ganz sicher, ob der Satz richtig ist, weil er nämlich genau das nicht aufnimmt, was wir eben besprochen haben. Der Staat kann die Dinge vielleicht nicht garantieren, aber er kann sie ermöglichen, er kann einen Rahmen schaffen, in dem sie sich entfalten können, und er kann aufnehmen, was seine Wurzeln sind. Im Grundgesetz haben wir eine Präambel, die Gott nennt – keine Invocatio, sondern eine Nominatio, mit der wir die Wurzeln einbeziehen und sie zu einem Teil unseres verfassungsrechtlichen Versprechens machen. Diese Präambel ist Menschenwerk – das Volk hat sich eine Verfassung gegeben. Deshalb reicht ein bloßer Verweis auf einen vorstaatlichen Bereich nicht aus. Der sich ausbildende moderne Staat, zunächst im aufgeklärten Absolutismus, war eben auch in der Lage, wenn er gut organisiert war, die unterschiedlichen Wurzeln aufzunehmen und zu integrieren. Deshalb möchte ich mir auch keinen Staat vorstellen, der sich um die kulturellen Voraussetzungen nicht kümmert und nicht versucht, sie zu ermöglichen. Das ist jedoch ein bisschen der Subtext, der in der berühmten Formulierung mit-schwingt und mir nicht so gefällt.

**Florian Schuller:** Ihre Position, Herr Kardinal?

**Kardinal Reinhard Marx:** Da kann ich durchaus mitgehen, weil es eine positive Kritik ist. Aber ein bisschen mehr können wir schon vom Staat erwarten. Zum Beispiel, eben diesen Möglichkeitsraum zu eröffnen. Er kann ihn nicht produzieren, auch die Kirche kann nicht einfach Werte produzieren. Kultur entsteht in jedem persönlichen Leben, in der Familie, in der Erziehung, in den unzähligen Einzelhandlungen des Menschen. Werte sind jedenfalls nicht einfach irgendwo abgelagert und plötzlich da. Sie können nur existieren, wenn Menschen sie überzeugend leben. Der Soziologe Hans Joas hat darauf hingewiesen: Werte und Überzeugungen entstehen, wenn zwei Punkte zusammenkommen. Der eine ist eine starke Erfahrung, dass ich wirklich ein Gefühl für etwas Großes habe, und der andere ist der Interpretationsrahmen. Da können die Kirchen natürlich eine Menge tun. Wir haben die biblischen Geschichten, den christlichen Glauben, und im Rahmen dieser Erzählgeschichte vollzieht sich unser Leben, und wir erkennen: Das ist gut und das böse, das ist richtig und das ist falsch, das ist der Sinn meines Lebens und das nicht. Genau dieser Prozess ist mit dem Satz von Böckenförde gemeint, dass ihn der Staat nicht machen kann. Aber er kann zum Beispiel fördern, dass Familie da ist. Deswegen gibt es den Artikel „Schutz von Ehe und Familie“. Er kann freie Assoziationen fördern, Vereine, Subsidiarität – alles notwendige Voraussetzungen für ein lebendiges Gemeinwesen.

**Florian Schuller:** Auf der gleichen Seite, auf der das berühmte Zitat steht, werden die Aufgaben von Erziehung und Bildung betont, die der Staat zu fördern habe. Herr Präsident, was verbirgt sich für Sie hinter dem Satz „Der Staat ermöglicht“? Ermöglicht er nur die Reflexion auf die eigenen Wurzeln? Das wäre in einem freiheitlichen Staat selbstverständlich. Aber reicht es aus, ist es nicht zu wenig?

**Andreas Voßkuhle:** Naja, so selbstverständlich ist das nicht. Wir sind da in einem schwierigen Bereich und müssen versuchen, den Raum zwischen dem Identifikationsverbot des Staates mit der Kirche und der Ermöglichung seiner Zugewandtheit zu beschreiben.



**Andreas Voßkuhle:** „Freiheit ist die Grundlage unserer Gesellschaft. Wir verstehen die Ordnung des Grundgesetzes als Freiheitsordnung.“

Ermöglichung bedeutet zum Beispiel der Körperschaftsstatus. Der ist eine erst mal sehr juristische Form: Da gibt es eine juristische Person, die bestimmte Vorteile hat, steuerrechtlich, haftungsrechtlich, von der Art und Weise, wie sie integriert werden kann, wie man mit ihr arbeiten kann. Dadurch sind die beiden großen christlichen Kirchen, aber auch andere Religionskörperschaften, ansprechbar und handlungsfähig im Gemeinwesen. Wir sehen an den Schwierigkeiten, islamische Gruppen zu integrieren, was dieser Körperschaftsstatus an Ermöglichung bedeutet. Hinter dem, was auf den ersten Blick sehr technisch wirkt, verbirgt sich also sehr viel: eine lebendige Kirche.

Mit dem Körperschaftsstatus ist zum Beispiel auch das sogenannte Privilegienbündel gekoppelt, wodurch die Kirchen in der Lage sind, Kirchensteuer einzuziehen. Dass sie wiederum mit einem Vertrag regeln können, dass die Finanzämter des Staates für die Kirchen diesen Dienst verrichten, hängt ebenfalls mit dem Körperschaftsstatus zusammen. Also eine sehr juristische Konstruktion, die zunächst niemanden „vom Stuhl reißt“, aber für den Alltag der Kirchen von zentraler Bedeutung ist. Das sind die Möglichkeitsräume, die der Staat schaffen kann. Es gibt viele andere Bereiche, gerade im Bereich der Diakonie, der Caritas, bei denen der Staat eine lebendige Kirche ermöglicht, indem er kooperiert, unterstützt, Subventionen gibt und sagt: Wenn ihr Aufgaben übernehmt, die teilweise unsere Aufgaben sind, dann beteiligen wir uns daran; aber wir erkennen auch an, dass ihr etwa in einer Schule, die glaubensgebunden ist, natürlich euren Glauben leben wollt. Der Staat identifiziert sich nicht, aber er ermöglicht.

**Florian Schuller:** Diese Möglichkeiten reißen zwar uns nicht vom Hocker, weil wir sie als selbstverständlich nehmen, aber zum Beispiel doch immer wieder die Kritik konfessionsfreier, glaubensfreier, atheistischer Zeitgenossen auf sich ziehen. Wie schätzen Sie entsprechende gesellschaftliche Trends ein, die die bisherigen Positionen der Kirchen doch deutlich in Frage stellen?

**Andreas Voßkuhle:** Was die beiden großen Kirchen angeht, sehe ich im Moment wenig Probleme. Es gibt ein

paar Dinge, über die könnte man noch sprechen, das kirchliche Arbeitsrecht und vielleicht Fragen der Symbolik. Aber die großen Schlachten sind hier geschlagen. Interessant ist, ob wir es schaffen, andere religiöse Gruppen in dieses Konzept mit zu integrieren und zwar positiv. Freiheit, das hat mir eben bei Kardinal Marx sehr gut gefallen, ist auch immer Verantwortung. Wenn wir islamische Glaubensgemeinschaften integrieren wollen, dann wollen wir auch, dass sie Verantwortung für unser Gemeinwesen übernehmen. Dafür müssen wir eine Form finden, aber wir müssen auch dafür sorgen, dass unsere eigene Identität sichtbar bleibt, und wir nicht in einem großen „Kuddelmuddel“ oder „Anything Goes“ enden, sondern dass auch Differenzen deutlich werden.

**Florian Schuller:** Differenzen zwischen?

**Andreas Voßkuhle:** Zwischen den Glaubensgemeinschaften. Diese Differenzen dürfen nicht überspielt werden, und der Staat hat die Aufgabe, mit den Mitteln des Rechts als wohlwollender Schiedsrichter diese Auseinandersetzung zu begleiten und im Sinne der wohlwollenden Neutralität Möglichkeiten und Formen zu schaffen, in denen eine solche Verantwortungsübernahme, eine solche Integration möglich sind.

**Kardinal Reinhard Marx:** Hier kommt natürlich ein Problem auf, seitdem wir eben nicht nur Christen in unserem Land haben: Kann der Staat, wie im alten Römischen Reich der Antike, zwischen religio licita und illicita, erlaubter und nicht erlaubter Religion, unterscheiden? Als die Diskussionen über das Kopftuch begannen, habe ich zunächst geschluckt und mich gefragt, was da langfristig auf uns zukommt. Man denkt ja immer: Haben wir nachher einen Staat, der beschließt, was gute und was weniger gute Religion ist? Könnte uns das auch einmal treffen?

Ich gebe Ihnen recht, für die beiden christlichen Kirchen ist das augenblicklich kein Thema. Aber ich stelle fest, Religion ist kein einfacher Begriff. Und was wir in unserem Land erreicht haben mit der wohlwollenden Neutralität, ist sehr stark am Christentum orientiert. Muslime sagen zu mir: Herr Kardinal, wir wollen gar keine Kirche sein. Das



**Frage an Kardinal Reinhard Marx:** „Was hätte Sie als Politiker gereizt?“

heißt, unsere Vorstellung von Religion ist geprägt von der christlichen Kirche, mit der man Verträge macht, die eine Körperschaft des Öffentlichen Rechts ist, die eine reflektierte Theologie hat, die auf wissenschaftlichem Niveau an Universitäten gelehrt wird. Ich will die anderen Situationen auch gar nicht bewerten, das steht mir nicht zu als Kardinal und Bischof. Ich stelle nur eine Schwierigkeit fest, wenn der Staat eine wohlwollende Neutralität gegenüber der Religion betont, aber Religion diffuser wird. Über diese Herausforderung müssen wir diskutieren. Wir wollen natürlich nicht als christliche Kirchen, wenn jetzt der Religionsbegriff offener wird, unter das bisherige Niveau der Staat-Kirche-Beziehung gehen. Das würde zu einem Verlust unserer Identität und zu neuen Aggressionen oder Spannungen führen. Aber es ist eine delicate Aufgabe.

Das Staatskirchenrecht ist keineswegs überholt. Der Staat kann durchaus sagen, hier sind Religionsgemeinschaften, die aus unserer Erfahrung einen großen Beitrag leisten, mit ihnen unter-

halten wir ein besonderes Verhältnis. Das bedeutet keine Diskriminierung anderer Religionen, denn wenn diese dem Staat zeigen, dass auch sie einen ähnlichen Beitrag leisten und die Kriterien erfüllen, kann in Zukunft eine ähnliche Rechtsform gelten. Im Augenblick kann ich das nicht erkennen. Die jetzige Situation stellt deshalb den Staat und die Gerichte vor die Frage, wie mit diesen Religionen umzugehen ist. Das wird eine große Herausforderung bleiben.

**Florian Schuller:** Und nicht nur mit den Religionen, sondern mit den Nichtglaubenden, mit den Konfessionsfreien. Es gibt ja durchaus aus diesen Kreisen die Anfragen nach Präsenz zum Beispiel in der Militär- oder Krankenhausesel-sorge.

**Kardinal Reinhard Marx:** Man darf aber einmal sachlich auf die Zahlen schauen. Die Humanistische Union bekommt auch Zuwendungen vom Staat und hat relativ wenige Mitglieder. Man kann ja nicht sagen: Ich vertrete alle Konfessionslosen.



Zwei Inseln im Chiemsee waren der Ort der Jubiläumsveranstaltung für das Erzbistum München und Freising. Auf der Überfahrt von der Herren- zur

Fraueninsel: Abtpräses Jeremias Schröder OSB, Schwester Gisela Happ OSB aus der Abtei Elbingen und Alois Glück.



Bei der Ankunft auf Frauenchiemsee: Inge Broy, theologische Referentin von Kardinal Marx, und Oberlandesgerichtspräsident Dr. Christoph Strötz

(vorne), die Medizinerin Dr. Sibylle von Bibra, gefolgt vom Erzbischof, verlassen das Schiff.



**Frage an Andreas Voßkuhle:** „Bedeutet ‚offene Neutralität‘ nur die Ermöglichung eines weltanschaulichen Disputs verschiedener Gesprächspartner?“

**Florian Schuller:** Auch Sie sehen da kein Problem, Herr Präsident?

**Andreas Voßkuhle:** Nein. Es ist nicht meine Aufgabe, dazu Ratschläge zu erteilen. Aber ich glaube, die Kirchen können ganz entspannt sein. Dass es Gruppen gibt, die das anders sehen und sich sehr aktiv einmischen, führt manchmal zu schwierigen Fragen. Der Erste Senat hatte die Frage zu klären, wie denn der Karfreitag geschützt werden kann. Wenn es sich eine Humanistische Union zum Ziele setzt, den Tag, den andere als höchsten Feiertag still begehen wollen, zu stören beziehungsweise dort ein Tanzfestival zu veranstalten, führt das zu Rechtsproblemen. Die müssen wir dann lösen. Aber das kriegen wir hin, da können Sie uns vertrauen.

**Florian Schuller:** Sehr schön. Dann frage ich mal weiter. Sie haben vorhin bereits das kirchliche Arbeitsrecht angesprochen. Sind Sie zufrieden mit dem, was dazu jüngst von der deutschen Bischofskonferenz gekommen ist?

**Kardinal Reinhard Marx:** Vor dem Bundesarbeitsgericht war die Beteiligung von Gewerkschaften ein wichtiger Punkt. Ich komme aus der Katholischen Soziallehre und habe damit kein großes Problem. Selbstverständlich, das war übrigens eine These meiner Doktorarbeit, müssen die Prinzipien der Soziallehre der Kirche auf die Kirche selber angewandt werden – im Rahmen der dogmatischen Grenzen. Das ist weitgehend legitim und kann sich auch fortentwickeln.



**Kardinal Reinhard Marx:** „Die Freiheit hängt zusammen mit der Würde des Menschen.“

Das andere: In welchen Aufgaben wollen wir Menschen haben, die die katholische Überzeugung selber teilen und durch ihr Leben Zeugin und Zeuge der Kirche sind? Das ist für mich der Grundgedanke gewesen, und ich sehe im Augenblick nicht, dass das Bundesverfassungsgericht oder die politisch Verantwortlichen daran etwas rütteln wollen. Wenn man gut begründen kann, dass die Kirche hier eine gewisse Autonomie hat, natürlich nicht außerhalb des Grundgesetzes, glaubwürdig selber zu regeln und deutlich zu machen, warum sie an diesen oder jenen Stellen das eine oder das andere tut, wird das auch für die Zukunft durchaus möglich sein, nicht zuletzt, weil sich auch in der Kirche selber Veränderungen ergeben. Stichworte wie beispielsweise wieder-verheiratete Geschiedene oder Homosexualität waren vor fünfzig Jahren vielleicht nicht das Thema. Da kann ein Gericht sagen: Das müsst ihr unter euch klären. Ihr müsst mir, dem Bundesverfassungsgericht, nur deutlich machen, was eure Überzeugung ist und was für eure Mitarbeiter verbindlich gelten soll – aber bitte mit einer klaren gemeinsamen Linie.

Wir haben ja versucht, eine Öffnung in Gang zu bringen; das war nicht ganz einfach in der Bischofskonferenz, gebe ich zu. Wir führten heftige Debatten wegen befürchteter Identitätsverluste. Ich bin der Meinung, man soll die katholische Identität vielleicht nicht nur am Taufschein des Mitarbeiters festmachen. Es können auch Menschen in einer katholischen Einrichtung arbeiten, weltweit ist das sowieso eine Selbstverständlichkeit, die beispielsweise sagen, das was ihr wollt in dieser konfessionellen Schule, das trage ich mit. Oder: Was in diesem Krankenhaus gewollt wird, dieses Leitbild, das trage ich mit, auch wenn ich nicht katholisch bin, aber trotzdem stehe ich für diese Zielrichtung ein.

**Florian Schuller:** Herr Präsident, sind Sie mit der augenblicklichen Situation zufrieden?

**Andreas Voßkuhle:** Ich kann nur unterstreichen, was Kardinal Marx gesagt hat. Es sind schwierige Felder. Wir haben uns beim sogenannten Chefarztfall intensiver damit beschäftigt. Das darf ich sagen, ohne das Beratungsgeheimnis zu verletzen. Herausgekommen ist eine abgewogene Lösung. Man wird sehen, ob sie sich im europäischen Kontext dauerhaft durchsetzt. Wichtig war bei dieser Entscheidung auch, deutlich zu machen, dass das Selbstverständnis der Kirche natürlich nicht in völlig ökonomisierten Bereichen geltend gemacht werden kann. Um es klar zu sagen: Wo die Kirche nur Geld verdienen will und als normales Unternehmen auftritt, kann sie nicht irgendwelche Sonderrechte geltend machen. Das war den Betroffenen im Hintergrund immer, glaube ich, klar. Aber es war trotzdem wichtig, es deutlich auszusprechen, denn selbstverständlich gibt es große Bereiche im caritativen Bereich, die vollständig kommerzialisiert sind, in denen auch der kirchliche Auftrag nur noch in homöopathischen Dosen spürbar ist.

**Florian Schuller:** Kann man das so genau feststellen?

**Andreas Voßkuhle:** Naja. Wenn Sie sich etwa den Bereich Krankentransport anschauen. Wie ein Krankenwagen eingesetzt wird, darüber gibt es heftige Verteilungskonflikte. Wenn Sie in einem Krankenwagen irgendwo hingefahren werden, ist der kirchliche, religiöse Hintergrund relativ gering. Wenn Sie in einem Krankenhaus sind, ist es

freilich etwas ganz Anderes. Schnell von A nach B zu kommen, ist eine sehr technische Geschichte, entweder mit dem Auto oder mit dem Hubschrauber. Ob da unbedingt derjenige, der hier tätig ist, in der katholischen Kirche sein muss und, wenn er sich scheiden lässt und neu heiratet, aus dem Dienst entfernt werden kann – da wäre ich zurückhaltend. Wenn man aber als Patient in ein konfessionsgebundenes Krankenhaus geht, dann ist das nun mal anders, als wenn Sie in ein normales Krankenhaus gehen. Und die Menschen, die sich dort behandeln lassen, erwarten das regelmäßig auch. Es wäre schwierig, in einem katholischen Krankenhaus Ärzte zu beschäftigen, die aktiv für die Humanistische Union werben würden.

**Kardinal Reinhard Marx:** Im Wesentlichen geht es ja um die Bereiche der Caritas. Die pastoralen Felder sind absolut klar. Dass ein pastoraler Mitarbeiter in der katholischen Kirche sein muss und den Glauben der Kirche teilen sollte und so sein Lebenszeugnis gibt, das war ja nie Thema. Aber die großen caritativen Bereiche haben sich in den letzten 20 bis 30 Jahren eben auch zu erwerbswirtschaftlichen Betrieben entwickelt. Ich habe auch in der Bischofskonferenz gesagt, wenn wir durch eine solche Diskussion oder durch das Bundesverfassungsgericht darauf hingewiesen werden, genauer hinzuschauen, wo die entscheidenden Punkte sind, an denen wir festhalten müssen und eine engere Bindung an die Kirche erwarten, dann wird das auch gelingen.

Aber wenn wir es zu allgemein auf alles übertragen, wird es nicht gut gehen. Entsprechend haben wir dann den Beschluss der Bischofskonferenz gefasst. Ich habe aber gleichzeitig gesagt: Lasst uns ein bisschen grundsätzlicher über die Zukunft des kirchlichen Arbeitsrechts nachdenken und die Institutionen verpflichten, deutlich zu machen, wofür sie stehen, also deren Verantwortung nochmal stärker in den Vordergrund rücken, im Gegensatz zu den einzelnen Akteuren und Mitarbeitern. Denn die Institutionen selbst sind es, die die Verantwortung tragen für die Kirchlichkeit. Für die Gerichte und die Öffentlichkeit bleibt es wichtig, dass wir nachvollziehbar erklären können, wo wir nicht auf eine engere Bindung an die Kirche verzichten wollen. Wenn das plausibel ist, wird es auch gerichtsfest bleiben.

**Florian Schuller:** Konsens?

**Andreas Voßkuhle:** Konsens.

**Florian Schuller:** Dann kommen wir zu einem Punkt, bei dem es augenblicklich in der Gesellschaft nicht nur Konsens gibt: die sogenannte Ehe für alle und ein eventueller Gang nach Karlsruhe. Herr Kardinal, fangen Sie mal an ...

**Kardinal Reinhard Marx:** Es geht ja nicht darum, dass kirchliche Auffassungen zu staatlichen Gesetzen werden. Aber das Thema Ehe hat zu tun mit Grundlagen, über die der Staat nicht die volle Definitionshoheit hat, worüber man natürlich rechtsphilosophisch streiten kann. Es geht bei dem Thema nicht um bessere oder schlechtere Menschen, wir haben hier nicht mit Kategorien von Sünde zu arbeiten, sondern reden über die Gesellschaft und den Staat, wie der das zu regeln hat. Ich war sehr überrascht, dass das innerhalb von wenigen Tagen überstürzt durchgezogen wurde: ein Thema, das doch emotional für die Menschen von großer Bedeutung ist. Das habe ich sehr bedauert.

Mir würde es gefallen, wenn hier vom Bundesverfassungsgericht dem Rechtsfrieden aufgeholfen wird. Immer-



Die Klosterkirche von Frauenwörth unter weiß-blauem Himmel ...



... und in barocker Pracht.

hin hat man sich dort über viele Jahre immer wieder mit dem Thema beschäftigt. Wir bleiben bei unserer Position, dass die Ehe nicht nur kirchlich – bis jetzt war das auch Auffassung des Bundesverfassungsgerichts – eine Verbindung von Mann und Frau ist, offen für die Weitergabe des Lebens. Ich habe auch die Sorge, dass ein neuer Bruch entsteht zwischen biologischer Elternschaft und sozialer Elternschaft. Diese Frage kam jüngst sogar noch zusätzlich auf die Tagesordnung einer Arbeitsgruppe des Bundestages. Man sieht, hier ist eine Diskussion in Gang gekommen, die nicht nur unter dem Gesichtspunkt behandelt werden kann, wann homosexuelle Paare die Gleichberechtigung bekommen, es also unter das Signum „Diskriminierung von Homosexuellen“ zu stellen. Das ist nicht ganz der Bogen, den man schlagen kann. Die Diskussionen werden weitergehen, und wir bedauern, dass man nicht bei der bisherigen Regelung geblieben ist.

**Florian Schuller:** Herr Präsident, Sie werden jetzt sicher nicht konkret antworten können ...

**Andreas Voßkuhle:** Ein Gericht kann sich nicht aussuchen, welche Fälle es bekommt. Wenn es zulässig angerufen wird, muss es entscheiden. Und das werden wir auch in diesem Fall tun.

**Florian Schuller:** Gut, aber die grundsätzlichen Positionen sind nicht unbekannt.

**Kardinal Reinhard Marx:** In Europa ist das Thema unter dem Signum der Gleichberechtigung gelaufen, und da wird es sehr schwer, andere Argumente mit einzubringen. Für uns ist wichtig, dass der Staat nicht irgendwann einmal auf die Idee kommt, uns noch bei unserer Definition von Ehe zu bedrängen. Da müsste ich sozusagen einen „Kulturkampf“ ausrufen.

**Florian Schuller:** Kommen wir zu einem Punkt, wo der Präsident schon deutlicher sprechen kann. Sie waren in Freiburg kurze Zeit Präsident einer Universität mit einer ganz starken, ruhm- und traditionsreichen theologischen Fakultät. Theologische Fakultäten an staatlichen Universitäten, was halten Sie davon?

**Andreas Voßkuhle:** Freiburg ist ein gutes Beispiel dafür, dass man gemein-

sam in einer wirklich produktiven Art und Weise einen Raum schafft, in dem wissenschaftlich rational über Theologie nachgedacht wird. Und die Freiburger Theologie war auch immer eine Theologie, die sich für praktische Zusammenhänge interessiert hat. Das war, glaube ich, auch für die katholische Kirche hilfreich in der alltäglichen Arbeit. Juristen kommen mit Theologen in der Regel sehr gut aus. Woran liegt das? Wir vertreten beide eine normative Wissenschaft, eine Textwissenschaft, es geht dabei um Wertungsspielräume, um Methoden, um das ganze Leben, die ganze Welt. Das beschäftigt auch einen Juristen, der sich mit Staatslehre beschäftigt, und insofern habe ich die Theologen in Freiburg immer als Bereicherung wahrgenommen. Theologie ist eines der letzten wirklich interdisziplinären Fächer, die wir haben, und wir tun gut daran, es zu schützen. Wir sehen jetzt bei neuen Herausforderungen und der Einrichtung von Islamlehrstühlen, dass sich wieder eine Möglichkeit öffnet, als Staat mit der Universität einen Raum zu schaffen, in dem man über Religion nachdenken kann, auf einem etwas höheren Niveau als in anderen Zusammenhängen. Ich würde mir noch mehr solche Orte wünschen.

Dass es bei der Besetzung von Lehrstühlen mitunter zu Problemen kommt, soll es nicht nur in der Theologie geben. Die Verteilung von wichtigen Lehrstühlen war an den Universitäten immer problematisch; da wird immer gestritten, das gehört zum Geschäft, und warum soll es bei der Theologie anders sein?

**Kardinal Reinhard Marx:** Der Wissenschaftsrat geht davon aus, dass auch eine islamische oder buddhistische Theologie auf dem Standard dessen arbeiten muss, was wir Wissenschaft nennen. Das ist natürlich nicht so einfach, wir haben einen von der westlichen Kultur geprägten Wissenschaftsstandard, der mittlerweile auch von einigen in Frage gestellt wird; da gerät manches ins Schwimmen. Vielleicht zeigt sich aber auch daran: Staat und Gesellschaft müssen hier zusammenwirken. Man muss von einer Wissenschaft an der Universität erwarten können, dass sie ihre Grundlagen zur Debatte stellt und nicht nur im eigenen Bereich bleibt. Da kann man nicht einfach sagen, das glauben wir eben. So geht es nicht.

Eine Religion hat nur Zukunft in der modernen Gesellschaft, wenn sie kommunikativ anschlussfähig ist. Das hat

Habermas einmal schön formuliert: Es ist Aufgabe der Theologie, deutlich zu machen, dass sie nicht von Märchen spricht oder von dem, was wir uns ausgedacht haben. Wir haben eine Grundlage, die legen wir offen. Hier ist die Bibel, hier haben wir die Dogmatik, das Kirchenrecht, und auf dieser Grundlage arbeiten wir wissenschaftlich und führen neue Erkenntnisse ein, verändern auch Positionen, wenn uns die Wissenschaft auf neue Wege führt. Das ist der erste Punkt. Der zweite Punkt ist allerdings etwas kribbeliger für uns: Wenn es konfessionsgebundene Wissenschaft oder Religionsunterricht geben soll, dann muss es eine Mitwirkung der Akteure geben, also der Kirchen. Das ist bei uns geregelt durch Konkordate und Kooperation auf hohem Niveau. Aber für den Islam treten jetzt Verbände an; doch die sind nicht Kirche, und ich kann nicht einfach Ungleiches gleich nennen. Jedenfalls muss man die Konsequenzen überlegen, wenn man einen Verband, bei dem die Nichttheologen das Sagen haben, zur Kirche macht,

und bei dem man gar nicht weiß, wie viele Mitglieder diese Kirche hat, weil sie keine Register führt. Das geht nicht, das ist nicht der Standard, wie wir miteinander kooperieren.

**Andreas Voßkuhle:** Ich kann die Bauchschmerzen durchaus nachvollziehen. Wir müssen aber auch sehen, dass wir von einem eigenen Vorverständnis ausgehen, das die anderen nicht unbedingt teilen. Es gibt sogar eine Entwicklung in der Wissenssoziologie und Wissenschaftssoziologie, die sich sehr kritisch mit dem, was wir reliable knowledge nennen, also mit hartem Wissen, auseinandersetzt, und die nachgewiesen hat, auch experimentell, dass das, was wir naturwissenschaftlich für hartes Wissen halten, häufig eben nicht hartes Wissen ist, sondern, dass sehr viele Wertungen, Pfadabhängigkeiten und so weiter eine Rolle spielen.

Eine Errungenschaft dieser Diskussion ist der „imaginierte Laie“. Das ist jemand, der in einem spezifischen Umfeld etwas erlebt und beschreibt, und der



Auch der Kaisersaal im Alten Schloss von Herrenchiemsee stand auf dem Besuchsprogramm von Kardinal Marx und Professor Andreas Voßkuhle.



**Kardinal Reinhard Marx:** „Werte sind jedenfalls nicht einfach irgendwo abgelagert und plötzlich da. Sie können nur existieren, wenn Menschen sie überzeugend leben.“

deshalb vielleicht besser als die Experten in der Lage ist zu beschreiben, was notwendig ist. Häufig wird das am Beispiel von Eltern expliziert, die behinderte Kinder pflegen und betreuen: Die Mutter, die das für viele Jahre macht, weiß viel besser, was für diese Kinder gut ist, und wie sie behandelt werden müssen, als ein Professor an der Universität, der darüber forscht.

An diesem Beispiel sehen wir, dass neue Konzeptionen von Wissen auch sinnvoll und bereichernd sein können. Das kann natürlich auch der „imaginierte“ Imam sein, der eben anders, als wir das aus unserer Tradition heraus für wichtig erachten, etwas einbringen

kann, was uns erst mal fremd erscheint. Ich sehe die praktischen Schwierigkeiten, aber wir sollten die Bereitschaft zum Dazulernen nicht von vornherein verweigern und darauf bestehen, dass nur, was dem klassischen Humboldtischen Universitätsideal entspricht, an der Universität gelehrt werden darf. Die Wissenschaft selbst wirft eben neue Fragen auf, auch bei dem, was sie lange Zeit für unumstößlich gehalten hat. Wir leben in einer Situation, in der der unglaubliche Zuwachs an Wissen nicht zu einem Zuwachs an Sicherheit geführt hat, sondern zu einer größeren Unsicherheit, und mit dieser paradoxen Situation müssen wir irgendwie leben.



**Andreas Voßkuhle:** „Wenn wir islamische Glaubensgemeinschaften integrieren wollen, dann wollen wir auch, dass sie Verantwortung für unser Gemeinwesen übernehmen.“

**Kardinal Reinhard Marx:** Ich finde das sehr interessant, das wäre wirklich Stoff für eine neue Runde der Diskussion, wie Wissen entsteht und was Wissenschaft bedeutet. Vor allen Dingen ist es wichtig, das habe ich in den letzten Jahrzehnten gemerkt, Wissenschaft nicht auf Naturwissenschaft zu reduzieren. Das wäre ja schon mal ein erster Schritt. In Amerika denkt man bei science immer an Naturwissenschaft. Dieser Unterschied ist schon etwas Typisches unserer Kultur. Philosophie, Literaturwissenschaft, Theologie sind Wissenschaften, auch wenn sie nicht so arbeiten wie eine Naturwissenschaft. Dann kommt auch noch hinzu: Was an der Universität stattfindet, ist natürlich nicht die ganze Religion. Theologie ist nicht die Kirche, nicht die Lebenspraxis, nicht die Bewährung. Ich bin der Meinung, hier wissenschaftstheoretisch nochmal ranzugehen, das wird eines der größeren Projekte für die nächsten Jahre, auch in der Philosophie. Ich kann mir schon eine Erweiterung des Wissensbegriffs vorstellen über jenen Szientismus hinaus, den wir sehr stark zelebriert haben, Naturwissenschaft sei die eigentliche Wissenschaft, und alles, was empirisch überprüfbar sei, die eigentliche Wahrheit. Da begrüße ich sehr, wenn eine neue Epoche kommt, ohne allerdings die gewonnenen Erkenntnis-schritte hinter sich zu lassen, sondern diese zu erweitern.

**Florian Schuller:** Herr Kardinal, der Begriff des „imaginierten Laien“ wäre doch für unsere innerkatholischen Diskussionen mal ein spannender neuer Ansatz ...

**Kardinal Reinhard Marx:** Jeden Tag habe ich den „imaginierten Laien“ vor mir: in der Reflektion und in der Gewissensforschung.

**Florian Schuller:** Die Zeit jagt. Wir hätten noch sehr viele Themen, eines zum Schluss. Herr Präsident, Sie haben am Anfang unseres Gesprächs schon mal auf das Problem religiöser Symbole hingewiesen. Das reicht vom Kopftuch bis zum Kreuz auf der Berliner Kuppel, zu dem vor einigen Tagen jemand gemeint hat, da sollte man stattdessen ein Mikroskop anbringen, das wäre dem geplanten Humboldtforum eher angemessen. Religiöse Symbole in der Öffentlichkeit?

**Andreas Voßkuhle:** Ich bitte um Nachsicht, wenn ich jetzt nur sagen kann, was wir entschieden haben. Zuletzt hat der folgende Fall gewisse Aufmerksamkeit erzeugt: Eine Referendarin in Hessen wollte mit Kopftuch ihre Referendarzeit ableisten, was man ihr verboten hatte vor dem Hintergrund einer bestimmten Gesetzeslage, in der das so vorgeschrieben wird. Die Frage war jetzt, wie man in einem einstweiligen Anordnungsverfahren damit umgeht. Ein einstweiliges Anordnungsverfahren ist ein Verfahren zur vorläufigen Sicherung einer Rechtsposition. Und dabei stellt das Bundesverfassungsgericht eine reine Folgenabwägung an: Es löst nicht den Fall, sondern schaut, was wäre, wenn das Verbot einstweilen in Kraft bliebe, aber hinterher die Referendarin Recht bekäme, und was wäre im umgekehrten Fall. Da haben wir gesagt: Die Referendarzeit lässt sich auch ohne diese bestimmten Situationen ableisten, in denen das Kopftuch verboten ist, wenn sie zum Beispiel als Staatsanwältin auftritt. Insofern droht der jungen Frau kein ernster Nachteil. Wenn wir aber umgekehrt sagen würden, sie darf das Kopftuch immer tragen, dann hätte dies auf jeden Fall eine Veränderung der Justiz nach außen hin zur Konsequenz, und wir wissen nicht, ob eine solche

Entwicklung ohne Weiteres mit der Verfassung kompatibel wäre. Darüber denken wir erst im Hauptsacheverfahren nach, und insofern lässt sich aus dem Verfahren nichts ableiten für die Zukunft.

Ein anderer Fall war die Frage des Kopftuchs einer Lehrerin. Eine eher komplizierte Entscheidung des Ersten Senats um die Frage, inwieweit ein religiöses Symbol einen Konflikt herbeiführen muss, damit man darauf verzichten muss. Ich will das jetzt nicht kommentieren. Wir erleben aber, dass religiöse Symbole auch heute noch sehr wichtig sind und eine überschießende Tendenz besitzen. Deshalb müssen wir bewusst mit ihnen umgehen.

Ich möchte auf einen Aspekt, der mir bei der Diskussion auffällt, noch am Rande hinweisen. Religiöse Symbole sind häufig Teil unserer Lebenswelt, Teil unserer kulturellen Prägung. Wir sind zum Beispiel mit dem Kreuz aufgewachsen. Hier ergibt sich ein neues Problem für die Religion, nämlich die Profanisierung ihrer Symbole. Auch diese Dimension des Problems müssen wir im Blick behalten. Wenn wir sagen, das Kreuz ist nicht so sehr ein Zeichen des christlichen Glaubens, sondern Teil unserer Kultur, und wir finden das schön und fühlen uns wohl damit, dann bedeutet das natürlich auch eine gewisse Profanisierung, die mittransportiert wird. Diese Dimension wird in der Diskussion etwas unterschätzt. Religiöse Symbole stellen wirklich eine komplexe Herausforderung dar.

**Kardinal Reinhard Marx:** Ich kann das nur unterstreichen. Es gibt ja die Tendenz zur Säkularisierung, auch wenn sie etwas zurückhaltender geworden ist, weil man merkt, dass Religion vital bleibt. Aber die andere Tendenz ist eben auch da, und sie wird für die Zukunft weltweit bedeutender: die Instrumentalisierung der Religion für die politische Identität, für die kulturelle Identität. Das gilt übrigens für alle Religionen. Beim Islam ist es offensichtlich, aber auch beim Hinduismus und in vielen anderen Bereichen ist das so. Da muss man auch auf die Gefahren achten. Wir gehen zwar nicht in die Kirche, aber verteidigen das Kreuz auf dem Schloss. Oder: Wir sind für das christliche Abendland, aber ob Jesus auferstanden ist, ist nicht mein Problem, geht mich nichts an. Es ist klar, religiöse Symbolik hat eine große Bedeutung, überschießend, das würde ich genau so sehen. Und deswegen ist der Staat gut beraten, sorgsam damit umzugehen, genau wie mit den anderen Begriffen, auch mit dem Begriff Ehe. Das ist nicht nur der Begriff an sich, sondern darin steckt eine überschießende Symbolik. Das Gleiche gilt für den Sonntag. Es gibt nämlich nicht nur die sichtbaren Symbole, sondern auch die viel stärker eingreifenden Symbole, die in den Zeitablauf, in meine Lebenspraxis eingreifen. Ob da ein Kreuz am Wegesrand steht, das ändert vielleicht nicht mein Leben, wohl aber der Sonntag und die Feiertage. Ein wichtiges Diskussionsfeld würde ich sagen.

**Florian Schuller:** Damit haben wir einen großen Bogen geschlagen zurück zum Anfang unseres Gesprächs. Nachher werden wir auf der Fraueninsel Gottesdienst feiern und als Evangelium jenen Text hören, in dem der Satz steht, um den es auch hier ging: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Gebt dem Bundesverfassungsgericht, was des Bundesverfassungsgerichts ist, und gebt der Kirche, was der Kirche ist. Ganz herzlichen Dank Ihnen beiden, Herr Präsident, Herr Kardinal, und allen, die intensiv zugehört haben, für diese faszinierenden eineinhalb Stunden. □

**Bischof Dr. Gregor Maria Hanke und Professor Rupert Stadler**

# Ein Akademiegespräch über „Nachhaltigkeit und Mobilität“

**20. September 2017, Orbansaal des Katholischen Canisiusstifts in Ingolstadt**

**Florian Schuller:** Bischof Gregor Maria, Sie zeigen neben Ihrer geistlichen Berufung zwei weltliche Leidenschaften. Die eine ist das Bergsteigen und die andere das Motorradfahren. Man kann sogar von Ihnen lesen, dass Sie manchmal die mönchische Gelassenheit verlassen würde, wenn Sie Motorrad fahren. Was verbindet die beiden Leidenschaften, die zur Natur und die zu Technik und Geschwindigkeit?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Beide Leidenschaften haben mit Herausforderung zu tun: im guten Sinne Grenzen zu erleben. Gerade beim Klettern ist das natürlich für mich als Schreibtischtäter oft die Erfahrung physischer Grenzen. Aber das ist auch ein schönes Gefühl. Was das Motorradfahren anbelangt, ist das ein schwarzer Fleck auf meiner ökologischen Seele, das gebe ich ehrlich zu. Ich habe einmal einer Frau gesagt, die sich furchtbar über diese Leidenschaft beschwert hat: Ja, beten Sie doch auch für meine Bekehrung, ich habe es bisher noch nicht geschafft. Es ist sicher ein ambivalentes Hobby, wenn man es ökologisch betrachtet. Aber auf der anderen Seite kann es auch ein schöner Ausgleich sein, wenn man im Urlaub eine Fahrt in die Natur unternimmt, und der Duft der Felder weht einem um die Nase, was man im Auto so nicht spüren würde. Mich macht das immer froh und happy. Natürlich muss man sich auf der Straße immer wieder disziplinieren. Das ist auch eine gute Schule. Auch da lernt man manchmal seine Grenzen kennen, dass ich vielleicht noch nicht so weit bin in der Gelassenheit, wie ich es eigentlich als Mönch sein könnte.

**Florian Schuller:** Motorradfahren als Meditationsübung zum Ruhig-Werden.

**Gregor Maria Hanke:** Das ist ein großer Anspruch, ja.

**Florian Schuller:** Professor Stadler, es geht das Gerücht, dass Sie immer noch, seit Ihrer Studentenzeit, in einer Musikband spielen und regelmäßig mit den Kollegen zusammenkommen. Ist diese künstlerische, kreative Ader die totale Alternative zu Ihrem augenblicklichen Job, oder können Sie als Vorstandsvorsitzender auch immer wieder künstlerisch kreativ sein?

**Rupert Stadler:** Es ist schon richtig, dass ich früher mal Gitarrenunterricht hatte und auch Klavier gelernt habe, beides aber mit relativ begrenzter Energie. Heute treibe ich lieber Sport, weil mir das gut tut. Dazu gehört das Mountainbiken genauso wie auch mal, seitdem wir Ducati als Motorradmarke haben, mich aufs Motorbike zu setzen. Ich kann Bischof Gregor Maria Hanke nur beipflichten. Man erlebt die Natur mit einer wunderbaren Frische, wenn man zum Beispiel durch die Holledau fährt. Gerade jetzt, wenn geerntet wird, riecht man Natur pur. Und in Tagmersheim kenne ich eine schöne Kapelle, da kann



*Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (Mi.) moderierte das Podiumsgespräch zwischen Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB von Eichstätt (re.) und Professor Rupert Stadler.*

man mal zehn Minuten absteigen und sich wirklich sammeln.

**Florian Schuller:** Kann man das oder tun Sie es auch?

**Rupert Stadler:** Ich tue das tatsächlich. Insbesondere in den vergangenen Monaten habe ich in dieser Kapelle innere Ruhe gefunden.

**Florian Schuller:** Darauf werden wir noch zu sprechen kommen. Zunächst will ich einfach zwei kurze Texte gegeneinander stellen. Den ersten kennt der Herr Bischof auswendig. Im ersten Kapitel der Regel des heiligen Benedikt spricht der Autor, ob es nun der heilige Benedikt war oder wer auch immer, über verschiedene Arten von Mönchen. Die vierte Art der Mönche, heißt es da, sind die sogenannten Gyrovagen, wörtlich: jene, die im Kreis herum gehen: „Ihr Leben lang ziehen sie landauf landab und lassen sich für drei oder vier Tage in verschiedenen Klöstern beherbergen. Immer unterwegs, nie beständig, sind sie Sklaven der Launen ihres Eigenwillens und der Gelüste ihres Gaumens ... Besser ist es, über den erbärmlichen Lebenswandel all dieser zu schweigen als zu reden.“ Dagegen stellt dann die Regel die *Stabilitas loci* im Kloster.

Der andere Text über Mobilität findet sich auf der Homepage von Audi: „Un-

sere Vision: Wir begeistern durch nachhaltige, individuelle Premium-Mobilität.“

Herr Bischof, Professor Stadler: Was schwingt bei Ihnen zum Thema Mobilität alles mit?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Ich war ja 25 Jahre lang im Kloster, ehe ich Bischof wurde. 25 Jahre lang *Stabilitas loci*. Ich kam als junger 27-Jähriger ins Kloster und musste das Bleiben lernen. Also das Amobil-Werden. Das ist der benediktinische Lebensentwurf. Man verlässt das Kloster nur, wenn es wirklich notwendig ist. Man konnte das nicht aus eigenem Entschluss, sondern dazu bedurfte es der Erlaubnis des Abtes. Das ist eine sehr konträre Lebensweise im Vergleich zu unserer mobilen Gesellschaft, obgleich jedes Kloster natürlich auch Garagen mit Autos hat; auch im Kloster kommt man nicht ohne PKWs, ohne Beweglichkeit aus. Aber es war eine sehr heilsame Zeit für mich, zu erleben: Du musst nicht überall hin. Es gibt Lebensqualität auch abseits ständiger Beweglichkeit. Es hat mich dann als Mönch immer wieder überrascht, wenn mal eine Fahrt anstand in der Sommerzeit, der Weg ging über oder unter die berühmte Autobahn A9, und dort waren ganze Karawanenströme Richtung Süden unterwegs. Da sind für mich zwei Welten zusammengestoßen. Aber das war eben

mein persönlicher Lebensentwurf im Kloster. In unserer Gesellschaft ist Mobilität angesagt, das ist beruflich teilweise auch gar nicht anders machbar. Vernetzungen machen die Menschen mobil und lassen Sie zueinander kommen. Es wäre gut, diese beiden unterschiedlichen Lebensformen als zwei Brennpunkte einer Ellipse zu sehen. Die Mobilität kann sicherlich die Stabilität hinterfragen: Seid ihr noch unterwegs zur Welt, zu den Menschen? Aber die Stabilität, wie ich sie 25 Jahre im Kloster geübt habe, kann auch die Mobilität hinterfragen: Warum seid ihr unterwegs? Was sucht ihr eigentlich, wenn ihr euch beispielsweise in jeder Urlaubssaison auf den Weg macht, um möglichst weit weg zu fahren? Entdeckt ihr auch das Schöne in der Nähe? Schätzt ihr noch das Schöne in der Nähe? Ist es notwendig, eine große Flugreise zu unternehmen, wenn du mit ein paar Autostunden mitten im Gebirge oder in einer schönen Seenlandschaft bist und das Einfache, das Kleine schätzen lernst? Das kann dich genauso erfüllen und hat vom Nachhaltigen her einen ganz anderen Wert.

**Florian Schuller:** Professor Stadler, wie schaut es bei Ihnen mit den beiden Ellipsenpunkten aus?

**Rupert Stadler:** So wie ich in der Kapelle innere Ruhe finde, so brauche ich



Dr. Ludwig Brandl, Direktor des Diözesanbildungswerks im Bistum Eichstätt: Er war zusammen mit der Akademie Gastgeber des Abends und Mitorganisator.

Mobilität in meinem beruflichen Alltag. Und es ist ja auch grundsätzlich ein Phänomen der Gesellschaft, dass sie mobil sein will. Das erleben wir seit Jahrzehnten und Jahrhunderten, nur in unterschiedlicher Form. Mittlerweile auch in unterschiedlicher Geschwindigkeit. Natürlich gibt es das Phänomen: immer höher, schneller, weiter. Ruhepole dauern heute nicht mehr 25 Jahre, stattdessen sucht der Mensch in immer kürzeren Zeiteinheiten neue Herausforderungen. Unsere Gesellschaften in Europa sind da noch gar nicht mal so extrem, wie es andere Nationen sind. Wenn wir sehen, wie schnell sich zum Beispiel China entwickelt, wie sehr sich die Gesellschaft dort verändert: Ein Automobil gewinnt dort immer mehr an Bedeutung; es ist Basis für Lebensqualität und Zeichen von wirtschaftlichem Erfolg. Es ist vor allem mehr als bei uns ein Statussymbol. Die technologischen Umbrüche betreffen uns aber gleichermaßen. Als Automobilindustrie befinden wir uns aktuell in der größten Transformation, die unsere Gesellschaft je erlebt hat. Wir müssen da mithalten, was unsere globale Mobilität angeht, aber auch was das Kommunikationsverhalten betrifft. Damit rücken die Menschen auf der Erde viel enger zusammen: Vor 30 Jahren zum Beispiel war ein Flug nach China noch etwas Besonderes. Heute fliegen wir am Abend los, kommen am Vormittag des nächsten Tages im Reich der aufgehenden Sonne an, sind dann zum Beispiel zwei Tage dort und fliegen am Abend des zweiten Tags wieder zurück, so dass man am nächsten Morgen schon wieder im heimischen Büro sein kann. Das ist ein Phänomen unserer Zeit und das hat mit dem Takt unserer modernen Industriegesellschaften zu tun. Es ist deshalb wichtig, eine gute Balance zwischen Mobilität und Stabilität zu finden, den

Faktor Geschwindigkeit zu beherrschen. Ich sehe es an den eigenen Kindern; sie sind im Kommunizieren zuweilen deutlich schneller als der Vater.

**Florian Schuller:** In welchen Punkten?

**Rupert Stadler:** Im Umgang mit dem Smartphone zum Beispiel oder im Buchen von Mobilitätsdienstleistungen in der Stadt. Sie hinterfragen zum Beispiel: Brauche ich das Auto permanent oder miete ich es mir einfach mal? Ich nehme da einiges für mich mit: Wenn wir Mobilität ressourcenschonend, umweltfreundlich und damit nachhaltig organisieren, erhalten wir unsere Lebensqualität. In unserer Unternehmensstrategie wollen wir mit den drei Säulen Digitalisierung, Nachhaltigkeit und Urbanisierung genau den Kern dessen treffen, was die Gesellschaft in den nächsten zehn, zwanzig Jahren definieren wird. Und wir versuchen, die entsprechenden Impulse zu geben: Welche Antriebstechnologien brauchen wir morgen? Wie recyclingfähig sind die Materialien, die wir verwenden? Wir nehmen diese Verantwortung als Unternehmen wahr und stellen uns den Aufgaben unserer Zeit. Und das fordert die Gesellschaft zu Recht. Das ökologische Gewissen, Ökologie und Ökonomie auch bei der Mobilität zusammenzubringen, ist heute tief verwurzelt.

**Florian Schuller:** Aber bietet nicht gerade Digitalisierung die Chance, Mobilität ein wenig zurückschrauben zu können, weil ich eben nicht mehr so häufig nach China fliegen muss und auf andere Weise mit den Menschen vor Ort kommunizieren kann?

**Rupert Stadler:** Es geht nicht um ein Entweder – Oder, sondern um ein So-

wohl – Als auch. Wir nutzen, wo immer es geht, Videokonferenzen, weil wir zum Beispiel Kollegen ersparen wollen, dass sie 250 Kilometer auf die Autobahn müssen, um dann in Ingolstadt zu sein. Gleichzeitig ist es gut, mit den Menschen Auge in Auge zu kommunizieren. Wenn Menschen zusammenkommen, hat das einen besonderen Wert. Natürlich braucht es eine gute Ausgewogenheit. Wir haben ja auf der IAA in Frankfurt ein Showcar ausgestellt: Dieses Auto bietet dank seinem Interieur, das aussieht wie eine Lounge, eine komplett neue Welt. Es hat kein Lenkrad und fährt die Passagiere an den gewünschten Ort. An Bord kommuniziert man mit einem persönlichen Assistenten. Auf diese Weise gewinnt der Kunde Zeit – wir sprechen von der sogenannten 25. Stunde. In dieser wertvollen Zeit kann dann jeder selber entscheiden, ob er tolle Musik hört, die Stunde arbeiten will oder lieber – per Skype versteht sich – mit seiner Familie und Freunden kommuniziert.

**Florian Schuller:** Man kann auch Rosenkranz beten.

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Ja, zum Beispiel. Ich habe jetzt ganz fasziniert zugehört, das klingt alles auch sehr begeisternd. Ich muss aber etwas Essig in den Wein gießen. Wenn ich auf unsere Straßen schaue: die Mobilität bringt uns an Grenzen. Wir können unmöglich noch mehr Land verbauen. Natürlich werden auch in Zukunft Straßenbauten notwendig sein, aber auch da kommen wir ja irgendwo an Grenzen. Es gibt kein unbegrenztes Wachstum. Ein Wachstum, wie wir es in den letzten Jahrzehnten hatten, würde fortgeschrieben der Natur großen Schaden zufügen. Gibt es auch dafür Perspektiven in den Entwicklungsbüros der Automobilindustrie?

**Florian Schuller:** Professor Stadler, Sie haben in den 80er Jahren an der FH Augsburg BWL studiert. Es war die Zeit der Nachwehen des Nachrüstungsbeschlusses, diskutiert wurde in jener Studentengeneration über sauren Regen oder Waldsterben. Wann hat Sie zum ersten Mal das Thema Nachhaltigkeit gepackt, oder wann kam bei Ihnen der Gedanke auf: Das ist ein Thema, das in meinem Leben eine größere Rolle spielen wird?

**Rupert Stadler:** Die Diskussionen des Club of Rome über die Grenzen des Wachstums oder der Bericht Ernst Ulrich von Weizsäcker an den Club of Rome über den „Faktor 4“, aber auch die Klimadiskussionen habe ich natürlich wahrgenommen. Richtig bewusst geworden ist mir das Ganze erst bei einem persönlichen Schlüsselerelebnis 1997: Da war ich das erste Mal in China. Wenn einem die Augen reizen und die Luft so schlecht ist, dass man bereits nach zwei Tagen ein Asthmahüsteln hat, sagt man sich: Das kann nicht unser Ziel sein. Und dann ist man zugleich dankbar, wie sich die Dinge in den vergangenen 20, 30 Jahren in Europa entwickelt haben. Im Ruhrgebiet zum Beispiel ist es noch nicht so lange her, dass alle Schloten geraucht haben. Da steigen dann schon die Sensibilität und das Bewusstsein für die Verantwortung, welchen Beitrag man selber in seinem Unternehmen und mit seinen Produkten für die Gesellschaft leistet. Die entsprechende Diskussion wird zum Teil natürlich politisch vorgegeben durch Regulierung, was auch richtig ist. Sie muss aber begleitet werden von Technologieentwicklungen. Welche Materialien haben wir? Gibt es noch bleihaltige Materialien in den Motoren, in den Lagerschalen? Diese Dinge hat man einfach durch andere Technologien kompensieren können. Und auch bei der Recycling-



**Bischof Gregor Maria Hanke:** „Ich kam als junger 27-Jähriger ins Kloster und musste das Bleiben lernen. Also das Amobil-Werden. Das ist der benediktinische Lebensentwurf.“

fähigkeit eines Autos hat sich viel getan: Früher ging ein Auto komplett in die Schrottpresse. Heute können die Materialien eines Autos zu 95 bis 98 Prozent recycelt werden.

**Florian Schuller:** Wo passiert das Recycling?

**Rupert Stadler:** Das beginnt bereits bei der Entstehung des Produkts. Zum Beispiel: Mit welchen Sitzbezügen arbeiten wir? Wie wird das Leder hergestellt? Oder: Welche Türverkleidungen haben wir? Verwenden wir auch nachwachsende Rohstoffe, die bei Hitze und Kälte genauso kundenfreundlich sind, wie es unsere Kunden erwarten? Wir betrachten das Thema Nachhaltigkeit bei Audi inzwischen umfassend „from cradle to cradle“ also von der Wiege zur Wiege, von der Entstehung eines Produkts bis zu seiner Neuentstehung aus wiederverwerteten Rohstoffen. Denn wir sind überzeugt: Wer in seinem Unternehmen nicht für Nachhaltigkeit sorgt, wird langfristig keine unternehmerische Zukunft haben. Und das sage ich gerade vor dem Hintergrund, dass wir hier auch noch unsere jüngere Vergangenheit aufarbeiten müssen.

**Florian Schuller:** Warum sind wir nachhaltig? Weil es die Menschen wollen? Weil es die Situation erfordert? Bischof Gregor Maria, einer Ihrer Lieblingsbegriffe, schon in Ihrem ersten Bischofswort, heißt „Ökologie des Herzens“. Was bedeutet er für Sie?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Die Nachhaltigkeit muss selber nachhaltig sein. Wenn ich nur aus ökonomischen Überlegungen und Erwägungen heraus, weil diese Erde eben endlich und begrenzt ist, mich reduziere, wird das auf Dauer nicht nachhaltig sein. Ökologie des Herzens ist die Haltung, die mich

wissen lässt, oder mit der ich überzeugt bin: Was mir hier auf der Erde gegeben wurde, gehört nicht mir, sondern auch denen, die nach mir kommen. Ich trage Verantwortung auch für die nachkommenden Generationen, für deren Zukunft: Teilen kann etwas Erfüllendes sein. Ich wehre mich immer gegen eine ökologische Miesepeterhaltung, die das Leben versauert. Das ist ähnlich wie bei Eltern, die Kinder großziehen. Eltern müssen auch sehr viel teilen, Lebenskraft, Zeit. Das ist natürlich anstrengend, kann aber auch schön sein. Eine solche Haltung sollte bei der Ökologie des Herzens zum Durchbruch kommen, das Fürsorgende, ein elterliches Verhalten gegenüber der Schöpfung und auch gegenüber den nachkommenden Generationen, eine Haltung der Liebe zur Zukunft.

**Florian Schuller:** Professor Stadler, ist Ihnen das, was der Herr Bischof gerade gesagt hat, zu wenig ökonomisch?

**Rupert Stadler:** Ich bin Unternehmenslenker und auch meinem Anteilseigner verpflichtet. Dieser hat aber natürlich auch ein Interesse, dass das unternehmerische Wirtschaften einer vernünftigen Nachhaltigkeit unterliegt. Man kann nur zurückgeben, wenn man zuvor etwas geleistet hat. Ich mache das gern an einem konkreten Beispiel fest: Vor Jahren haben wir mit unserem Betriebsrat vereinbart, dass wir einen Teil des Gewinns, der über eine bestimmte Schwelle springt, an die Mitarbeiter zurückgeben. Warum machen wir das? Natürlich, damit der Mitarbeiter sich wohl fühlt, uns loyal bleibt, damit wir seine Kompetenz an Bord halten, aber auch, damit wir mit ihm reden können, wie wir die Produktivität und Leistungsbereitschaft im Unternehmen weiter nach vorne entwickeln können. Voraussetzung dafür ist, dass wir einen Gewinn



Ingolstadt's Oberbürgermeister Dr. Christian Lösel sprach ein Grußwort und schilderte auch die beachtlichen Nachhaltigkeitserfolge seiner Kommune.

erwirtschaften, der über einer gewissen Schwelle liegt. Es ist immer ein Geben und Nehmen. Ich sehe die Zukunftsthemen sehr stark aus der unternehmerischen Perspektive, wiewohl immer klar ist: Soziale Marktwirtschaft hat beide Komponenten vernünftig zu verbinden. Und dafür stehe ich persönlich. Man muss die Leistungsbereitschaft der Menschen fördern, auch deren Kreativität und Ideenreichtum.

Unser Fortschritt beruht darauf, dass es in Deutschland gute Ingenieure gibt, gute Techniker, gute Handwerker, die tolle Technologien und Innovationen entwickeln.

**Florian Schuller:** Bischof Gregor Maria, langt Ihnen das?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Gut, ich verlange von einem Vorstandsvorsit-



**Rupert Stadler:** „So wie ich in der Kapelle innere Ruhe finde, so brauche ich Mobilität in meinem beruflichen Alltag.“



Die mehr als 200 Gäste konnten sich vor Beginn im Vorbau des Orbansaals stärken.



**Rupert Stadler:** „Früher ging ein Auto komplett in die Schrottpresse. Heute können die Materialien eines Autos zu 95 bis 98 Prozent recycelt werden.“

zenden nicht, dass er sein Unternehmen nach philosophischen Maximen leitet; er muss sein Handwerk gut beherrschen. Was ich gesagt hatte, geht mehr in das Atmosphärische hinein, es soll die Herzen und das Denken der Menschen beeinflussen, auch solcher, die in einem Unternehmen arbeiten, seien es einfache Mitarbeiter oder solche in verantwortlichen Führungspositionen. Um diese Metaebene geht es mir. Ich kann nicht für betriebswirtschaftliche Belange Rezepte vorgeben.

**Florian Schuller:** Aber die Frage bleibt, möchte der Bischof den Vorstandsvorsitzenden auch auf die Metaebene bringen oder reicht es, wenn sie immer wieder mal stellvertretend betont wird?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Das Gespräch ist sehr wichtig, und deshalb ist es gut, dass wir heute beisammen sind. In meiner Zeit in Plankstetten kamen Audi-Manager, Audi-Ingenieure zu uns ins Kloster. Ich war damals als Gastpater verantwortlich für das Bildungshaus und habe gesagt: Ja, wir nehmen gerne diese Managementkurse, aber ein Modul möchte auch ich haben. Es wurde immer sehr wohlwollend aufgenommen, dass sich da ein Mönch einlinkt. Noch vor der Zeit von Herrn Stadler als Vorstandsvorsitzender durfte ich mal nach Seeon zu einem großen Training von Audi. Die Assistenz des Vorstandsvorsitzenden hatte mich aufgrund der Plankstetter Erfahrung eingeladen, zunächst hier in Ingolstadt zu referieren, wie ich mir meine Mitwirkung zum Thema „Führen und Leiten nach der Regel Benedikts“ vorstellen würde; dann bekamen sie kalte Füße und haben gesagt: Da müssen wir jetzt doch nochmal mit dem Vorstand reden. Ich habe gesagt: Gut, ich mache das nach diesem Konzept und wenn euch das nicht passt, dann mache ich es eben nicht. Einer sagte: So ist uns noch nie

jemand begegnet. Die hier sitzen, wollen immer den Job haben, und Sie stellen Bedingungen. Dann haben sie sich doch darauf eingelassen, ich war dann in Seeon und habe mit einer großen Gruppe von Ingenieuren und gehobenen Management Meditation gemacht. Sie waren sehr offen dafür, es war eine phänomenale Erfahrung. Man kann das, was ich in den Ohren einiger Techniker vielleicht etwas geschraubt formuliert habe, herunterbrechen. Es braucht aber die konkrete Begegnung, damit solche Gedanken Fleisch und Blut bekommen. Klar gibt es auch Verantwortlichkeitsbereiche, zu denen ich als Geistlicher nichts sagen kann.

**Florian Schuller:** Professor Stadler, bei den Berichten zur laufenden Frankfurter IAA kam in den großen Printmedien das zentrale Foto, auf dem zu sehen ist, wie die Bundeskanzlerin in Ihr Concept-Car Aicon einsteigt, in dieses unwahrscheinlich nachhaltige Auto. Gleichzeitig haben Sie in der neuesten ZEIT auf den ersten drei Seiten eine zentrale Werbung positioniert, aber nicht mit dem Aicon, sondern mit dem neuen A8: „Fortschritt erfordert neues Denken, der neue Audi A8 ist mehr. Mehr Büro, mehr Lunch, mehr Konzertsaal, mehr Chatroom und damit persönlicher Freiraum.“ Und bei der Werbung im SPIEGEL kam sogar noch ein religiöser Touch hinein; denn drei Mal fiel das Wort „glauben“: „Sie glauben nicht an höhere Intelligenz?“ Und am Ende: „unglaublich“. Meine Frage: Wie bringen Sie beides zusammen? Den A8 als Chatroom, als Lunch, als Konzertsaal und andererseits Ihren nachhaltigen Aicon? Das sind doch zwei sehr unterschiedliche Richtungen, die Ihre Identität symbolisieren sollen.

**Rupert Stadler:** Ja natürlich, der Audi Aicon ist eine Vision der Mobilität der Zukunft, bei der man kein Lenkrad und keine Pedale mehr hat. Möglich wird

das durch pilotiertes, automatisiertes Fahren. Diese Trends entstehen dadurch, dass in den nächsten 20 Jahren wahrscheinlich 70 Prozent der Weltbevölkerung in großen Metropolen zuhause sein werden. Und in diesen Metropolen sind das Mobilitätsbedürfnis und die Form der modernen Mobilität komplett andere. Auf der anderen Seite verkaufen wir heute, morgen, übermorgen auch noch konventionelle Autos. Der neue Audi A8 ist technologisch *state of the art*, in ihm finden sie alles, was wir heute können. Er ist für hochautomatisiertes Fahren im sogenannten Level 3 entwickelt.

**Florian Schuller:** Nur während des Staus oder auch für danach?

**Rupert Stadler:** Als Staupilot auf der Autobahn bis zu 60 km/h. Natürlich ist der Audi A8 zum Beispiel mein persönliches Büro und fährt mit einem Sechszylinder-Diesel oder -Benziner, er wird als Plug-in-Hybrid im Angebot sein und eine Brücke bilden, über die wir in den nächsten zehn, zwanzig Jahren gehen. Diesen Spagat, diese Transformation haben wir zu organisieren. Und welche Marketingfibel rausgezogen wurde, um heroisch zu sagen, ich glaube dieses oder jenes, da bin ich zu weit weg vom Fach. Ich vermute, da ging es unseren Marketingexperten eher um die Frage, wie viel künstliche Intelligenz muss denn eigentlich an Bord sein und welche Rolle spielt der Mensch.

**Florian Schuller:** Was vor allem soll also die Botschaft sein, eher der A8 oder der Aicon?

**Rupert Stadler:** Da wir uns bereits mitten in der Transformation befinden, werden wir wenige, aber klare Themenfelder adressieren. Punkt eins: Wie sieht die Antriebstechnologie der Zukunft aus? Heute haben wir Verbrennungsmotoren und Plug-in-Hybride mit 48-Volt-Bordnetzen. Nächstes Jahr bringen wir den Audi e-tron auf den Markt. Dieses rein elektrisch angetriebene Auto hat rund 500 Kilometer Reichweite. Und künftig kommt vielleicht auch mal ein Auto mit Brennstoffzelle – ein toller Energieträger, wenn wir genügend regenerative Energiequellen haben, um Wasserstoff auch erzeugen und anbieten zu können. Insofern wird Antriebstech-

nologie ein riesiges Thema sein. Das zweite ist die Digitalisierung. Die Rechenkapazität verdoppelt sich nahezu jedes Jahr, die Computingpower an Bord eines Automobils wird gigantisch sein. Das bedeutet pilotiertes Fahren, autonomes Fahren, Sensorik über Radarscanner, überameratechnologien, über digitalisierte Straßenformate. Damit einhergehend der dritte Punkt: Wie kommuniziert dann der Kunde mit all diesen Welten? Denn auch die Verkehrsträger werden dann miteinander kommunizieren. Warum soll nicht jemand, der am Flughafen landet, sich über eine App ein Auto buchen, das schon bei der Landung auf ihn wartet und das der Kunde später einfach abrechnen kann? In China haben wir mittlerweile das Phänomen, dass Millionen von Fahrrädern zurückkehren in die Stadt, weil dort das Abrechnen über Smartphone-Technologien total easy ist. Sie wischen praktisch einmal über Ihr Smartphone, und die paar Renminbi sind abgerechnet. Das heißt, für die letzten fünf oder zwei Kilometer nutzt man das Fahrrad, lässt es wieder stehen, und der nächste nutzt es. Wenn wir langfristig im Geschäft mit Mobilitätsangeboten dabei sein wollen, müssen wir solche Trends begleiten und ihnen den Platz rund um das Auto geben, den sie in der Lebenswelt unserer Kunden haben sollen.

**Florian Schuller:** Oberbürgermeister Dr. Christian Lösel hat in der Begrüßung auch von den E-Bikes gesprochen, die die Stadt anbieten will. Das geht in die chinesische Richtung?

**Rupert Stadler:** Aber mit einem Unterschied: In China kostet eine Stunde einen halben Renminbi, das sind umgerechnet nicht einmal zehn Cent. Das heißt, nicht wir alleine definieren die Regeln, sondern der Kunde bestimmt Kosten und Nutzen. Das wird im Premiumbereich ein wenig anders aussehen, da muss man mehr bieten als in der Massenmobilität. Und der Kunde wird beim autonomen Fahren erleben, dass die Bewegungsprofile und die Bewegungsökonomie deutlich effizienter werden. Durch Carpooling und Car-sharing werden wir autonom fahrende Autos in bestimmten Zonen sehen, wo man eben für zehn Cent kurz einsteigt und online abrechnet.



Die Veranstaltung fand ein großes Medienecho. Susanne Pfaller beispielsweise berichtete multimedial für den Bayerischen Rundfunk.



**Bischof Gregor Maria Hanke:** „Wenn ich auf unsere Straßen schaue: die Mobilität bringt uns an Grenzen. Wir können unmöglich noch mehr Land verbauen.“

**Florian Schuller:** Sie sprechen immer von Urbanisierung. Klar, aber in Peking sieht es anders aus als in Titting oder sonstwo in Bayern. In der Provinz wird das einzelne Auto wahrscheinlich noch länger gebraucht werden.

**Rupert Stadler:** Das ist ja auch gut so. Natürlich ist in ländlichen Gegenden das Mobilitätsbedürfnis anders zu befriedigen als in den großen Metropolen, wo zehn oder fünfzehn Millionen Einwohner leben. In der Stadt ist der Wunsch groß, den Parkraum zu reduzieren, um mehr Lebensqualität zu ermöglichen und wieder mehr Grünflächen zu gestalten. Meine unternehmerische Aufgabe mit meiner Mannschaft ist, diese Trends wahrzunehmen, sie ernst zu nehmen und dafür zu sorgen, dass wir im Wettbewerb mitspielen. Andernfalls würde das Geschäft ein anderer machen – und das wollen wir natürlich nicht.

**Florian Schuller:** Man hat ausgerechnet, wenn Robotertaxis in Berlin die Herrschaft übernehmen würden, reicht ein Siebtel des bisherigen Verkehrs aus.

**Rupert Stadler:** Allein in Berlin zum Beispiel ist jeder Autofahrer ungefähr 20 Minuten am Tag unterwegs, um einen Parkplatz zu suchen. Da müssen wir doch unsere technische Intelligenz einsetzen und schauen, wie wir das optimieren. Mit unserer Audi Urban Future Initiative zum Beispiel haben wir viele Studien gemacht, in Südamerika, Mexiko, den USA und auch in Asien. In São Paulo steht ein Kunde, wenn er mit seinem Auto fährt, 26 Tage im Jahr im Stau. Das ist fast so viel wie der Jahresurlaub unserer Mitarbeiter bei Audi. Es kann doch nicht unser Ziel sein, das gut zu heißen. Also ist es unser Job, dass wir uns dieser sogenannten Pain-Points, dieser Schmerzpunkte, annehmen. Das ist unser Terrain und da können wir noch viel bewegen.

**Florian Schuller:** Im Silicon Valley wird gerne von „disruption“ gesprochen, anstatt von „evolution“, also von radikal neuem Denken und nicht nur von einem Weiterentwickeln dessen, was da ist. Vielleicht bräuchten wir in der Kirche auch manchmal etwas „disruption“, um ganz neu denken zu können. Aber zurück zur Automobilindustrie. Was würden Sie sich von ihr an „disruption“ wünschen, Bischof Gregor Maria?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Ich bin, wie gesagt, weder Ingenieur noch Zukunftsforscher, aber das Thema bleibt die Nachhaltigkeit, weil an ihr unsere Zukunft hängt. Herr Stadler hat schon angedeutet, wie sehr man sich auch in den Konzernen mit gesellschaftlichen Trends befasst. Ich habe ja vor Jahren, als ich noch in Plankstetten war, die Entwicklung des Audi A2 erlebt, der dann leider nicht den Durchbruch geschafft hat, weil es eben eine Idee war, die zu früh geboren wurde. Damals war ich erstaunt, welche soziologischen Vorgänge hinter der Entwicklung eines Autos stehen. Es ist aber auch sehr wichtig, dass die Technik einen intensiven Dialog hält mit den verschiedenen Richtungen und Strömungen. Das beginnt bei unseren ökologischen Bewegungen, geht weiter in die Soziologie, in die Zukunftsforschung. Es braucht ein ganz großes Podium, damit so etwas wie eine Neuausrichtung auch im Sinne der Nachhaltigkeit gewährleistet ist. Ich kann keine Rezepte ausgeben, aber Herr Stadler hat das auch schon angedeutet, es ist sehr viel weltweit und auch bei uns in der Gesellschaft in Bewegung. An diese Graswurzelbewegungen sollte man das Ohr legen. Das sind oft so prophetische Zukunftszeichen. Ich nenne nur ein Beispiel aus der Vergangenheit, die Entwicklung des Fax-Gerätes in Deutschland. Das hat man nicht beachtet, es wurde outgesourced und war dann kurze Zeit ein großes

Erfolgsmodell, aber eben nicht bei uns, weil wir die Augen davor verschlossen hatten. Wir haben große Potentiale in der Gesellschaft und der Austausch wäre sehr wichtig.

**Florian Schuller:** Potentiale sowohl im Blick auf neue Technik wie auf neues Denken.

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Neues Denken schafft auch neue Technik. Es wird nicht umgekehrt gehen. Die Denkmuster müssen sich ändern, damit der Weg für neue Techniken frei wird.

**Florian Schuller:** Dann blicken wir mal auf neue Techniken des Antriebs. Der Herr Bischof hat vorhin erzählt, er hat inzwischen ein Erdgasauto bestellt.

**Gregor Maria Hanke:** Einen Audi A4 g-tron.

**Florian Schuller:** Er gehört in den Bereich der Verbrennungsmotoren. Welche Zukunftsperspektiven gibt es da?

**Rupert Stadler:** Die Zwölfzylinder-Ära, die Zehnzylinder-Ära ... – sie wird

sächsischen Werlte eine Pilotanlage gebaut, in der wir aus überschüssiger Windenergie mit der Elektrolyse von Wasser und Hinzufügen von CO<sub>2</sub> synthetisches Erdgas erzeugen. Wasserstoff ist das Zwischenprodukt, Methan das Endprodukt. Beide Produkte kann man speichern, anders als Wind oder Strom. Da hat man einen riesengroßen positiven CO<sub>2</sub>-Effekt. Wir integrieren einen kleinen Benziner, damit die Reichweiten länger sind, und sprechen dann von einem bivalenten Antrieb. Ich bin vor ein paar Wochen einen monovalenten Erdgasmotor gefahren: Das ist knackig und sportlich. Und über ein Modell mit regenerativen Energien tun wir auch etwas Gutes für die Luftreinhaltung in den Städten. Wir investieren in die alternativen Antriebstechnologien, weil wir überzeugt sind, dass der Weg Schule machen wird. Und mittlerweile hören wir in punkto Erdgas immer häufiger: Erdgas sei unter Wert geschlagen.

**Florian Schuller:** 900 Tankstellen soll es geben in ganz Deutschland.

**Rupert Stadler:** Die Versorgung, die Grundinfrastruktur sind nicht das Problem. Ich bin überzeugt, das wird gelöst



**Florian Schuller:** „Aber bietet nicht gerade Digitalisierung die Chance, Mobilität ein wenig zurückschrauben zu können?“

zu Ende gehen. Irgendwann wird es vielleicht auch keinen Achtzylinder mehr geben. Das wird je nach Markt sicher unterschiedlich laufen, in Amerika anders als in China, aber wir stellen uns auf solche Entwicklungen ein. Der Verbrennungsmotor wird eine Art Downsizing erleben, das heißt, wir werden schöne turboaufgeladene Vierzylinder-Motoren haben, die in ein paar Jahren alle teilelektrifiziert sein werden, also ausgestattet mit 48-Volt-Bordnetz und Rekuperation. Das wird ein Muss sein. Dann kommen natürlich die Plug-in-Hybride und, wie vorhin angesprochen, der Audi g-tron mit Erdgasantrieb. Wir haben vor einigen Jahren im nieder-

werden. Genauso wie bei der Elektromobilität. Wichtig ist: Wir dürfen nicht nur auf eine Technologieart setzen. Wir werden in unterschiedlichen Märkten unterschiedliche Ansätze brauchen. Und am Ende möge der Beste gewinnen.

**Florian Schuller:** Dann kommen wir mal zum Thema Diesel. Wie sehen Sie dessen Zukunft?

**Rupert Stadler:** Die sehe ich relativ klar. Wir werden den Diesel in Europa noch viele Jahre als Antriebstechnologie brauchen. Der Diesel mit seiner EU-6-Abgasnorm ist ein sauberes Produkt.



*Auch junge Menschen interessierten sich für das Thema Nachhaltigkeit und Mobilität – auch sie hatten sich vorher am Imbiss gestärkt*

Daran ändert auch die Diskussion nicht, die wir seit gut zwei Jahren haben. Wir mussten feststellen, dass Fehler gemacht worden sind. Diese Fehler muss man aufarbeiten und aus ihnen müssen wir lernen. Wir haben ein Mehraugenprinzip organisiert, damit diese Fehler nicht noch einmal passieren. Aber nur weil Fehler gemacht worden sind, zu sagen: Der Diesel hat keine Zukunft, wäre unvernünftig, denn der Diesel ist nach wie vor auch gegenüber dem Benziner vom Wirkungsgrad her hocheffizient, bringt einen großen positiven Beitrag zur CO<sub>2</sub>-Bilanz, die wir mit 95 Gramm Flottendurchschnitt ab 2020 zu erfüllen haben. 95 Gramm CO<sub>2</sub>, das heißt im Kern nichts anderes, als dass unsere gesamte Audi-Flotte in Europa zusammen maximal vier Liter Kraftstoff verbrauchen darf. Da muss ein Audi A8 darunter schlüpfen können, und ein Audi A7 als sportliches Auto. Das heißt, wir brauchen neben Audi A8 und Audi A7 auch mehr und mehr Automobile, die null emittieren.

**Florian Schuller:** Und wer schafft dann die Null?

**Rupert Stadler:** In heutiger Anrechnungsfähigkeit ist das ein reines Elektroauto, ein Battery-Electric-Vehicle. Gleichzeitig müssen wir selbstverständlich immer auch auf die Energiebilanz und den Energiemix schauen. Wenn ein Großteil des Stroms aus Braunkohle erzeugt wird, dann ist das ein Schuss in die falsche Richtung. Aber die Politik hat zumindest den Weg bereitet, dass wir uns in Richtung einer erneuerbaren Energieagenda bewegen. Mit Sonne und Wind und Wasser gibt es gute Elemente, mit denen wir eine Grundversorgung sicherstellen können. Oft wird heute auch viel Energie verschwendet. All das heißt, positiv formuliert: Wir haben noch viel Potenzial. Wie gesagt, ich stehe zum Diesel, wir brauchen ihn in unserer Industrie und auch in Europa, nicht zuletzt zur Erfüllung der gesetzlichen Ziele. Was dann in zwanzig Jahren passiert, das können wir vielleicht in zehn Jahren besser beurteilen. Heute lasse ich lieber Daten und Fakten sprechen, bevor ich mich in eine Pseudodiskussion hineinbegebe, die meiner Meinung nach aktuell leider zu wenig Maß und Mitte hat.

**Florian Schuller:** Welche Möglichkeiten gäbe es für eine Diskussion zum Thema Diesel, die sinnvoll nach vorne führt? Welche Gesprächspartner sollten dann nach vorne kommen?

**Rupert Stadler:** Ich sehe, dass zunehmend eine sachliche Diskussion startet. Und einer solchen stelle ich mich gern. Wir haben im September am Rande der IAA gute Gespräche mit Bundeskanzlerin Merkel geführt, auch im Automobilverband, wo wir als Automobilindustrie weitere Leistungsbeiträge liefern müssen. Es hängt ja sehr stark am Thema Luftreinhaltelinien. Wer darf eigentlich rein in die Stadt, wer nicht? Diese Diskussion hat die Bürger massiv verunsichert, und wir haben alle die Verantwortung, dieses Level an Verunsicherung wieder auf ein gerüttelt Maß Normalität zurückzubringen und dafür zu sorgen, dass wir zu vernünftigen Lösungen kommen. Dabei geht es um besseren Verkehrsfluss, um intelligente Verkehrsleitsysteme, um verkehrsträgerübergreifende Mobilität.

**Florian Schuller:** Welche Lösungen in München oder Stuttgart können Sie sich vorstellen? Weniger fahren?

**Rupert Stadler:** Weniger fahren ist keine Lösung für den, der fahren muss. Ich war vor drei, vier Monaten mit Ministerpräsident Kretschmann in Neckarsulm. Wir haben ihm die neue Sechszylinder-Technologie gezeigt, wie wir die NOx-Emissionen drastisch senken. Wir haben auch über die Einfahrverbote für Stuttgart diskutiert. Und dabei waren wir bei vielen Punkten einer Meinung: Ein Handwerker zum Beispiel, der sich vor zwei, drei Jahren ein Auto gekauft hat, vielleicht nicht in die Stadt rein fahren darf und deshalb kein Geschäft machen kann, ist jetzt natürlich total verunsichert. Diesen Knoten müssen wir wieder lösen. Diese Lösungen wollen wir gemeinsam mit den Städten ausarbeiten. Die Bundesregierung hat finanzielle Mittel bereitgestellt, wir können Technologien anbieten. Seit ein paar Monaten gibt es zudem eine Umweltprämie. Es wäre wünschenswert, wenn bei dieser Initiative noch mehr mitmachen.

**Florian Schuller:** Elektromobilität wird immer als das große nachhaltige Konzept vorgestellt, aber wird da eigentlich das Problem der Batterien mitgesehen? In der Produktion mit all den Seltenen Erden aus dem Kongo oder aus China, genauso wie deren Entsorgung. Manchmal habe ich den Eindruck, es ist wie bei der Atomkraft. Man führt etwas ein und weiß nicht, wie man es am Ende entsorgen kann. Batterien sollen angeblich nur 80.000, 100.000 Kilometer halten, nicht mehr. Also der nachhaltige Traum schlechthin ist E-Mobilität auch nicht?

**Rupert Stadler:** Vor zwei, drei Jahren waren bei Elektroautos etwa 200 Kilometer Reichweite darstellbar. Mittlerweile können wir 500 Kilometer Reichweite anbieten. Damit kommen wir den Kundenbedürfnissen schon sehr viel näher. Und parallel dazu haben wir uns intern im Rahmen unserer Umweltaktivitäten die Aufgabe gestellt, dass auch die Batterie recyclingfähig sein muss. Wenn heute gesagt wird, mehr als 80.000 Kilometer Laufleistung geht nicht, stimmt das einfach nicht. Wir geben auf die Batterie acht Jahre Garantie; nach acht Jahren dürfte sie mindestens noch zwischen 80 und 90 Prozent Leistungsfähigkeit haben. Wenn dann eine Batterie zu uns zurückkommt, sagen wir mal nach zehn Jahren, ist sie ja immer noch leistungsfähig. Damit lässt sich arbeiten – wir nennen das „das second life“ der Batterie. Wir sind der Überzeugung, in Batterien sind so viele interessante Materialien drin, die können wir alle gut einer Wiederverwendung zuführen. So wie uns das heute bei einem konventionellen Auto gelingt, wird uns das morgen bei einem Elektroauto gelingen.

**Florian Schuller:** Bischof Gregor Maria, Sie haben vorher von der Begrenztheit der Ressourcen gesprochen.

Wie gehen wir um mit den begrenzten Ressourcen?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Letztlich kommen wir diesem Gedanken nur dadurch bei, dass wir unseren Lebensstil generell überdenken und auf den Prüfstand stellen. Wollten wir unseren Lebensstil zur globalen Grundlage machen, bräuchten wir 17 Erdbälle. Was wollen wir eigentlich in Zukunft? Wir müssen agieren immer auch im Blick auf jene, die an diesen Entwicklungen noch nicht partizipieren können, aber ökonomisch an der Schwelle stehen. Viele Menschen wollen den Wohlstand, wie wir ihn vorleben, aber er ist nicht multiplizierbar. Folglich müssen wir uns die Frage stellen: Was wollen und was können wir uns leisten? Das ist nicht nur eine ökonomische Frage, sondern fängt bei ganz einfachen Dingen an. Dass ich mich bei meinem persönlichen Lebensstil immer wieder auf den Prüfstand stelle und frage: Brauche ich das? Benötige ich das? Wie gehe ich mit den Dingen, die ich habe, um? Das ist letztlich eine Frage der inneren Einstellung. Früher hat man bei uns in der Kirche von Askese gesprochen. Das war dann lange Zeit verpönt. Vielleicht sollte man diesen Begriff neu erwecken und moderner füllen, mit Solidarität. Wir sollten ein solidarisches Leben führen. Das kann natürlich nicht uniform beschrieben werden, und es wäre auch gar nicht sinnvoll, wenn man das top down gesellschaftlich verordnen wollte. Gerade den Grünen hat man ja auch vorgeworfen, dass sie die Verbieterpartei seien, weil sie zu viel regulieren wollen. Regulierung alleine wird uns nicht verändern, Veränderung geschieht nur als eine persönliche Entscheidung, basierend auf dem persönlichen Bewusstsein, dass wir vernetzt leben, dass das, was ich heute hier in Deutschland verbrauche, auf Zukunft auch fehlen kann.



*Bischof Gregor Maria Hanke: „Ich trage Verantwortung auch für die nachkommenden Generationen, für deren Zukunft: Teilen kann etwas Erfüllendes sein.“*

**Florian Schuller:** Nochmals zurück zu den Antriebsalternativen. Die Brennstoffzelle. Wie schaut es da aus? In dem Bereich scheint Audi ziemlich weit vorne zu liegen.

**Rupert Stadler:** Audi ist im Volkswagen-Konzern bei zwei Themen im Lead: beim automatisierten Fahren und beim Thema Brennstoffzelle. Wenn wir erneuerbare Energien zur Verfügung haben, ist Wasserstoff ein perfekter Energieträger. Deswegen haben wir die Kernkompetenzen „Brennstoffzelle“ an unserem Standort in Neckarsulm verortet. Schon in ein paar Jahren werden die ersten Autos mit Brennstoffzelle fahren, in Kleinserie – erst einmal. Kleinserie deshalb, weil wir heute noch nicht wissen, wie die Infrastrukturentwicklung für Wasserstoff vorbereitet wird.

**Florian Schuller:** Die Brennstoffzelle ist ja vor allem für schwere und größere Wagen geeignet, wegen der großen Tanks. Wird sie also für normale PKWs eher nicht in Frage kommen?

**Rupert Stadler:** Es ist immer eine Frage, wie viel ein Kunde bereit ist, für ein kleines Auto zu zahlen, und welche Technologie dann für diesen Preis kostentechnisch darstellbar ist. Da bin ich eben schon wieder bei einer ökonomischen Formel. Denn wenn unter dem Strich nichts rauskommt und wir nicht mal in der Lage sind, die Löhne unserer Mitarbeiter zu bezahlen, können wir das nicht machen. Das Beispiel vom Audi A2 ist ja vorher angeklungen. Konzeptionell und technologisch perfekt. Und doch seiner Zeit weit voraus, so weit, dass der Kunde nicht mitging.

**Florian Schuller:** Im Moment fahren ja auf deutschen Straßen angeblich nur 230 Autos mit Brennstoffzelle. Da ist noch viel Entwicklung nach oben möglich. Zu einem letzten Bereich: synthetische Kraftstoffe. Welche Rolle werden die spielen?

**Rupert Stadler:** Synthetisches Erdgas, also compressed natural gas, CNG, haben wir heute bereits, es ist verfügbar, und nicht nur in der Pilotanlage, sondern auch real. Die Frage bleibt, was es sonst noch für Möglichkeiten der synthetischen Kraftstoffe gibt. Gibt es synthetischen Diesel, synthetisches Benzin? Kriegt man das aus Mikroben? Um das zu erforschen, haben wir eine Versuchsanlage in den USA mitfinanziert. In dem Labor stellt man sich zum Beispiel auch die Frage: Kann man synthetische Kraftstoffe zum Beispiel aus organischen Stoffen wie Stroh herstellen? Relativ schnell haben die Forscher festgestellt, dass die Balance in diesem Beispiel nicht stimmen würde, denn bis man alle Strohballen der Region zusammengefahren hat, hat man zu viel CO<sub>2</sub> verschleudert. Bei CNG hätte man bereits die Infrastruktur, die Tankstellen; zudem die Motoren mit sauberer Technologie. All das wäre für Betriebswirtschaftler das Einfachste. Aber wenn es einfach wäre, könnte es jeder.

**Florian Schuller:** Ist es vor allem das technische Problem der Herstellung?

**Rupert Stadler:** Ja, im Forschungsbereich gibt es viel, aber die Industrialisierung macht uns massiv Schwierigkeiten. Für Anlagen im industriellen Maßstab braucht man schon mal eine Milliarde Euro oder mehr, um Mengen zu produzieren, die auch Relevanz haben.

**Florian Schuller:** Wir sind ein vielfältiges technisches Panorama abgegangen, und immer wieder kam der Hinweis, dass der ökonomische Faktor mit-

entscheidend ist. Deshalb die Frage: Welche Erwartungen an die Politik sollten wir als Gemeinschaft stellen? Sollte es klare inhaltliche Linien geben?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Ich halte es für gefährlich, wenn die Politik Detailwege vorschreibt, also spricht: Dieser oder jener Energieträger ja, dieser oder jener Energieträger nein. Das ist der beste Weg, um die Kreativität aus den technischen Labors und Ingenieurbüros herauszunehmen. Die Politik muss Rahmenbedingungen vorgeben, im Sinne der Nachhaltigkeit. Dazu kann natürlich auch gehören, dass man Zeitlimits setzt. Aber die Politik darf sich nicht in die Details einmischen, denn um die Umsetzung der Ziele von Nachhaltigkeit muss sich der Fachverband kümmern. Wir sind doch immer wieder überrascht, welche kreativen Lösungen möglich sind, wenn die entsprechende Freiheit des Machens gepaart ist mit klaren Vorgaben und Rahmenbedingungen.

**Rupert Stadler:** Ich kann dem nur beipflichten und gebe dazu ein Beispiel aus dem Alltag. Wer in ein Restaurant geht und sich etwas bestellt, muss nachher die Rechnung dafür zahlen. Wenn die Gesellschaft sagt, sie möchte 95 Gramm CO<sub>2</sub> haben, und wir bieten Technologien an, dann erwarte ich auch von der Gesellschaft, dass sie diesen Weg gemeinsam mit uns geht. Das Gleiche gilt für die Politik. Wir werden, was die Ladeinfrastruktur für Elektroautos angeht, auch als Industrie in Vorleistung gehen, nur dann werden andere folgen. Sie müssen dann auch folgen. Es bleibt die Frage: Sind die, die laut fordern, auch an vorderster Front dabei und bereit, dafür ein bisschen mehr zu bezahlen? Da trennt sich dann die Spreu vom Weizen, wenn es um das ökologische Gewissen geht.

**Florian Schuller:** Der eine Bereich ist die technische Entwicklung, der andere die staatlichen Vorgaben. Aber Sie, Bischof Gregor Maria, haben vorhin noch die Askese angesprochen. Reicht es, wenn die Technik immer weiter entwickelt wird, wenn es neue Chancen gibt, wenn Rahmenbedingungen gesetzt werden von Seiten der Politik? Angesichts Ihrer Erinnerung daran, unsere Art zu leben sei nicht für alle und in alle Zukunft möglich, reicht es da, wenn Elektromobilität und Brennstoffzellen entwickelt werden, aber ansonsten leben wir weiter wie bisher?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Ich bin der festen Überzeugung, wie schon gesagt, dass wir bereit sein müssen, unseren Lebensstandard, unsere Lebensweise, unseren Konsum auf den Prüfstand zu stellen. Ohne diese Bereitschaft werden wir nicht in die Zukunft gehen können. Der Ruf nach Nachhaltigkeit impliziert auch die Bereitschaft, darüber nachzudenken. Wir sehen momentan ja auch, was sich global tut, wie viele Menschen aus Afrika sich auf den Weg nach Europa machen, zum Teil aus politischen Gründen, aber zum Teil auch aus ökonomischen Gründen. Wir leben in einer globalisierten vernetzten Welt und die Menschen dort können eben auch zu Hause am Smartphone erleben, welcher Reichtum in Europa, in Nordamerika herrscht, und der ist für viele Menschen anziehend. Diese Bewegung ist auch unserem Lebensstil geschuldet und muss uns fragen lassen: Können wir in Zukunft diesen Stil weiter pflegen? Ich gebe zu, ich habe keine Patentrezepte, aber es muss doch zumindest einen gesellschaftlichen Diskurs geben, über den Standard unseres Lebens und was wir uns zukünftig noch leisten können oder wollen. Da sind wir



**Rupert Stadler:** „Ich sehe die Zukunftsthemen sehr stark aus der unternehmerischen Perspektive.“

gegenüber den Bewegungen der 1980er, 1990er Jahre wieder etwas schläfrig geworden.

**Florian Schuller:** Zugespitzt gefragt: Ist es unchristlich, sich am tollen Fahren in einem A8 zu freuen?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Es kommt darauf an, mit welcher Geschwindigkeit sie fahren. Das ist schon das erste. Das zweite wäre die Frage, ob

er ihnen gehört oder ob sie eingeladen wurden vom Herrn Stadler. Die Frage ist berechtigt. Brauche ich das Auto? Viele dieser großen Autos sind Firmenausos. Wenn man die mit eigener Münze bezahlen muss, ist die Bereitschaft derer, die gerne genießen, nicht ganz so groß. Das sage ich jetzt mal laienhaft, Herr Stadler mag mich korrigieren. Ich jedenfalls würde mir keinen A8 kaufen wollen. Aber ich habe ja vorhin gesagt, dass ich einen A4 g-tron bestellt habe.



Unsere Zeitschrift „zur debatte“ fand aufmerksame Leser.

**Florian Schuller:** War dieser A4 die obere Schmerzgrenze bei Ihnen?

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Naja, ich bin auch schon A3 gefahren und war voll zufrieden. Aber für mich ist das Auto bei Dienstreisen nicht nur Fortbewegungsmittel, sondern auch teilweise Arbeitszimmer, und beim A3 wird es schon etwas eng. Ich bin kein Techniker, aber ich habe mir eingebildet, dass auch der Achsenabstand ein bisschen kleiner ist, das heißt die Unebenheiten auf den Straßen werden deutlicher beim Tippen in den Laptop übertragen. Deshalb habe ich mich auch im Sinne meiner Arbeitseffizienz entschlossen, den A4 zu wählen, und ich hoffe, dass das auch vom Ökologischen, Nachhaltigen her ein vernünftiger Schritt und eine vernünftige Entscheidung war.

**Florian Schuller:** Zum Schluss jeweils eine persönliche Frage. Professor Stadler, Papst Franziskus hat am 7. Juli 2013 gesagt: „Es tut mir weh, wenn ich einen Priester oder eine Nonne in einem nagelneuen Auto sehe. So etwas geht nicht.“ Und er meinte dann, dass zwar Autos notwendig seien; „doch es reicht auch ein demütigeres, nicht wahr? Denkt daran, wie viele Kinder verhungern.“ „Denn nur“, weiter Zitat Papst Franziskus: „ein kurzer Nervenzickel kann uns nicht wirklich glücklich machen.“ Professor Stadler, wenn Sie die Chance hätten, mit Papst Franziskus zu sprechen, was würden Sie ihm antworten?

**Rupert Stadler:** ... jetzt dachte ich schon, mit ihm zu tauschen. Das wäre schwieriger! Wenn ich mit Papst Franziskus ins Gespräch kommen könnte, würde ich nichts unversucht lassen und ihn zunächst einmal auf eine Testfahrt einladen. Ich muss gestehen, ich fahre gern mal in einem Audi TT RS, ob er da mitkommen würde, weiß ich nicht. Wir

müssen akzeptieren, dass die Menschen unterschiedlich sind. Wir sollten deshalb versuchen, eine vernünftige soziale Balance zu finden. Es wird immer Menschen geben, die wohlhabender sind als andere. Worauf es meines Erachtens aber im Leben ankommt: Wir sollten versuchen, Vorbild für andere zu sein – und das hat jetzt erst mal mit dem Auto nichts zu tun, sondern mit der Art, wie man durch sein Leben geht. Vielleicht hat Papst Franziskus sein Auto-Beispiel symbolisch dafür verwendet, so interpretiere ich das jetzt einmal. Ich versuche, vorbildlich zu sein, in der Art und Weise wie ich auftrete, wie ich mit meinen Mitarbeitern umgehe, wie ich führe, wie ich Verantwortung lebe. Mit 90.000 Menschen, die bei uns beschäftigt sind, die Familien haben, hat man schon mal die eine oder andere schlaflose Nacht. Insofern, so hoffe ich, werde ich meiner Funktion gerecht, und andere haben andere Funktionen und müssen diesen gerecht werden.

**Florian Schuller:** Bischof Gregor Maria, Sie haben vorher erzählt, dass Sie etliche Kurse mit Managern von Audi gestaltet haben. Auf der Homepage von Audi liest man nach der Vision „Wir begeistern durch nachhaltig individuelle Premiummobilität“ als konkrete Ziele: „Rendite, profitable Marktdurchdringung, Agilität, Unternehmensimage.“ Wenn Sie in den Vorstand eingeladen würden, über diese vier Ziele zu predigen, worum würde es in Ihrer Predigt gehen?

**Rupert Stadler:** Darf ich zunächst kurz ergänzen? Mir ist wichtig, dass zum Ziel „Unternehmensimage“ die Reputation gehört, das heißt Integrität beziehungsweise integriertes Handeln. Diese Aufgabe ist Ansporn und Anspruch zugleich, und das hat etwas mit Haltung und Kultur zu tun.



**Bischof Gregor Maria Hanke:** „Wollten wir unseren Lebensstil zur globalen Grundlage machen, bräuchten wir 17 Erdbälle.“

**Bischof Gregor Maria Hanke:** Gegen Rendite an sich ist nichts einzuwenden. Jeder von uns möchte eine Form von Rendite, das heißt: einen Lohn haben, mit dem er leben kann. Die Frage ist, von woher die Renditen kommen. Bei einer solchen Begegnung ginge es mir um die Firmenphilosophie, um die Philosophie des Zusammenarbeitens, um die Frage, was hat der Mitarbeiter, der Einzelne, für einen Wert. Eine ganz wichtige Frage für mich. Das ist der

Fieberthermometer einer Firmenphilosophie. Und wenn dann am Ende etwas Erfolgreiches herauskommt, ist das ganz und gar nicht schlecht. Der Weg, wie es zustande kommt, der würde mein Interesse auf sich lenken.

**Florian Schuller:** Ich bedanke mich bei Ihnen beiden, Professor Stadler, Bischof Gregor Maria, für das intensive, offene und ehrliche Gespräch. □



**Rupert Stadler:** „Wir werden den Diesel in Europa noch viele Jahre als Antriebstechnologie brauchen. Der Diesel mit seiner EU-6-Abgasnorm ist ein sauberes Produkt.“



In der ersten Reihe hatte neben dem amtierenden OB auch Ingolstadts früherer Oberbürgermeister Dr. Peter Schnell Platz gefunden.

**Bischof Dr. Stefan Oster SDB**

# Dank- und Bittwallfahrt nach Altötting

**23. September 2017, von Heiligenstatt nach Altötting**

Unter den Überbegriff „Begegnungen“ stellte Bischof Stefan Oster seine geistlichen Impulse, die er bei der Dank- und Bitt-Wallfahrt der Katholischen Akademie Bayern nach Altötting formulierte. Ausgehend von vier Evangelien-Texten über die Gottesmutter Maria erläuterte Bischof Oster, wie verschieden Begegnungen sein können und welche ganz unterschiedlichen Folgen sie haben können. Gläubige aus München, aber auch aus dem Bistum Passau hatten sich am Samstag, 23. September 2017, eingefunden, um zusammen mit dem Bischof von Heiligenstatt zur Altöttinger Gnadenkapelle zu gehen, wo die Wallfahrt mit einer Eucharistiefeier endete.

Die Wallfahrt im Passauer Bistum stand unter der Überschrift „Der Weg mit Maria – Gott in der Welt begegnen“. Nach der Begrüßung durch Pfarrer Hermann Schächner, als Pfarrer von Burgkirchen am Wald auch für Heiligenstatt zuständig, erzählte Erwin Schadhauser – in der Kirchenverwaltung der Experte für die Geschichte des Ortes – den Gästen aus München, wie es zu diesem überregional weniger bekannten Wallfahrtsort kam. Bereits seit 1373, also rund 100 Jahre früher als nach Altötting, würden Pilger nach Heiligenstatt kommen. Auslöser der Wallfahrt war die wundersame Wiederauffindung einer gestohlenen Hostie. Die Kirche, ursprünglich dem Leib Christi und heute den Unschuldigen Kindern geweiht, seit dem 15. Jahrhundert Grablege der Grafen von Tißling, erhielt 1629 ihre heutige Gestalt. 2004 hätte man das Gotteshaus, das einen umfangreichen Reliquienschatz beherbergt, dann umfassend renoviert, so Schadhauser.

Bischof Stefan Oster ging in seiner Begrüßung auf die Satzung der Akademie ein, lobte deren intellektuelle Arbeit, mahnte aber ausgehend vom Evangeliumstext von der Verkündigung an



Beim Gottesdienst in der Gnadenkapelle standen Bischof Stefan Oster die beiden Konzelebranten Pater Norbert Schlenker (2.v.li.) und Akademiedirektor Florian

Schuller ebenso zur Seite wie Jakob und Franziska, die ministrierten, sowie Mesner Thomas Kowatschewitsch.

Maria, dass die menschliche Vernunft immer mit dem Glauben in Bezug stehen müsse, um positiv wirken zu können. Eine hörende Vernunft sei nötig, um Verstand und Herz zusammenzuführen.

Nach dem bischöflichen Wallfahrtssegnen machten sich die rund 80 Gläubi-

gen unter Leitung von Kapuzinerpater Norbert Schlenker, dem stellvertretenden Wallfahrtsrektor von Altötting, auf den rund sechs Kilometer langen Weg. Für den Bischof war die Akademie-Wallfahrt insofern eine Premiere, als er diese Strecke nach eigenem Bekunden das erste Mal zu Fuß ging.

An der ersten Station hörten die Pilger den Text von der Begegnung Marias mit ihrer Base Elisabeth. Stefan Oster sprach dabei vom Gelingen beziehungsweise Misslingen von Begegnungen. Gelingene Begegnungen, wie die der beiden Frauen, könnten nachhaltige Veränderungen im Leben bewirken. Der



**Jürgen Walter Petzold:**

„Heute will ich einfach auf der Wallfahrt mitgehen und mich tragen lassen. Ich komme schon ewig in die Akademie, weil ich ihren Versuch, den Raum, in dem wir leben, geistig zu erweitern sehr schätze. So etwas ermöglicht den Blick über den Tellerrand hinaus.“

**Antje Bitterlich:**

„Ich nehme an der heutigen Wallfahrt teil, weil ich nicht nur schon lange nach Altötting wollte, sondern mich auch über die Möglichkeit freue, Bischof Oster zu begegnen, den ich für seine Bücher und als großer Fan von Don Bosco verehere.“



## Warum nehme ich an der Wallfahrt teil?

Um Sie, liebe Leser, etwas an dieser Wallfahrt teilhaben zu lassen, fragten wir zum einen neun Menschen, die mit uns pilgerten, was sie bewegt hat, den Weg von Heiligenstatt nach Altötting mitzugehen. Lesen Sie die kurzen Antworten zu den Porträts. Die Bilder auf den kommenden Seiten sollen Ihnen dann einen visuellen Eindruck vermitteln.

Alle Fotos auf diesen Seiten stammen von Robert Kiderle.

Bischof, der während des gesamten Wegs mitten unter seinen Mitpilgern lief, hatte für die zweite Station als Text die Begegnung Marias mit dem greisen Simeon im Tempel ausgesucht. Diese Geschichte zeige, dass man bei Begegnungen auch Unangenehmes, ja Schlimmes erfahren kann, so Stefan Oster. Marias Begegnung mit dem zwölfjährigen Jesus im Tempel schließlich war der dritte ausgewählte Evangeliums-Text. Diese Begegnung schildere einen Wendepunkt im Leben Jesu, als dieser anfange, zu lehren und zu leiten. Alle Christen sollten dies als Motivation sehen, als Jüngerinnen und Jünger für den Glauben zu leben.

Abgeholt von Blasmusik, zogen die Pilger – Marienlieder singend und betend – dann vom Altöttinger Stadtrand zum Kapellplatz. Im benachbarten Rathaus lud Bürgermeister Herbert Hofauer die Wallfahrer zu einem kleinen Empfang, bei dem er in einer launigen Rede auf die enge Verknüpfung seiner Stadt mit den Pilgern hinwies, aber auch auf sonstige Vorzüge seines Heimatortes.

In seiner Predigt bei der Eucharistiefeier legte Bischof Stefan Oster dann unter anderem dar, dass eine Wallfahrt Symbol des christlichen Lebens sei, nämlich des Weges zu Gott. Und der Kern der christlichen Frohbotschaft, das Ziel des christlichen Lebens, sei die Versöhnung des Menschen mit Gott. Alles Weitere im Leben, soziales und politisches Engagement, selbst Nächstenliebe seien Folgen eben dieser inneren Einstellung.

Akademiedirektor Dr. Florian Schuler bezeichnete in einem Schlusswort die Wallfahrt zum einen als einen Dank an Gott für dessen Schutz in der 60-jährigen Geschichte der Akademie. „Aber es ist auch eine Bittwallfahrt, Ausdruck der Hoffnung, dass er uns auch in Zukunft beschirme“, so der Akademiedirektor. □



**Willy Kamperschroer:**

„Heute bin ich das erste Mal auf einer Wallfahrt – und ich bin restlos begeistert. Ich freue mich, dass Bischof Oster dabei ist und empfinde eine tiefe Erfüllung. Insofern kann ich nur loben und bin wirklich froh, dass ich die Veranstaltung im Internet entdeckt habe. Denn bislang kannte ich die Akademie vor allem für ihre tollen Vortragsveranstaltungen.“

**Angelika Stoyhe:**  
„Der liebe Gott weiß, dass ich Gutes tu‘; Wallfahren gehört allerdings normalerweise nicht dazu – heute wurde ich „mitgeschleppt“ und erlebe so meine erste Akademieveranstaltung. Zwar ist die Akademie mit ihren 60 Jahren genauso alt wie ich, dennoch hatte ich bislang nur von ihr gehört. In Zukunft möchte ich aber öfter kommen.“



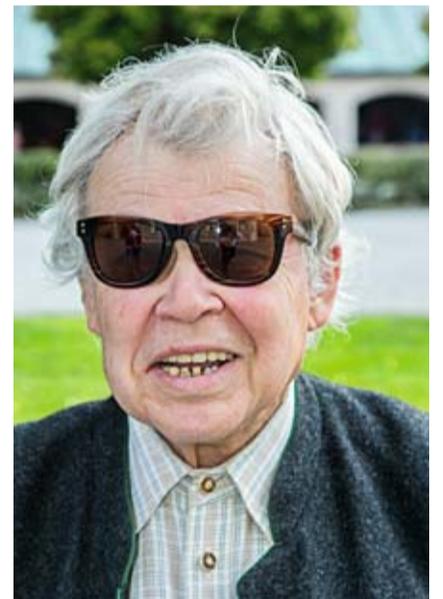
**Karl Brandther:**

„Das ist eine besondere Wallfahrt: Sie lässt mich das Schöne genießen – nicht nur das gute Wetter, sondern auch die interessanten Leute und die überwältigenden Gespräche. Beeindruckt bin ich auch von der Bodenständigkeit des Bischofs. Außerdem werden wir ja nachher in Altötting nicht nur von der Gottesmutter, sondern auch vom Bürgermeister empfangen.“



**Wolfgang Schleuppner:**

„Meine Frau und ich sehen die Veranstaltungen im Rahmen des Akademiejubiläums auch als Möglichkeit, die verschiedenen bayerischen Diözesen zu besuchen. Deshalb waren wir unter anderem auch schon beim Gespräch zwischen Kardinal Marx und Prof. Andreas Voßkuhle auf Herrenchiemsee dabei. Damals wie heute haben wir viel Neues erfahren und erlebt.“



**Sabine Kern:**

„Die Akademie habe ich über meine Freundin Astrid Schilling, die dort Studienleiterin ist, kennengelernt. Bislang war ich hauptsächlich auf Veranstaltungen der Young Professionals, allerdings gehe ich gerne wandern und erinnere mich beim Wallfahren an früher, da ich das mit meinen Eltern oft gemacht habe.“



**Sr. Irmtrud Schreiner, FCJ:**

„Ich komme gerade vom Jakobsweg, auf dem ich seit Jahren jeweils ein Stück gehe. Von der heutigen Wallfahrt habe ich von einer Bekannten erfahren. Zwar war ich schon in Altötting, aber in Anbetracht der morgigen Bundestagswahl schadet es gewiss nicht, für die Welt zu beten. Die Akademie schätze ich für ihre aktuellen Themen, tollen Referenten sowie für das schöne Gebäude. Und wenn man mal selbst nicht kommen kann, kann man ja in „zur Debatte“ nachlesen.“

**Maria Heiningner:**

„Ursprünglich komme ich aus Passau, aber inzwischen wohne ich nur sechs Kilometer von Altötting entfernt. Das Zugpferd der heutigen Wallfahrt ist natürlich der Bischof, der uns tolle geistliche Impulse gab. Mein Mann, mit dem ich heute hier bin, hat auch eine berufliche Verbindung zu Heiligenstatt. Selbst den Weg bin ich schon mehrmals gegangen – allerdings bislang nur in umgekehrter Richtung und bei Nacht.“



Das Innere der Kirche in Heiligenstatt: 2004 wurde das Gotteshaus, das einen umfangreichen Reliquienschatz beherbergt, umfassend renoviert.



Bischof Oster und Pfarrer Hermann Schächner, als Pfarrer von Burgkirchen am Wald auch für Heiligenstatt zuständig.



Gebete, Lieder und Zuhören schon in der Wallfahrtskirche von Heiligenstatt.

Der Bischof und der Akademiedirektor freuten sich sichtlich auf die gemeinsame Wallfahrt.

Die Pfarrkirche in Heiligenstatt, ursprünglich dem Leib Christi und heute den Unschuldigen Kindern geweiht und seit dem 15. Jahrhundert Grablege der Grafen von Tißling, erhielt 1629 ihre heutige Gestalt.





*Seine erste Statio auf dem Pilgerweg hielt der Bischof noch in der Heiligenstätter Kirche.*



*Schon auf dem Weg: Noch ist der Kirchturm von Heiligenstatt zu sehen.*



*Erwin Schadhauer – in der Kirchenverwaltung der Experte für die Geschichte des Ortes – erzählte den Gästen aus*

*München, wie dieser überregional weniger bekannte Wallfahrtsort in der Nähe von Altötting entstand.*



*Auch Maisfelder waren ständige Begleiter der Pilger.*



*Gegen halb zwei brach die Pilgergruppe von Heiligenstatt auf.*



*Entlang der Bahnstrecke von Mühldorf nach Altötting ...*



*Ein Teil des Weges führte entlang von Wiesen und schattenspendenden Bäumen.*



*Kapuzinerpater Norbert Schlenker und Bischof Oster: Der stellvertretende Wallfahrtsrektor von Altötting führte*

*die Gruppe an und wirkte als Vorbeter, Vorsänger und fand noch Zeit, auf dem Weg Besonderheiten zu erklären.*



*Die Pilger beteten nicht nur auf dem Weg, sondern auch während der Stationes.*



*Sehr persönlich, gestützt auf Texte des Lukasevangeliums, gestaltete Bischof Stefan Oster seine Stationes.*



*Kurz vor der ersten Statio auf dem Pilgerweg.*



*Altötting ist in Sicht. Rund zwei Stunden dauerte die Wanderung, auf der*

*Bischof Stefan Oster drei Stationes hielt.*



*... der Regionalzug überholt den Pilgerzug.*



*Am Ziel angekommen: Die Pilger mit Bischof Stefan Oster auf dem Altöttinger Kapellplatz.*



*Singen und Beten vor der Gnadenkapelle: auch hier leitete Pater Norbert an.*



*Für seine organisatorische Arbeit bekam Akademie-Studienleiter Dr.*

*Christian Hörmann ebenfalls ein Geschenk vom Bürgermeister.*



*Eine Musikkapelle empfing den Pilgerzug. Begleitet von der Musik ging es betend und singend durch den Ort.*



*Und auch die Pilger mussten nicht ohne Gabe das Rathaus verlassen: Für alle gab es Weihrauch.*



*Altöttings Bürgermeister Herbert Hofauer und der Bischof unterhielten sich im Rathaussaal bei einem Glas Orangensaft.*



*Ein Teil der Pilger fand während der Messe Platz im Innenraum der Gnadenkapelle, die anderen feierten den Gottesdienst im Vorraum.*



*Bürgermeister Herbert Hofauer hatte in den Rathaussaal geladen, in dem auch ein Porträt von Papst em. Benedikt XVI. hängt.*



*Der Marienaltar in der Altöttinger Gnadenkapelle.*

Erzbischof Dr. Ludwig Schick und Günter Nooke

# Ein Akademiegespräch über „Afrika und unsere Verantwortung“

13. Oktober 2017, Iwalewa-Haus der Universität Bayreuth

**Florian Schuller:** Herr Erzbischof, wann waren Sie das erste Mal in Afrika und warum?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Das erste Land Afrikas, das ich besucht habe, war das heute sehr bekannte und stark kritisierte Simbabwe. Das war 1987 oder 1988. Mein Anliegen war damals, einen Freund zu besuchen. Als ich nebenamtlicher Kaplan in einer Pfarrei in der Diözese Fulda war, wurde einer meiner Ministranten Jesuit. Jesuiten müssen ja gehorchen und dürfen nicht wählen, was sie werden und wohin sie gehen sollen. Aber sie dürfen den Wunsch haben, in die Mission zu gehen, und so kam er nach Simbabwe, hat dort viele Jahre gelebt und wurde vor zwei Jahren nach Mosambik versetzt. Damals war Simbabwe ein blühendes Land. Ich war später noch oft in Simbabwe, heute ist es ein ziemlich heruntergekommenes Land.

**Florian Schuller:** Herr Nooke, Sie sind Beauftragter der Bundesregierung bzw. der Bundeskanzlerin für Afrika, aber angebunden an das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit. Was tut ein Beauftragter der Bundeskanzlerin für Afrika?

**Günter Nooke:** Es war eine Idee der Bundeskanzlerin, weil 2010 beim damaligen G-8-Treffen alle Staats- und Regierungschefs einen besonderen Beauftragten für Afrika hatten. So war es nötig, für die Regierung die Afrikapolitik zu koordinieren. Das war die eine Seite. Die andere ist, dass ich im Ministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit bei Minister Gerd Müller angesiedelt bin. Ich bin seit dieser Legislaturperiode, also seit 2014, auch dort der Beauftragte für Afrika. Insofern habe ich innerhalb des Hauses Zugriff auf Finanzierungsmöglichkeiten und bereite nicht nur die Reisen der Kanzlerin vor.

**Florian Schuller:** Hatten Sie schon früher eine Vorliebe für Afrika?

**Günter Nooke:** Ich war zuvor von 2006 bis 2010 Menschenrechtsbeauftragter der Bundesregierung. Das Thema der Menschenrechte in Afrika hat schon damals für mich eine sehr große Rolle gespielt. Als Afrikabeauftragter geht es für mich jetzt allerdings nicht nur um Menschenrechte, sondern auch um Wirtschaft, Rohstoffe, Frieden und Sicherheit, Kultur.

**Florian Schuller:** Gibt es auch einen Beauftragten der Bundeskanzlerin für Asien oder Lateinamerika?

**Günter Nooke:** So jemanden haben wir nicht, weil man eben gesehen hatte, dass Afrika unser Nachbarkontinent mit besonderen Herausforderungen ist.

**Florian Schuller:** Wenn man über Afrika spricht, dann muss man sich immer klar machen, das reicht von Namibia bis Ägypten. Welches afrikanische



Erzbischof Ludwig Schick von Bamberg, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Günter Nooke, der

Afrikabeauftragte der Bundeskanzlerin (v.l.n.r.), diskutierten engagiert im Iwalewa-Haus der Universität Bayreuth.

Land macht Ihnen am meisten Hoffnung, und welches Land raubt Ihnen den Schlaf?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Das hat natürlich auch etwas mit den persönlichen Erfahrungen zu tun. Aber ich würde zunächst einmal sagen: Afrika gibt es überhaupt nicht. Afrika ist ein Kontinent mit 54 Ländern, ich habe mehr als die Hälfte davon besucht. Und diese 54 Länder sind in sich nochmal sehr unterschiedlich. Wenn man das erst einmal sieht, kann man besser damit umgehen. Aber ich will Ihre Frage gern beantworten: Welches Land macht mir am meisten Sorgen? Das ist Simbabwe. Dort kenne ich sehr viele Menschen, habe viele Freunde. Ich hatte ein blühendes Land erlebt und merke jetzt, wie es herunter kommt. Man kann an Simbabwe auch erkennen, wie Wirtschaftsentwicklung fehlt geht, wie ein Land zurückgeworfen wird und wie Menschen dadurch an den Rand des Existenzminimums, ja in Not und Elend, geraten.

**Florian Schuller:** Könnten Sie noch ein paar der Schwierigkeiten und der Ursachen nennen, warum dies so gekommen ist?

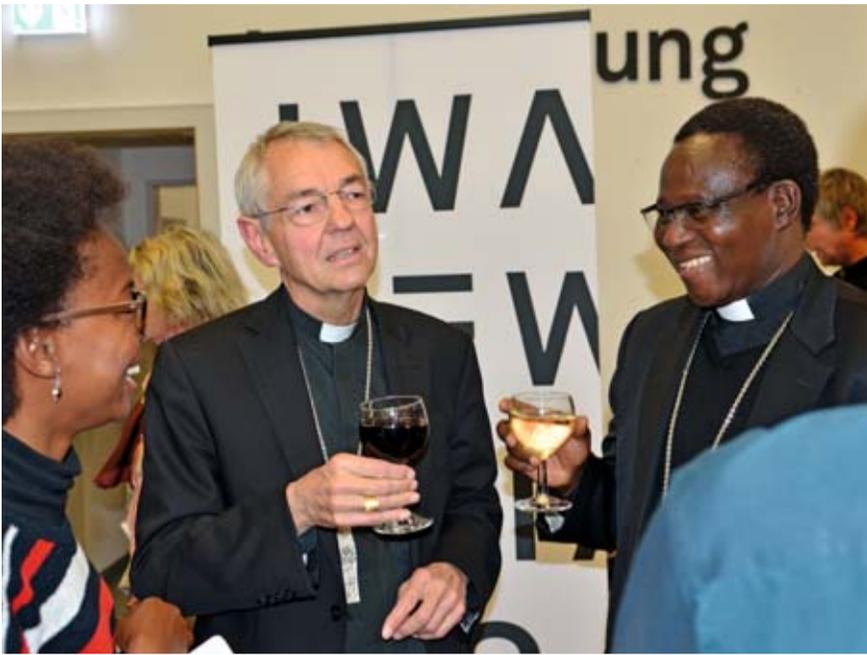
**Erzbischof Ludwig Schick:** Nochmal grundsätzlich, wir sehen immer Afrika als schwarz. Aber Afrika ist bunt, auch im übertragenen Sinn. Es gibt ganz viel Reichtum, ganz viele Möglichkeiten. Und die Länder sind sehr verschieden.

Jetzt zu Simbabwe. Es ist ein wunderschönes Land mit herrlichen Landschaften, es hat genügend fruchtbare Flächen, um für alle Menschen dort die nötigen Nahrungsmittel zu erzeugen. Es gibt die Sambesi-Fälle, die früher viel mehr Tourismus anzogen als heute. Man hat in Simbabwe, und das ist der größte Reichtum, Menschen, die jung, dynamisch, auch sehr taff sind, die gut arbeiten können. Es ist alles vorhanden, was ein Land braucht, um sich entwickeln zu können und nach vorne zu kommen. Und was hat das Ganze verhindert oder zurückgeworfen? Eine Regierung unter Mugabe, die immer absolutistischer geworden ist und sich nicht mehr für das Volk interessiert, sondern die eigene Klientelpolitik betreibt. Um bestimmte Gruppen der Bevölkerung zu befriedigen, wurden andere Kreise und Schichten ausgeschlossen. Es war sicher sehr unklug, die weißen Farmer einfach aus dem Land zu jagen und das Land zu verteilen, ohne dass das nötige Knowhow für Ackerbau und Viehzucht da gewesen wäre. Was eine Gesellschaft zerstört, ist dann auch die Missachtung der Menschenwürde und der Menschenrechte. Bis heute ist die Rechtsituation so, dass man wegen irgendetwas ins Gefängnis kommen kann, ohne dass es zu einem Gerichtsverfahren kommt. Bei solchen Missständen hat zum Schluss niemand mehr rechtes Interesse, am Aufbau der Gesellschaft mitzuwirken. Die das einigermaßen können, die intelligentesten, die am besten aus-

gebildeten Menschen verlassen das Land. Das war in Simbabwe so. Man ging entweder in die Südafrikanische Republik, das Nachbarland, das einigermaßen stabil war, was es jetzt auch nicht mehr ist, oder man ging gleich ins englischsprachige Ausland, nach England oder nach Amerika.

**Florian Schuller:** Herr Nooke, welches Land macht Ihnen am meisten Sorge?

**Günter Nooke:** Vielleicht muss man sagen, dass ein so großes Land in der Mitte Afrikas, wie es die Demokratische Republik Kongo darstellt, zurzeit unter der Regierung von Präsident Kabila, die sich an keine Absprache mehr hält und einfach an der Macht bleibt wie eben viele andere Staats- und Regierungschefs in Afrika, für die Gesamtstabilität des Kontinents besondere Bedeutung hat. Denn die neun Nachbarstaaten wären alle betroffen, wenn es dort zu Kämpfen kommt. Wir haben das kaum mitbekommen in Europa. Bisher sind dort vier oder fünf Millionen Menschen umgekommen. Wir brauchen Regierungen in den afrikanischen Staaten, die sich um ihre eigene Bevölkerung kümmern wollen. Dann können wir ihnen auch Unterstützung geben. Aber wenn es nur darum geht, an der Macht zu bleiben, dann stellt sich natürlich die Frage: Stabilisiert das Geld der deutschen Steuerzahler, das wir als Ministerium ausgeben, nicht die falschen Leute?



Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick und sein Amtsbruder Joachim Ouédraogo, Bischof von Koudougou in Burkina Faso, im Gespräch mit Teilnehmern der Veranstaltung.

Dieses Problem macht gerade die Arbeit in Afrika immer wieder zu einer großen Herausforderung. Wir berauschen uns immer an den Wirtschaftsdaten, dass zum Beispiel von den zehn am schnellsten wachsenden Volkswirtschaften der Welt sechs in Afrika liegen, allerdings auf sehr niedrigem Ausgangsniveau und mit weiterhin hohem Bevölkerungswachstum. Man kann genauso sagen: Die ersten sechs Länder mit dem größten Ungleichverhältnis von Reich und Arm nach dem sogenannten Gini-Koeffizienten befinden sich auch alle in Afrika. Zum Beispiel zeigt sich in Botswana, wo es wirtschaftlich ziemlich gut läuft, ein immenser Unterschied zwischen Arm und Reich. In Namibia, der früheren deutschen Kolonie, geben wir pro Kopf das meiste Geld aus und haben es trotzdem nicht geschafft, die immense Ungleichheit in der Einkommensverteilung zu beseitigen.

**Florian Schuller:** Und welches Land bereitet Ihnen am meisten Freude?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Wenn ich die Wirtschaftsdaten sehe, würde ich auch Botswana nehmen. Aber ich gehe jetzt doch in ein anderes Land. Das ist der Senegal. Aus dem Senegal kommen sehr viele Flüchtlinge zu uns. Das ist aber kein Indikator dafür, dass es dem Land schlecht geht. Das kann sogar ein Indikator sein, dass es dem Land gut geht, dass nämlich viel Bildung angeboten, aber keine Jobs kriert werden, und dann die gut Ausgebildeten nach draußen gehen. Mir macht der Senegal auch deshalb Freude, weil dort Entwicklung stattfindet. Das Bildungssystem ist am Wachsen, auch die Universitäten, oder landwirtschaftliche Projekte. Auch die Regierung ist einigermaßen demokratisch; es gibt keinen Präsidenten wie solche in Nigeria und

vielen anderen Ländern, die manchmal über Jahrzehnte an der Macht hängen. Es stimmen also ganz viele Voraussetzungen, und wenn ich viel Geld zu vergeben hätte, würde ich deshalb in den Senegal investieren, weil sich das lohnt.

**Florian Schuller:** Herr Nooke, welches Land macht Ihnen Freude?

**Günter Nooke:** Ich würde mich gerne, Herr Schuller, um die Antwort drücken. Botswana wäre so ein Land gewesen. Ich möchte aber an einen anderen Gedanken anknüpfen. Es ist zu einfach, „gut“ oder „schlecht“ immer nur an der Regierung fest zu machen. Manchmal sind die Guten nicht ganz so gut, wie wir denken, oder bleiben es nicht, und die Schlechten sind nicht ganz so schlecht, wie wir denken, und bleiben es auch nicht. Die Dynamik in den einzelnen Ländern und manchmal sogar in einzelnen Regionen ist viel größer als wir vermuten. Zum Beispiel hat es in Gambia jetzt gerade eine ganz gute Entwicklung gegeben.

Ich will zurückkommen auf Simbabwe. Ich hatte vor einem Jahr die Möglichkeit, am 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, bei einem Empfang der deutschen Botschaft mit dem Vizepräsidenten und Politikern der Opposition, aber auch mit jungen Leuten zu sprechen. Klar, das Land ist heruntergewirtschaftet, aber das Bildungssystem ist immer noch ziemlich gut im Vergleich zu vielen anderen afrikanischen Staaten – fast noch besser als in Südafrika. Sie leben von der Substanz, aber es gibt noch ein starkes Bewusstsein zum Beispiel der Eltern. Man bezahlt dort selbst für die Grundschule 20 Dollar – und das drei Mal im Jahr. Das ist viel Geld für viele Menschen in Simbabwe. Es gibt dort eine junge Schicht von Menschen, die gar nicht alle zur Mugabe-Partei oder zur Opposition gehören, sondern mir über ethnische Grenzen hinweg, junge Frauen und junge Männer, sagten: „Wir wollen die Alten nicht mehr. Wir haben die Nase voll, das kann so nicht weiter gehen. Wir wollen einfach, dass eine verantwortliche, andere Politik gemacht wird.“

Wenn man sich bewusst macht, welche Rolle die Alten in Afrika spielen, geht das sehr stark an das natürliche Sozialgefüge heran. Man setzt nicht mehr darauf, dass andere es für einen machen, sondern dass man bereit ist, sich selber einzubringen. Die haben sich dort mit den neuen digitalen Technologien vernetzt. Wenn diese jungen Menschen sagen würden: Wenn Mugabe stirbt oder nicht mehr an der Macht ist, wollen wir einfach mal 14 Tage diskutieren, wie es mit dem Land weiter gehen soll, dann sollten nicht wieder alle Botschafter und internationalen Organisationen sagen: Das ist jetzt ein Machtvakuum. Sondern es könnte sein, dass man mit einer freien Diskussion einen ziemlichen Pusch nach vorne bekäme, und plötzlich würde aus einem Land, das jetzt so negativ da steht, schnell ein echtes Erfolgsmodell. Viel hängt von den inneren Strukturen ab. Es lohnt sich immer, erstens einzelne Länder genau anzuschauen, und zweitens zu fragen: Welches Potenzial ist da? Das können einerseits die landwirtschaftlichen Flächen oder das Industrieentwicklungspotenzial sein, aber eben auch die jungen Menschen, die gut ausgebildet sind. In Simbabwe gibt es gerade bei den Jüngeren ein Bewusstsein, sich für ihren eigenen Staat verantwortlich zu fühlen.

**Florian Schuller:** Sie haben beide auf das Thema Bildung Bezug genommen. Aber Sie waren etwas skeptischer bei Simbabwe, Herr Erzbischof?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Was Herr Nooke sagt in Beziehung auf die Bildungssysteme, sehe ich auch so. Aber es sind viele Lehrer in die Südafrikanische Republik weggegangen. Dennoch, die Infrastruktur der Bildung ist vorhanden. Ich finde allerdings, dass sie im Augenblick nicht sehr gut funktioniert.

**Florian Schuller:** Sie sprechen von Simbabwe?

**Ludwig Schick:** Ja, von Simbabwe. Aber wir wollten ja allgemein nochmal über Bildung sprechen. Ich bin der festen Überzeugung, dass die Schultasche wichtiger ist als die Aktentasche. Und in Afrika tragen viele die Aktentasche, ohne dass sie jemals die Schultasche richtig getragen haben. Das ist ein Problem mit den Eliten, aber nicht nur in Afrika. Sie sind oft ein großer Entwicklungshemmer. Wenn man Entwicklung voran bringen will, muss man vielen den Schulranzen geben und vielleicht auch bezahlen. Es ist wichtig, zunächst in die Grundschulausbildung viel Geld zu stecken, damit sich Bildung verbreitet, und sich daraus dann die Oberschulen und die Universitäten entwickeln. Auch meine Mitbrüder im Bischofsamt zielen sehr oft gleich auf die Universitäten. Das ist verständlich, weil man mit den Universitäten mehr Renommee erreichen kann. Wir sprechen auch vom Trickle-down-Effekt: Wir machen oben was, das setzt sich dann allmählich nach unten durch. Ich habe schon ein paar Mal gesagt: Wir sollten auch mal das Trickle-up beachten. Mit dem Trickle-down sind wir zum Teil gescheitert. Das wissen wir aus vielen Bereichen, und gerade im Bildungsbereich bin ich der Überzeugung: Man muss eine allgemeine Basis schaffen und dann natürlich die Begabten fördern, damit sie von unten nach oben kommen. Gott sei Dank hat sich die Kirche insgesamt bei ihrer Missionsarbeit in zwei Bereichen besonders hervorgetan, das sind die Bildung und das Gesundheitswesen. Beide Faktoren hängen erstens eng zusammenhängen und sind zweitens ganz fundamental für jede Entwicklung.

**Florian Schuller:** An diesem Punkt will ich Bischof Joachim Ouédraogo aus Koudougou ins Spiel bringen. Wie schaut es denn bei Ihnen in Burkina Faso aus mit dem Verhältnis von Grundbildung und Universitätsbildung?

**Bischof Joachim Ouédraogo:** Danke für diese Frage. In Burkina Faso gibt es eine sehr hohe Rate von Analphabeten – 64 Prozent. Wir machen aber große Fortschritte, sowohl der Staat als auch die privaten Träger, um Grundschulen in vielen Gegenden unseres Landes aufzubauen. Und auch die Zahl der weiterführenden Schulen wächst langsam. Allerdings sind in Burkina Faso auch 60 Prozent der Bevölkerung unter 35 Jahre alt. Daher können nur sehr wenige das höchste Bildungsniveau erreichen. Und selbst wenn sie es erreichen, gibt es keine Arbeit für sie.

**Günter Nooke:** Man muss sich wirklich bewusst machen, wie anders Afrika ist. Wir fangen immer gleich bei Bildung an. In vielen Ländern herrscht extreme Armut; und wenn ich bei vielen Kindern Mangelernährung feststellen muss, können wir selbst in der Grundschule oder später nicht mehr das erreichen, was durch Bildung möglich ist. Armut macht krank. Deshalb bleibt die Bekämpfung extremer Armut, die manchmal auch bei der Entwicklungszusammenarbeit belächelt wird, natürlich wichtig. Es hilft Menschen dadurch, dass sie nicht retardiert aufwachsen, sondern ihr Potential als Persönlichkeit ausschöpfen können; das ist schon mal



Prof. Dr. Stefan Leible, Präsident der Universität Bayreuth, sprach ein Grußwort an die Teilnehmer.

der erste Schritt. Die Grundschule ist sicher wichtig. Als Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung sind wir aber besonders in den letzten drei, vier Jahren wieder verstärkt in berufliche Bildung eingestiegen. Erzbischof Schick hat es ja gesagt, man will alle möglichst mit weißem Kittel und nicht diese Blaukragen. Man möchte nicht arbeiten, sondern hinterm Computer im Ministerium sitzen. Aber am Ende wird eine Wirtschaft nur aufgebaut, wenn auch ein paar Leute da sind, die arbeiten können und eine Berufsausbildung haben. Deshalb investieren wir relativ viel in diesem Bereich.

Auch vom Herrn Bischof aus Burkina Faso wurde gesagt: Wenn man eine Ausbildung oder ein universitäres Studium abgeschlossen hat, möchte man natürlich auch Arbeit haben und das, was man gelernt hat, einsetzen. Deshalb ist Bildung ein Migrationsfaktor, wenn hinterher nicht die Möglichkeit besteht, adäquate und angemessen bezahlte Arbeit zu finden. Deshalb versuchen wir, mehr Infrastruktur zu schaffen, damit private Firmen sich ansiedeln können. Es ist richtig, die ganz Armen haben gar kein Geld, um nach Europa zu kommen. Die werden bestenfalls in ihrem eigenen Land vertrieben oder schlimmstenfalls ins Nachbarland. Die es sich leisten können, kommen eher aus dem Senegal, Ghana oder Nigeria, die sammeln dann auch die für eine Flucht notwendigen 5000 Euro oder mehr im Dorf. Das Geld bekommt natürlich der, der am besten ausgebildet ist, weil er die höchste Rendite verspricht und sie als Geldrücküberweisung in das Dorf leisten kann. Das ist ein ziemlicher Teufelskreis, und deshalb braucht es einfach an vielen Stellen Prosperitäts- oder Industriezonen, wo sich wenigstens einiges entwickelt.

**Florian Schuller:** Bildung kann also auch gefährlich sein?

**Günter Nooke:** Gefährlich würde ich nicht sagen. Man sollte nur nicht meinen, wenn alle gebildet sind, dann haben wir die Probleme in Afrika gelöst. Da hängt viel mehr dran. Da ist einmal das Thema Religion, ganz allgemein im weitesten Sinne Kultur und Tradition. Wir haben im Ministerium extra eine Abteilung installiert, Entwicklung und Religion. Man muss sich bewusst machen, wie oft noch lokale Prägung oder lokale Religion oder Tradition das gesellschaftliche Leben in den Dörfern bestimmen, und wie schwer es für junge Leute ist, sich gegen Ältere zu stellen. Nicht zuletzt deshalb sind manche Staatshäupter in Afrika länger als 30 Jahre an der Regierung: weil man eben den Alten nicht stürzt.

**Florian Schuller:** Und worin besteht nun unsere konkrete Verantwortung? Wie sollen wir reagieren? Herr Erzbischof, Sie haben vorhin als die beiden Grundherausforderungen Bildung und Gesundheitssystem genannt. Muss unsere Mitverantwortung auch noch in anderen Bereichen zum Tragen kommen?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Ich sehe schon noch andere Bereiche. Unsere kirchliche Entwicklungshilfe stand ja immer unter der Maxime: Hilfe zur Selbsthilfe. Man darf nicht paternalistisch andere in Abhängigkeit halten, auch wenn man es noch so gut mit ihnen meint, sondern es braucht eine partnerschaftliche Entwicklungshilfe. Das bedeutet, dass man den Menschen hilft, auf die eigenen Beine zu kommen, die Verantwortung für ihr Leben, für ihre Gesellschaft, für ihre Länder, auch für den Kontinent, in die eigenen Hände zu nehmen und etwas voran zu bringen.



Foto: Pressestelle Erzbistum Bamberg / Hendrik Steffens

„Farben des Senegal – Kunst aus der Bamberger Partnerdiözese Thiés“ heißt die Ausstellung der Stabsstelle Welt-

kirche. Einige Ausstellungsstücke waren auch während der Diskussion im Iwalewahauss zu sehen.

Dafür ist Bildung *conditio sine qua non*, ohne die geht es nicht. Wir sprechen oft von dualer Bildung, das ist richtig; denn mit Bildung müssen gleichzeitig Jobs kreiert werden. Bildung soll helfen, einen Beruf auszuüben, der mich und meine Familie auch ernährt. Aber ich habe immer gesagt, es muss eine triale Bildung geben. Das hat in Afrika nicht immer gut funktioniert, auch nicht in unseren kirchlichen Schulen. Das dritte Modul der Bildung muss Bildung in Ethik, in Moral, in Demokratie etc. sein. Auch bei Regierungsverantwortungsträgern, die in kirchlichen Schulen groß geworden sind, mangelt es daran.

Ein Zweites, die Gesundheit. Herr Nooke hat es auch schon gesagt. Gesund sind viele in Afrika deshalb nicht, weil sie nicht genügend Nahrung haben. Wir müssen sehen, dass wir die Landwirtschaft fördern und zwar vor allen Dingen das sogenannte Family-Farming, also die kleinteilige Landwirtschaft, die Familien zumindest die Basisernährung garantiert, auch wenn man immer noch etwas dazu kaufen muss. Dazu ist es natürlich wichtig, dass den einzelnen Menschen und Familien auch ihr Land belassen wird, und sie es bewirtschaften können. Deshalb muss geklärt sein, wem welches Stück Land gehört. Das ist ein ganz großes Problem in Afrika. Zum Beispiel die Kataster, die wir hier in Europa haben, fehlen zum Teil völlig, und so kann man Menschen quasi auch noch zu Recht ihres Landes berauben. Das muss anders werden. Wir müssen helfen, dass in allen Ländern Afrikas Kataster erstellt werden. Ein weiteres



**Erzbischof Ludwig Schick:** „Ich bin der festen Überzeugung, dass die Schultasche wichtiger ist als die Aktentasche.“



*Auch Günter Nooke freute sich über den Kontakt zu Besuchern im Iwalewa-Haus.*

großes Problem bildet natürlich der Klimawandel, die Tatsache, dass sich die Wüstenzonen ausbreiten und an den Rändern der Meere die großen Katastrophen verstärkt und häufiger auftreten.

**Florian Schuller:** Wenn Sie von Family-Farming sprechen, sind wir sehr schnell bei der Politik, konkret bei den hohen europäischen Schutzzöllen.

**Günter Nooke:** Diese Diskussion kommt immer wieder hoch. Ich will mich da auch gerne unbeliebt machen. Dass es in Afrika mit der Landwirtschaft nicht voran geht, hat nichts damit

zu tun, wie wir hier in Europa Landwirtschaft subventionieren oder nicht. Man kann durchaus eine gewisse schöne Naturlandschaft erhalten und sie deshalb subventionieren. Es ist natürlich schwieriger, Tomaten hierher zu liefern, aber das wäre von den Transportkosten her teuer und die Standards aus hygienischen Gründen sind so hoch, dass sie in Afrika nur von wenigen – Beispiele sind Mangoproduzenten in Westafrika und Gemüseproduzenten in Kenia – erfüllt werden. Dann kommt dazu, dass wahrscheinlich von dem, was wirklich in Afrika zurzeit produziert wird, gar nicht so vieles hierher kommt.



*Günter Nooke: „Aber am Ende wird eine Wirtschaft nur aufgebaut, wenn auch ein paar Leute da sind, die arbeiten können und eine Berufsausbildung haben.“*

Das Problem ist, Sie könnten viel Geld verdienen, indem Sie Gurken und Tomaten in Afrika für Afrika produzieren, aber selbst das passiert nicht. Wir müssen uns bewusst machen, dass es vor Ort sehr schwer ist, erfolgreiche Familienbetriebe oder auch ein kommerzielles Farming mit etwas Technisierung, also mit Maschinen und Speichertechnik in Afrika für die afrikanischen Märkte zu betreiben. Das hat ganz verschiedene Gründe.

**Florian Schuller:** Welche Gründe hat es?

**Günter Nooke:** Vor allem, dass es zu wenige Menschen gibt, die das entsprechende Knowhow haben. Ich habe im Kongo junge deutsche Männer, mit 22, 23 Jahren, getroffen, die hatten vorher in Deutschland eine kleine Computerfirma und als sie gemerkt hatten, dass sie damit nicht reüssieren, sind sie in den Kongo gegangen. Auf die Frage: „Was macht ihr hier?“ kam die Antwort: „Naja wir bauen Tomaten oder Gurken an, gehen auf den Markt, schauen, was am teuersten ist, und das bauen wir im nächsten Jahr an.“ Die Frage ist, warum macht das niemand anderes? Weil vielleicht das Startkapital fehlt; da kann man sicher helfen. Aber man kann auch fragen: Ist die Ausbildung noch nicht weit genug gestreut? Die Subventionen, über die wir reden, die Hähnchenschenkel, alles, was afrikanische Märkte zerstört, ist natürlich eine große Versuchung, aber kein afrikanischer Staat muss solche Produkte importieren. Es bleibt immer noch eine politische Entscheidung der afrikanischen Verantwortlichen, was durch den Zoll kommt. Natürlich gibt es auch eine Verantwortung, die wir haben, aber nicht die gesamte Verantwortung liegt bei uns. Zum Beispiel ist es beim Thema Korruption ein Unterschied, ob ein Staats- oder Regierungschef Milliarden beiseiteschafft, oder ob ein kleiner Polizist an einer Wegkontrolle versucht, fünf Dollar zu bekommen, damit seine Familie überlebt.

**Erzbischof Ludwig Schick:** Ich stimme Herrn Nooke zu. Wir würden Afrika viel mehr helfen, wenn wir uns von unseren Nahrungsmitteln aus unserer Region ernähren und dazu beitragen würden, dass hier bei uns – ökologisch – mehr angebaut würde. Das würde unserer Natur helfen, das würde unserer Ernährung und Gesundheit gut tun und dann gäbe es eben nicht überzählige Hähnchenschenkel und überzählige Butterberge. Die Diskussion über die Zölle ist eine Phantomdiskussion.

**Florian Schuller:** Eine andere Frage: Was hat die Entwicklungshilfe gebracht? Was sollte anders gemacht werden?

**Günter Nooke:** Ich mache das jetzt schon zu lange: Für die ganz radikalen Lösungen bin ich nicht mehr zu haben. Wir machen nicht mehr die Fehler von vor 20 Jahren. Wir machen vielleicht andere, die nicht mehr ganz so groß sind. Natürlich ist es richtig: Wenn ein Land sich entwickeln soll, geht es nicht darum, Geld von außen rein zu pumpen. Volkswirte sagen, dass eigentlich erst einmal mal in den Gesellschaften selbst etwas passieren muss. Ein Standardsatz, den ich erst vorgestern vom Chefvolkswirt der Weltbank gehört habe: Gib den Armen kein Geld, sondern gib ihnen die Möglichkeit, Geld zu verdienen. Man soll also nicht zu paternalistisch daher kommen. Aber ich glaube schon, dass man mit mehr Geld auch mehr gute Dinge tun kann. Man muss es nur gut einsetzen und so das endogene Wachstum in den Gesellschaften ankurbeln. Wenn nur dann etwas

wächst, solange von außen etwas zufließt, wenn Rohstoffe gefunden und verkauft werden oder Rücküberweisungen kommen oder Entwicklungshilfe geleistet wird, ist das zu wenig. Ich würde die beiden Nachbarkontinente Europa und Afrika gerne als Weggefährten verstehen. Wir machen gemeinsam den einen oder anderen Schritt in die richtige Richtung, vielleicht müssen wir auch den einen oder anderen Schritt, den wir falsch gemacht haben, wieder zurückgehen.

Aber wir sind aufeinander angewiesen. Ohne, dass wir die Probleme in Afrika gemeinsam lösen, wird Europa nicht überleben. Wenn sie nur an den Senegal denken, der vorhin positiv genannt wurde: Acht von zehn jungen Männern im Senegal wollen nach Europa, wenn sie könnten. Ist das die Realität, brauchen wir nicht mehr über Grenzen reden, sondern wir haben ein ganz anderes Problem. Die Kanzlerin hat gesagt: Das Wohl Afrikas liegt im Interesse Deutschlands und Europas. Auf das Interesse Deutschlands legt eine Bundeskanzlerin ihren Eid ab, also die höchste Form unserer Verantwortung. Hier liegt eine Herausforderung für die gesamte Europäische Union. Einerseits müssen wir alle ambitionierter sein und auch einmal Dinge denken, die wir vorher für unmöglich gehalten haben, aber andererseits auch ehrlicher, wenn wir sagen, was wir leisten können, und was nicht. Das ist dann etwas völlig anderes, als afrikanische Staats- und Regierungschefs und Gesellschaften leisten können. Diese Ehrlichkeit hilft viel weiter, als sich an der Universität eine neue Theorie auszudenken, zehn Jahre eine Entwicklungszusammenarbeit in dieser Richtung zu betreiben und dann zu merken, es war ganz gut, aber geholfen hat es doch nicht.

**Florian Schuller:** „Das Wohl Afrikas liegt im Interesse Europas.“ Wegen eines ähnlichen Satzes ist bei uns schon einmal ein Bundespräsident zurückgetreten. Herr Erzbischof, wie sollen Geld und Engagement der Entwicklungshilfe sinnvoll weitergegeben werden?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Ich komme nochmal auf das zurück, was ich schon am Anfang sagte. Wir haben Entwicklungshilfe immer nach dem Grundsatz verstanden: Hilfe zur Selbsthilfe. Der Satz ist sehr banal beim ersten Hören, hat aber eine tiefe Wahrheit. Wir müssen sehen, dass Afrika wirklich auf die eigenen Beine kommt, und dabei natürlich auch unsere eigenen Interessen berücksichtigen. Den Titel dieser Veranstaltung, den wir mit meiner Zustimmung gewählt haben, „Afrika und unsere Verantwortung“, könnte man auch mal anders formulieren: „Afrika und unsere Bereicherung“. Afrika hat ganz viele Reichtümer, Europa und Deutschland haben auch viele Reichtümer; und wenn wir die austauschen, gut und vernünftig und partnerschaftlich, werden wir beide reicher. Europa und Afrika, Deutschland und Simbabwe, der Senegal und Nigeria wären reicher. Zum Beispiel könnten wir keine Handys herstellen, wenn wir nicht von Afrika viele Edelmetalle bekämen. Und Afrika braucht von uns das Knowhow, mit den eigenen Naturressourcen besser umzugehen. Afrika hat wunderbare Kulturen, und im Austausch der Kulturen würden wir alle reicher werden. Das gilt für die Wirtschaft, die Kultur, die Bildung und vieles mehr.

Im Augenblick haben viele bei uns immer noch den Eindruck, wir müssen unseren Standard bewahren. Ich erlebe das im Augenblick bei vielen Diskussionen. Man hat Angst vor Afrika. Die kommen mit den Booten daher und nehmen uns unseren Wohlstand

weg. Diese Angst ist erstens unberechtigt und zweitens nicht hilfreich. Wenn man sagen würde, wir haben Reichtümer, tauschen die aus und so kommen wir beide miteinander auf den Weg in eine bessere Zukunft, würde das viel mehr helfen. Das müsste allerdings nicht nur in die Köpfe der Politiker, auch in die der einfachen Menschen. Wir dürfen bei der Lösung von Problemen nicht immer nach oben schauen und sagen: Die da oben tun nichts, dann muss ich auch nichts tun. Das ist zu billig. Wir alle können etwas tun, damit unsere Zukunft eine bessere wird.

**Florian Schuller:** Auf eine solche Haltung würden wir uns wohl schnell einigen können. Aber die Frage bleibt: Welche konkreten Strukturkonsequenzen, welche Zusammenhänge ergeben sich daraus? Direkt den Vertreter der Politik gefragt: Auf welche Weise, jenseits der seltenen Erden für unsere Handys, ist in den letzten Jahren Deutschland durch den Austausch mit Afrika bereichert worden?

**Günter Nooke:** Es sind vor allem die Menschen, die man überall auf der Welt trifft. Es gibt sicher viele unter uns, die sehr genau wissen, warum sie nach Namibia, nach Tansania in den Urlaub fahren, und trotzdem sind die Landschaften und Tiere nur der eine Teil. Tiere kann man in Büchern nachschlagen. Aber die afrikanischen Kulturen und Entwicklungen zu verstehen, besonders wenn man die lokalen Sprachen nicht spricht, ist eine große Herausforderung, gerade für uns. Deshalb habe ich das Bild der Weggefährten gewählt; manches kann man erst verstehen, wenn man miteinander unterwegs ist. An dieser Stelle zwischendurch gesagt: Kirchen sind ein ganz wichtiger Partner für die Beziehungen, die zwischen Europa und Afrika wachsen, weil viele der klassischen Maßnahmen der Entwicklungszusammenarbeit, die wir selbst als Regierung oder die mit unserem Geld Nicht-Regierungsorganisationen verantworten, oft nicht in die Tiefe des Landes reichen, wo eben noch ein Priester ist, und vor Ort eine kirchliche Veranstaltung stattfindet. Wir sollten noch ein bisschen stärker hinhören, was tatsächlich das Interesse afrikanischer Staaten ist. Oft ist es allerdings nicht ganz einfach zu unterscheiden, was Regierungen sagen und was vielleicht die Mehrheit der Bevölkerung sagen würde. Wenn die Menschen frei reden könnten, was auch nicht immer gegeben ist, weil sie Angst haben oder nur das sagen, was man hören will in dem Land, käme manches andere heraus. Also ich denke, dass hier eine Möglichkeit besteht, sich stärker aufeinander einzulassen.

Bei aller Kritik an Handys und den neuen Technologien: Durch sie besteht die Möglichkeit, sich zu informieren und zu vernetzen. Man sieht aber natürlich auch, wie Menschen anderswo auf der Welt leben. Wir leben hier in Europa auf eine Art und Weise, die sehr auf Effizienz hin getrimmt ist, wo vieles monetarisiert wird, und wir meinen, man würde nur so leben können. Das große Problem ist, dass afrikanische Jugendliche zwar sehen, wie man in Europa lebt, aber kein Verständnis dafür haben, was es erfordert, damit man so leben kann. Die Frage an die jungen Afrikaner wäre also: Wollt ihr eigentlich genauso leben oder könnt ihr überhaupt genauso leben wie wir bei uns? Würden wir hier in Bayreuth genauso arbeiten, wenn den ganzen Tag 35 Grad Hitze und 100 Prozent Luftfeuchtigkeit herrschten? Das wäre auf dem Bau nicht so ganz einfach. Es gibt Herausforderungen, die stellen sich ganz anders, und seien es nur die Klimafrage oder die Wetterfrage. Es heißt dann oft,



Foto: dpa/Belal Khaled

Die Aktualität des Akademiegesprächs im Erzbistum Bamberg zeigte sich rund einen Monat später, als im November die jahrzehntelange Herrschaft Robert Mugabes durch einen unblutigen

Militärputsch beendet wurde. Ob die Regierung des neuen Präsidenten Emmerson Mnangagwa – von diesem Mann freudig begrüßt – die Situation im Land verbessern wird, muss sich zeigen.

man will afrikanischen Menschen vorhalten, so zu leben wie wir. Aber man kann den Standard, den wir haben, nicht erhalten ohne die Nachteile, die damit verbunden sind. Das erfordert ein ehrlicheres Aushandeln in den afrikanischen Gesellschaften, was man will und in welcher Geschwindigkeit. Ich nehme mal ein Beispiel von Ihrem Familienbetrieb, Herr Erzbischof. Ein Staatschef hat mal gesagt: Die größte Herausforderung in den afrikanischen Gesellschaften heißt, wie kommen wir von den 70 – 80 Prozent Subsistenzwirtschaft in der Landwirtschaft zu kleinen profitablen Familienbetrieben. Das hätte dann zur Folge, dass man nicht bei jeder Dürre gleich wieder das Welternährungsprogramm braucht. Wenn Sie einen erfolgreichen Familienbetrieb haben, der jedes Jahr vom Verkauf der Früchte etwas zur Seite legen kann, um eben alle fünf oder zehn Jahre eine Dürre zu überstehen, sind Sie ein Unternehmer, jemand, der Geld hat. Aber wenn Sie sich für eine Sippe mit 100 oder 200 Leuten verantwortlich fühlen, und es wird jemand von denen krank und braucht eine Operation in der Hauptstadt, haben Sie ein riesengroßes Problem: Dann können Sie das gesparte Geld nicht für die Milderung der Dürrefolgen oder Ihren Betrieb aufheben, sondern geben es für die Schutzbefohlenen aus. Das sind kulturelle Prägungen, die wir uns überhaupt nicht vorstellen können, und deshalb warne ich immer davor, zu denken: Es gibt die eine Lösung, wir müssen das und das machen, und dann geht es Afrika gut. Wir müssen

uns viel länger und genauer aufeinander einlassen.

**Florian Schuller:** Herr Erzbischof, Sie haben vorhin das Thema Digitalisierung ins Spiel gebracht. Handys und Smartphones haben die Fluchtbewegungen überhaupt erst möglich gemacht. Sie

selbst sind engagiert in den Social Media präsent. Nur manchmal, wenn Sie irgendwo in Afrika sind, kommt nichts, weil Sie in irgendeinem Funkloch stecken. Also Digitalisierung, die wir nicht zurückschrauben können, als unwahrscheinliche Bereicherung und unwahrscheinliche Herausforderung.



Michael Kleiner von der Stabsstelle Weltkirche im Erzbistum Bamberg präsentierte einen Teil der Ausstellung „Farben des Senegal – Kunst aus der Bamberger Partnerdiözese Thiès“.



**Erzbischof Ludwig Schick:** „Afrika hat ganz viele Reichtümer, Europa und Deutschland haben auch viele Reichtümer; und wenn wir die austauschen, gut und vernünftig und partnerschaftlich, werden wir beide reicher.“

Die Afrikaner sind manchmal viel weiter als wir. Wenn in Kenia Nomaden Ziegen verkaufen, geschieht das nicht per Bargeld, sondern per digitaler Überweisung mit dem Handy. Wie erleben Sie Digitalisierung und damit Globalisierung, wenn Sie in Afrika unterwegs sind?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Zunächst einmal, ich erlebe in Bayern mehr Funklöcher als in Kenia. Was Social Media

angeht, sind viele Länder Afrikas weiter als wir hier.

Ich will nochmal Herrn Nooke unterstützen. Ich lese zurzeit das Buch von Asfa-Wossen Asserate, dem äthiopischen Prinzen, über „Deutsche Tugenden“. Da ist mir einiges aufgegangen, auch für meine weltkirchliche Erfahrung. Er schreibt zum Beispiel: Warum sind die Deutschen so pünktlich? Warum sind die Deutschen so fleißig? Warum haben sie auch so viel Vorratswirtschaft?



Der Bamberger Domkapitular Dr. Josef Zerndl (li.), Regionaldekan und Pfarrer in St. Hedwig in Bayreuth sowie Mitglied im Allgemeinen Rat der Akademie, war zur Veranstaltung gekommen.

Ebenso Dr. Wolfgang Stahl: Er fungierte in seiner Eigenschaft als Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung in Bayreuth als einer der Mitveranstalter.

Er vergleicht das immer mit Afrika. Nicht einfach weil wir charakterlich so geprägt sind, sondern aufgrund unserer klimatischen Verhältnisse, die es in Afrika überhaupt nicht gibt! Das muss man sich klar machen, um andere zu verstehen.

Wir wollten ja über Verantwortung reden. Um Ihre Frage zu beantworten, was könnten wir tun, damit es Afrika und uns besser geht: Wir müssen weg von unserer Wegwerfgesellschaft, zum Beispiel auch bei Nahrungsmitteln. Das wäre ein wichtiger Beitrag, um Afrika besser zu ernähren. Wir müssen uns mit unseren Produkten ernähren, damit auch ökologisch nachhaltiger werden und uns so auch einsetzen für die Bewahrung der Schöpfung. Wir müssen nicht an Weihnachten Erdbeeren von Gott weiß wo her haben. All das belastet die Umwelt. Die Erdbeeren müssen hertransportiert werden, die werden irgendwo unter irgendwelchen Zelten mit irgendwelcher Wärme und viel Energie gezüchtet. Wir würden gesünder leben, etwas für das Klima tun und Afrika mehr Lebensmöglichkeiten geben. Ein Weiteres ist die Kleidung. Die würde etwas teurer für uns, wenn wir auf Produktionsstandards schauen würden - das müssen wir aber in Kauf nehmen. Man muss sich aber auch überlegen, ob man immer den neusten Schrei bei Handys, Smartphones oder iPads mitmacht. Weiter - was und wie kann man recyceln? Das würde Arbeitsplätze schaffen, hier wie in Afrika, und dort mithelfen, bei der Gewinnung von Naturressourcen viel menschenwürdiger zu arbeiten. Wir bräuchten, um einen weiteren Punkt anzubringen, internationale Arbeitsrechtsstandards und internationale Gewerkschaften. Alle diese Möglichkeiten haben wir zum Teil selbst in der Hand. Dafür müssen wir auch auf unsere Politiker einwirken. Warum jedoch fragen wir unsere Politiker immer nur, was uns zum Vorteil gebracht?

**Günter Nooke:** Da machen wir eine ganze Menge, Herr Erzbischof. Es gibt die Internationale Arbeitsorganisation in Genf. Die setzt Standards, gerade wenn es um menschenwürdige Arbeit geht. Dann hat Gerd Müller als Entwicklungsminister das Thema in den letzten Jahren, mit dem Textilbündnis, nach ganz oben gestellt. Aber Sie können in souveränen Staaten nur das umsetzen, wozu eine Regierung bereit ist mitzugehen.

**Erzbischof Ludwig Schick:** Ich wollte unsere eigene Verantwortung betonen. Wenn wir wirklich Verantwortung für Afrika wahrnehmen wollen, müssen wir bereit sein, hier unseren Standard zu verändern.

**Günter Nooke:** Beispiel T-Shirt: Ich nenne mal die Zahl, die mir ein Textilunternehmer in Mauritius genannt hat: Ein T-Shirt kostet in Mauritius in der Produktion drei Dollar und wird mit einem guten Label als Marken-T-Shirt bei uns für umgerechnet 35 bis 40 Dollar verkauft. Das Problem liegt nicht daran, ob wir drei oder vier Dollar vor Ort bezahlen, sondern dass man danach so viel Geld verdienen kann. Es wäre überhaupt kein Problem, bei der Produktion entsprechend auskömmliche Löhne zu bezahlen, die T-Shirts würden gar nicht viel teurer werden, aber wir haben ein System geschaffen, das mehr verklavt, als uns das in der westlichen Welt bewusst ist.

**Florian Schuller:** Herr Nooke, Sie haben eine Vergangenheit als Kämpfer für Menschenrechte während der friedlichen Revolution in der DDR. Sind die Menschenrechte universal? Sind sie

historisch gewachsen? Welchen Standard setzten wir deshalb?

**Günter Nooke:** Ich bin überzeugt: Es gibt so etwas wie universale Menschenrechte. Niemand will gefoltert werden, jeder will sagen dürfen, wann er Hunger hat, und nicht den Mund verboten bekommen. Es soll auch eine gewisse Freiheit der Entwicklung für jeden einzelnen geben. Die in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte verankerten, elementaren Menschenrechte sind etwas, für das es sich lohnt zu kämpfen und sie zu verteidigen. Als ich Menschenrechtsbeauftragter wurde und wir 2006 den neuen Menschenrechtsrat in Genf etabliert hatten, hatte das Thema noch Konjunktur, jetzt redet kaum noch jemand darüber. Das ist sehr schade. Ich halte viel von der Idee universaler Menschenrechte, meine aber, dass wir einen großen Fehler gemacht haben, indem wir den Menschenrechtskatalog sehr weit gefasst und im Grunde jede Politik zur Menschenrechtspolitik erklärt haben. Wenn Sie fragen, was Menschen wollen, dann sagen die immer: Gut und sicher leben, und wahrscheinlich - in Deutschland nicht alle, aber in Afrika alle -, meinen Kindern soll es mal besser gehen. So unterschiedlich ist das gar nicht, was sich Menschen wünschen.

Das muss man dann nochmal ausdiskutieren, aber wir machen uns auch immer etwas vor. Wir haben in Ländern, in denen schlechte Regierungen Menschenrechte besonders schlimm verletzen, dies durchaus deutlich formuliert. Im Rahmen der Compact with Africa Initiative der Privatwirtschaft sind wir in Länder gegangen wie die Elfenbeinküste oder Ghana und nicht nach Ruanda, obwohl Ruanda ein prosperierendes Land ist, aber eben auch ein Land, das mehr oder weniger als Entwicklungsdiktatur funktioniert. Ähnlich ist es in Äthiopien. China wird immer als Vorbild genommen, Menschenrechte spielen dort keine Rolle. Aber nochmals, um die Menschenrechte zu retten, müssen wir den Kern, den Mindeststandard hochhalten und nicht alles als, Menschenrechtsorganisationen sagen das manchmal, „Human Rights based approach“ begreifen. Dann ist nämlich alles, was wir machen, Menschenrecht, und jeder hat das Recht, so zu leben wie wir. Jeder Mensch hat das Recht auf ein würdiges Leben, jeder hat aber auch die Pflicht, für das gute Leben selber hart zu arbeiten.

**Erzbischof Ludwig Schick:** Ich würde dem ohne Wenn und Aber zustimmen. Die Menschenrechte sind individuell und universal. Wenn immer von bestimmten Gruppen, auch Regierungen, behauptet wird, sie seien kulturell abhängig, dann kommt das meistens von Leuten, die ihre Privilegien, ihre Rechte und ihre Herrschaft behalten wollen und deshalb die Allgemeingültigkeit der Menschenrechte ablehnen.

Und noch eine Erfahrung. Ich war in vielen Ländern Asiens, Afrikas, Lateinamerikas. Unabhängig von Hautfarbe, Religion, Kultur und Bildung, im innersten Kern sind die Menschen gleich. Sie haben die gleichen Wünsche, sie möchten geliebt werden, anerkannt, respektiert werden, sie möchten sich entwickeln können. Und gleichzeitig wirken in allen Menschen die gleichen Versuchungen. Nämlich egoistisch zu werden und die anderen auszubeuten. Und jetzt komme ich auf die Frage der Religion. Zunächst einmal müssen wir als Christen die individuellen und universalen Menschenrechte unbedingt einfordern. Von unserem Glauben her sagen wir: Es gibt nur einen Gott, und alle Menschen sind nach Gottes Bild und Gleichnis geschaffen. Das bedeutet, dass

alle die gleiche Würde haben, eine gott-ebenbildliche Würde. Damit zusammen hängen auch die gleichen Rechte, wiederum unabhängig von Religion, Hautfarbe, Kultur. Das müssen wir als das Allerwichtigste verteidigen und daraus entsprechende Konsequenzen ziehen. Jesus sagt: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben in Fülle haben.“ Alle. Dann muss ich mich auch für alle einsetzen, damit sich überall die Menschen in ihren kulturellen und gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Bezügen entwickeln können. Letztlich glauben wir ja nicht, dass die Welt irgendwann in Chaos und Vernichtung endet, sondern in den neuen Himmel und die neue Erde hineingeht. Deshalb müssen wir alles tun, dass das voran geht.

**Florian Schuller:** Und wenn es schlimmste Verletzungen der Menschenwürde in einem Staat gibt, militärischen Einsatz?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Der militärische Einsatz kann als letztes Mittel möglich sein, nämlich um Menschen vor der Tötung durch andere zu bewahren. Das ist immer unsere Auffassung gewesen. Aber es darf niemals ein Einsatz sein für irgendwelche Vorteile, sondern er dient der Verteidigung des Menschen. Und ich darf immer nur mit verhältnismäßigen Mitteln einschreiten, um Menschen aus Lebensgefahr zu befreien. Nichts anderes.

**Günter Nooke:** Wenn die Kirche uns in dieser Angelegenheit soweit entgegen kommt, ist die Politik sehr zufrieden. Es reicht völlig aus, wie es Erzbischof Schick beschrieben hat. Ich halte es für ein gutes Zeichen, dass die Afrikanische Union und oft auch die regionalen Organisationen in Afrika ein Recht haben, zu intervenieren, wenn es ganz schlimm kommt. Ich nehme als Beispiel Gambia, als dessen Präsident in der Hauptstadt von Senegal vereidigt wurde, weil es in Gambia nicht möglich war. In Europa tun wir uns bei solchen Problemen schwer. Die europäische Verfassung und der Maastricht-Vertrag, der Lissabon-Vertrag, geben es nicht her, dass wir uns in die Souveränität eines einzelnen Mitgliedsstaates einmischen, wie es in Afrika möglich ist. In Afrika wird also durchaus schon eine gewisse Verantwortung wahrgenommen. Ich hatte vergangene Woche mit dem afrikanischen Kommissar für Frieden und Sicherheit entsprechende Gespräche geführt in Addis Abeba.

Aber eine Militärintervention ist immer eine ganz schwierige Sache. Man muss dafür sorgen, dass sich die Missionen nicht verselbstständigen, zehn Jahre im Land bleiben, und nur noch versucht wird, Geld abzugreifen, weil nicht mehr viel passiert. Man muss schon sehr genau hinsehen, wo echte Terrorbekämpfung geschieht. Das deutsche Interesse besteht natürlich darin, die Afrikaner zu befähigen, ihre Probleme selbst zu lösen. Das trifft vor allem in der Sahelzone zu, wo es um Terrorismusbekämpfung und Schmugglerbekämpfung geht, nicht nur um die Verteidigung der Menschenrechte.

Nochmals zu den Menschenrechten. Viele Staats- und Regierungschefs verletzen Menschenrechte massiv, aber wir müssen genau hinsehen, was diese Staats- und Regierungschefs im Einzelnen tun. Manche sind nicht ganz so schlimm. Wir haben uns angewöhnt, das Menschenrechtsthema sehr stark mit der Frage zu verknüpfen: Waren die Wahlen demokratisch? Demokratie kommt in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte im Relativsatz als Partizipation vor. Aber entscheidend ist doch, was mit der Macht, die man hat,

getan wird. Ich wünschte mir, dass die Diskussion auch in den Nachrichten nicht nur über den Wahlprozess selbst geht, dass gefragt wird, ob er ganz demokratisch war oder nicht, sondern dass wir uns genauer damit auseinandersetzen, was eigentlich ein demokratisch gewählter Staatschef treibt, zum Beispiel in Tansania. Dieser frei gewählte Präsident regiert leider nicht gut, wenn es darum geht, Opposition zuzulassen und freie Meinungsäußerung zu ermöglichen. Das Parteiengesetz wird gerade geändert. Tansania ist ein Land, in dem Ost- wie Westdeutschland engagiert waren, die katholische und die evangelische Kirche, mit dem wir viel Romantik verbinden, „die Serengeti darf nicht sterben“, aber was dort gerade passiert, ist Rückentwicklung.

**Erzbischof Ludwig Schick:** Die katholischen Bischöfe haben sich gerade in Tansania zu Wort gemeldet und gesagt: So geht das nicht.

**Florian Schuller:** Wir sind einen sehr weiten Weg gegangen. Aber wir müssen noch unbedingt jenen Bereich ansprechen, für den Sie, Herr Erzbischof, als Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz besondere Verantwortung tragen, nämlich für jene kirchliche Sendung, die wir im klassischen Verständnis als Mission bezeichnen. Was heißt heute Mission, heute Zeugen zu sein für den Glauben an Jesus Christus, wie es die letzten Verse im Matthäusevangelium prononciert formulieren: „Geht zu allen Völkern“?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Ich habe davon eine klare Vorstellung und möchte diese ganz kurz darlegen, weil vieles Reden meist mehr verschleiert als Klarheit zu bringen. Wir sprechen von Mission im Sinne von Evangelisierung. Und Evangelisierung ist Evangelisierung, nicht Rekrutierung. Das erst mal als Vorwort.

Matthäus 28 fordert: Geht in die Welt hinaus und versucht, alle Menschen mit dem bekannt zu machen, was das Evangelium als Kernbotschaft enthält: Dass es einen guten Gott gibt, den Vater aller Menschen, nochmals: unabhängig von Kultur, Rasse oder Hautfarbe. Die Konsequenz daraus ist, dass alle Menschen die gleiche Würde und die gleichen Rechte besitzen. Dann: dass alle Menschen sich nach dem Hauptgebot richten sollen, nämlich Gott lieben und den Nächsten wie sich selbst. Wenn man damit die Menschen vertraut macht und ihnen hilft, danach zu leben, dann ist das Evangelisierung. Wenn sie dann noch Gemeinschaft bilden und zur Kirche werden oder zur Kirche kommen, ist das Evangelisierung, und alles andere ist es nicht.

**Florian Schuller:** An Sie beide noch jeweils eine Schlussfrage mit der Bitte, in einem Satz zu antworten. Herr Nooke, Sie haben als DDR-Bürgerrechtler den Umschwung in einem Wertesystem und Regierungssystem nicht nur erlebt, sondern auch bewusst herbeigeführt. Welche Ihrer Erfahrungen von damals, 1988/89, würden Sie gerne an Menschen in afrikanischen Ländern weitergeben wollen?

**Günter Nooke:** Egal, ob ich jetzt Revoluzzer war oder Staatsdiplomate, als praktizierender evangelischer Christ halte ich es für wichtig, dass man mit dem, was einem der Glaube bedeutet, gerade auch in Afrika viel mehr Vertrauen schafft, als wenn man daher kommt und den aufgeklärten, säkularen Weltbürger gibt. Das nimmt man uns nicht ab, und das ist auch keine Haltung, die uns in Deutschland weiter bringt.



**Günter Nooke:** „Oft ist es allerdings nicht ganz einfach zu unterscheiden, was Regierungen sagen und was vielleicht die Mehrheit der Bevölkerung sagen würde.“

**Florian Schuller:** Herr Erzbischof, im Alten Testament gibt es eine große Geschichte der Begegnung der Kulturen, den Besuch der Königin von Saba bei König Salomon. Die Königin kommt mit Geschenken und geht mit Geschenken, die sie von Salomon erhält. Wenn Sie diese Geschichte übertragen auf Ihre Erfahrungen mit Afrika: Welche Geschenke hat die Königin von Saba, hat Afrika Ihnen persönlich oder auch der Erzdiözese oder uns allen gebracht, und welche hoffen Sie, zurückgeben zu können?

**Erzbischof Ludwig Schick:** Von Afrika habe ich persönlich als Geschenke erhalten, und ich glaube, das kann man auch verallgemeinern: Die Freude, die Unvoreingenommenheit, auf Menschen zuzugehen, auch die tiefere Religiosität, die nicht wie bei uns meist verschämt gezeigt wird; dort ist man religiös auch unverschämt, zeigt die Freude auch in der Liturgie. All das ist eine große Bereicherung, auch der interreligiöse Dialog, der nicht in allen Ländern funktioniert, aber in vielen. Das sind die Gaben, die wir von Afrika haben können. Aber auch wir haben Gaben zu bringen. Nämlich die Gabe von Strukturen, die Gabe zum Beispiel von einem funktionierenden Staatswesen, in dem unterschieden wird zwischen Judikative, Legislative und Administrative. Was wir kirchlich einbringen können, sind unsere Formen von Laienmitarbeit, ob das die Verwaltungsräte für die Finanzen sind, Pfarr- und Gemeinderäte, da kann Afrika von uns etliches lernen. Auch bei uns können die kirchliche Verwaltung, das Laienengagement und mehr Partizipation am kirchlichen Leben noch besser werden, aber sie sind hilfreich, um Kirche aufzubauen und voran zu bringen.

**Florian Schuller:** Der kommende Weltmissionssonntag hat als Motto einen leicht abgewandelten Vers aus dem

Psalm 18: „Du führst mich hinaus ins Weite“. Zehn Verse später kommt im Psalm 18 dann einer meiner Lieblingssätze: „Mit meinem Gott überspringe ich Mauern.“ Ich wünsche uns allen, dass wir Mauern des Nichtwissens oder Nichtverstehens heute Abend übersprungen haben. Herzlichen Dank Ihnen beiden für die Hilfestellungen dazu, Herr Erzbischof, Herr Nooke, und danke allen Anwesenden, deren Interesse an Afrika sie heute hergeführt hat. □



War auch einer der Mitveranstalter: Christian Kainzbauer-Wütig, Geschäftsführer der Katholischen Erwachsenenbildung im Erzbistum Bamberg.

# Nachsinnen über die Schöpfung

27. Juni 2017, Tagungszentrum der Katholischen Akademie in München-Schwabing

Mit einem starken Akzent auf moderner Kunst und Musik beging die Katholische Akademie Bayern ihr 60-jähriges Bestehen in ihrem Tagungszentrum in München-Schwabing. In München lud die Akademie für den Abend des 27. Juni 2017 zur „Sommernacht der Künste“ in die Mandlstraße 23. Im Mittelpunkt des Abends zum Thema „Schöpfung“ standen Musikstücke, die mit Werken der bildenden Kunst, die in der Akademie beheimatet sind, in Beziehung treten. Die rund 230 Gäste – darunter viele Musikschaffende – konnten unter anderem zwei „Uraufführungen“

erleben, eine davon von Wilfried Hiller, sie durften den „Singphonikern“ lauschen und das sommerliche Ambiente der Akademie und ihres Parks genießen.

Wilfried Hillers Werk „Schöpfung – ein klingendes Mosaik“ – eine Auftragsarbeit für die Katholische Akademie – stand im Mittelpunkt des Abends. Es entstand unter Verwendung der Übersetzung des Buches Genesis von Martin Buber und Franz Rosenzweig, im Spiel mit einem Mosaik und Skulpturen von Antje Tesche-Mentzen im Atrium und Garten der Katholischen Akademie.



Künstlerin Antje Tesche-Mentzen mit Orgelprofessor Friedemann Winklhofer, der bei der Sommernacht der Künste mitwirkte.



Der Komponist und sein Librettist: Wilfried Hiller (re.) und Stefan Ark Nitsche.

Der Text stammt vom evangelischen Regionalbischof Stefan Ark Nitsche. So führte die Katholische Akademie als Mäzen einen katholischen Komponisten und einen evangelischen Librettisten, der sich auf eine jüdische Vorlage stützte, zusammen.

Die zweite Uraufführung des Abends war ein kleines, sehr bewegendes a cappella Stück der Komponistin Mona

Rasenberger. Die 1962 geborene Schülerin von Wilfried Hiller trat mit ihrem Werk zum großen Wandteppich – ein Werk von Christine Stadler (1922 bis 2000) mit dem Namen „Schöpfung“ – in Beziehung und vertonte das berühmte „Wessobrunner Gebet“, einen althochdeutschen Text vom Anfang des 9. Jahrhunderts, der als ältestes deutschsprachiges christliches Gedicht überhaupt gilt. □



Inspiziert von Blasius Gerg und seinem Werk „Vom Chaos zur Ordnung“: Franziska Strohmayer und Thomas Sporer spielten „Cruz“ von Luboš Fišer.



Das Video vom Mosaik, das beim Konzert zugespielt wurde, entstand mit Hilfe dieser surrenden Drohne.



„Die Singphoniker“ sangen zum Abschluss entspannende Lieder.



Die Geigerin Franziska Strohmayer und die Harfenistin Irmgard Gorzawski wirkten mit bei der Uraufführung von Wilfried Hillers „Schöpfung – ein klingendes Mosaik“.



Sorgten mit ihrem Schlagwerk für den Takt und den Sound: Takuya Taniguchi, Carl Amadeus Hiller und Thomas Sporer (v. l. n. r.).

# Leitsätze der Akademie

kritisches Hinterfragen **fördern**  
Plattform für **Reflexion** bilden Prozesse **anstoßen**  
positionieren in der **pluralen Welt**  
interdisziplinäres **Denken** fördern **Kooperationen** und Netzwerke **aufbauen**

---

**Wissenschaftliche Vertiefung des  
katholischen Weltverständnisses** virtuelle Räume **nutzen**

Freiheit des Christen in den **Mittelpunkt** stellen  
inneren **Gehalt** des **Glaubens** finden Wissenschaft **übersetzen**  
katholisches **Profil** stärken sprachfähige Theologie **weiterentwickeln**

Vielfalt katholischer **Bildungsträger** stärken  
dezentrale **Strukturen** stärken **Profil**  
mit der **KEB** regionale **Netzwerke** bilden  
verzahnen **Förderung der katholischen  
Bildungsarbeit**

---

in der **Bildungslandschaft** **positionieren** mit **Diözesen**  
übertragbare **Veranstaltungsformen**  
Struktur **flächendeckender**

aktuelle **Konfliktfelder** erkennen

**soziale Medien** einsetzen auf Menschen zugehen

jüngere **Zielgruppen** gewinnen

neue **Formate** und **Orte** ausprobieren **Ökumene** und **Weltreligionen** zuwenden

## Begegnung von Glaube und Welt im gegenseitigen Austausch

**Umwelt, Friede, Kapitalismuskritik** thematisieren

**Kunst und Kultur** pflegen

**Diskursfähigkeit** und **Streitkultur** stärken

angstfreiem **Denken** Raum geben

**vernünftigen Glauben** unterstützen

katholisches **Milieu** heute bilden

schärfen

thematischer und  
**methodischer**  
Leuchtturm sein

zusammenarbeiten

bilden

**Bildungswerke** bewahren

### Satzung § 2

Die Katholische Akademie in Bayern hat die Aufgabe, die Beziehungen zwischen Kirche und Welt zu klären und zu fördern.

---

# zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

---

**Jahrgang 47**

**Herausgeber und Verleger: Katholische Akademie in Bayern,  
München**

Direktor: Dr. Florian Schuller  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser  
Anschrift Verlag u. Redaktion: Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008, 80710 München  
Telefon / Telefax: 0 89 / 38 10 20 / 0 89 / 38 10 21 03  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Fotos: Akademie, Robert Kiderle,  
Florian Treitner  
Gestaltung: TreitnerDesign GbR, Egming b.  
München  
Druck: Kastner AG - Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 - 6, 85283 Wolnzach

---

Nachdruck und Vervielfältigung jeder Art sind nur mit Einwilligung  
des Herausgebers zulässig.

---

Abonnement der Zeitschrift entweder telefonisch: 0 89 / 38 10 20 oder  
unter [zurdebatte@kath-akademie-bayern.de](mailto:zurdebatte@kath-akademie-bayern.de)

Das Abonnement ist prinzipiell kostenlos. Wir erbitten jeweils am  
Jahresende einen freiwilligen Kostenbeitrag (Richtwert € 35,-).

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern,  
bei der LIGA Bank: Kto.-Nt. 2 355 000, BLZ 750 903 00  
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05

Infos über die Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern  
und über das Tagungszentrum: [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de)

---





[www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de)

